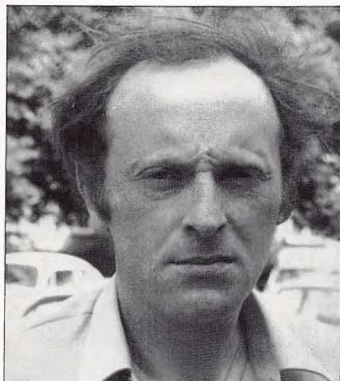


APRIL H 6021 F
MAI 2/1987
JUNI 12 DM

kontinent

OST-WEST-FORUM

HEFT 2/1987



IOSSIF BRODSKIJ
IN EINEM
ANDERTHALBZIMMER



IRINA RATUSCHINSKAJA
ERZÄHLUNGEN
UND MÄRCHEN

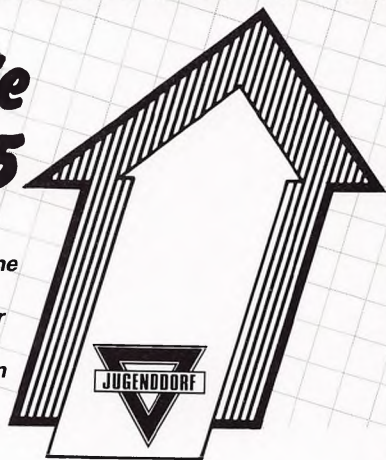
LESZEK KOŁAKOWSKI
DER GÖTZENDIENST DER POLITIK

OLEG WOLKOW
ZUM PRINZIP DER „GLASNOST“

JÓSEF LISIAK
AUFZEICHNUNGEN
AUS DEM POLNISCHEN ALLTAG

Betr.: **EIKE, 17, Schachgenie** **STEFAN, 15, Deutsch 5**

Der Staat kann nicht alles. Wir kümmern uns um die, die sonst verkümmern: Die Leistungsschwachen erhalten bei uns die gleiche Startchance wie die Leistungsstarken. Die **Jugenddorf-Christophorusschulen** sind lebendige, mobile Schulen, in denen der junge Mensch Personsein erlebt. Gemeinsam leben und lernen für die Verantwortung von morgen – eine Erfahrung, die seit 40 Jahren viele junge Menschen erfolgreich geprägt hat.



Jugenddorf-Christophorusschule Obersalzberg in Bayern:

8240 Schönau am Königssee, Tel. 08652/604-0
Sprachenfolge: E/L/F; L/E/F.
Förderkurs, pädagogische Begleitung bei den Hausaufgaben, Ganztagschule im Klassenverband, Sonderlernzeit. **Asthatherapie**, Musik, handwerkliches Gestalten. Wintersport, **Spitzensportler der Wintersportverbände**, eigener Skilift.

Jugenddorf-Christophorusschule Altensteig in Baden-Württemberg:

7272 Altensteig, Tel. 07453/8066
Sprachenfolge: ab Kl. 5 Englisch; ab Kl. 7 Latein oder Französisch; ab Kl. 9 im neusprachlichen Zug Französisch als 3. Fremdsprache.
Hilfe durch Mentoren, pädagogische Begleitung bei den Hausaufgaben, intensive Schüleraustauschprogramme mit den USA und Frankreich. **Schachgymnasium**, Chormusik, Instrumentalunterricht, Werken. Kanu, Leichtathletik, Judo, Schwimmen, Volleyball, Jazz-Tanz.

Jugenddorf-Christophorusschule Vermold in Nordrhein-Westfalen:

4804 Vermold, Tel. 05423/4046
Sprachenfolge: ab Kl. 5 Englisch; ab Kl. 7 Latein oder Französisch; ab Kl. 11 Latein oder Französisch oder Russisch.
Pädagogische Begleitung bei den Hausaufgaben, Einzeltherapie. **Gymnasium, Realschule, Hauptschule**. Chor, Kammermusikkreis, Instrumentalunterricht. Konzentrierte Sportarbeit in Schule und Freizeit.

Jugenddorf-Christophorusschule Oberurff in Hessen:

3584 Zwesten 2, Tel. 05626/751-753
Sprachenfolge: ab Kl. 5 Englisch; ab Kl. 7 Latein oder Französisch.
Förderkurse, Silentium, Hilfe durch Mentoren, pädagogische Begleitung bei den Hausaufgaben. **Legasthenie-Zentrum**. Jugendmusikschule, Laienspiel. Bergsteigen, Radfahren, Kanu, Reiten, Bogenschießen.

Jugenddorf-Christophorusschule Elze in Niedersachsen:

3210 Elze, Tel. 05068/701
Sprachenfolge: ab Kl. 5 Englisch; ab Kl. 7 Französisch oder Latein; ab Kl. 11 Französisch oder Latein als neue Fremdsprache.
Pädagogische Begleitung bei den Hausaufgaben, Einzelnachhilfe. **Arabisch-Zentrum**. Musikschule, Chor, Theater, Ballett, Werken, Foto, Informatik. **Leistungs-Schwimmen**.

Jugenddorf-Christophorusschule Braunschweig in Niedersachsen:

3300 Braunschweig, Tel. 0531/71051
Sprachenfolge: Englisch/Latein; Englisch/Französisch; Latein/Englisch; (Japanisch/Griechisch).
Ganztagschule, vielseitige pädagogische Individualhilfen, Hausaufgaben: Silentium mit Fachlehrern. **Spitzenbegabtenzweig**. Chor, Theater, Tanz. Breite Sportangebote.

Falls Sie weitere Informationen haben möchten, wenden Sie sich bitte an die Zentrale der **Jugenddorf-Christophorusschulen**:

**Christliches Jugenddorfwerk
Deutschlands e. V.**
Panoramastraße 55
7320 Göppingen
Telefon 07161/23030

Zwei Jahre nach Gorbatschows Machtantritt ist offenkundig, daß jahrzehntelange Stagnation in der Sowjetunion der Einsicht in bestimmte wirtschaftliche Erfordernisse und zugleich – zumindest äußerlich – einer augenfälligen Betriebsamkeit gewichen ist. Energisch, einfallsreich und geschickt ist Gorbatschow mit beträchtlichem Tempo an die paradox erscheinende Aufgabe herangegangen, die sowjetische Gesellschaft zu



Cornelia I. Gerstenmaier

dynamisieren und einen erstarrten Apparat zu rationalisieren. Dabei kommen dem im Umgang auch mit westlichen Medien versierten Parteichef Vorteile zugute, die ihn schon rein optisch von seinen drei Vorgängern unterscheiden. Bejahrt, hinfällig und kaum mehr artikulationsfähig erschien Tschernenko bereits zu Beginn seiner kurzen Amtszeit. Ein kranker Andropow, dessen Politik Gorbatschow im wesentlichen fortsetzt, hatte bereits intern die Überlegung geäußert, wonach Moskau seine Rolle als einer Hochburg des starren Dogmatismus in die einer „liberalen Oase“ verwandeln sollte, während sich die „Reaktion“ optisch an die Peripherie, d. h. auch in die Satellitenstaaten zu verschieben hätte. Andropow hatte mit der „Säuberung“ des Apparats begonnen, den seit Beginn der Sowjetmacht stets wiederkehrenden Feldzug gegen Korruption und Schlendrian forciert, zugleich aber auch den Kampf gegen Bürgerrechtler und andere „Disidenten“ verschärft.

Breschnew war während seiner letzten Amtsjahre – in seinen körperlichen und geistigen Funktionen sichtlich eingeschränkt – Zielscheibe öffentlichen Spotts geworden, was er mit Farcen wie der Verleihung des Leninpreises für Literatur an sich selbst noch begünstigte. Über all dem scheint heute in Vergessenheit geraten, daß unter der gewiß nicht liberalen Herrschaft Breschnews eine halbe Million meist jüdischer Sowjetbürger die UdSSR verlassen konnten, während heute nur mehr vereinzelt Ausreisevisa vergeben werden. Anderslautende halboffizielle sowjetische Versprechungen haben sich bisher nicht bestätigt. Auf dem Hintergrund der jüngsten spektakulären Freilassun-

gen politischer Häftlinge mag daran erinnert sein, daß auch Breschnew zu Beginn seiner Amtszeit etliche Dutzend (grobe Schätzungen sprechen von 200) politische Gefangene aus den Straflagern entließ – damals handelte es sich um explizite Gegner Chruschtschows. Unter Chruschtschow wiederum wurde ein erheblicher Teil der Millionen von ihm Freigelassenen rehabilitiert, während sich die der-

zeitigen Freilassungen aufgrund individueller Gnadenakte vollziehen. Da es sich um keine Amnestie handelt, sind die Kriterien, nach denen entlassen wird, nicht erkennbar. Fest steht nur, daß sich die Begnadigten in aller Regel schriftlich zum Verzicht auf „antistaatliche Tätigkeit“ und womöglich zur Lossagung von ihren Überzeugungen verpflichten müssen. Da den Begnadigten elementare soziale Rechte – wie das der Registrierung am Heimatort, Wohnung oder Arbeitsplatz – oft verweigert werden, zugleich Ausreisegesuchen nicht stattgegeben wird, droht manchen der jetzt Entlassenen erneute Verhaftung wegen „Parasitentums“ oder Verstößen gegen das Paßgesetz (Meldepflicht).

Nachdem der Regierungssprecher Gerassimow am 10. Februar die Begnadigung von angeblich 140 politischen Gefangenen bekanntgegeben und die Überprüfung der Urteile rund weiterer 140 Personen angekündigt hatte, konnte bis 20. März die Entlassung von 90 Häftlingen seit dem 2. Februar 1986 als gesichert angenommen werden. Allerdings war schon im Februar des Vorjahres mit der Freilassung einzelner, teils prominenter Gefangener wie Schtscharanskij, Orlow oder Irina Ratuschinskaja begonnen worden.

Die Rettung dieser Menschen, darunter die mühevoll erlangte Freiheit Anatolij Korjagins (dessen Sohn Iwan weiterhin in Haft ist), ist dennoch ein unerhört wichtiges, vor kurzem noch kaum denkbare Ereignis. Es ist so beglückend, wie zuvor die Verurteilung unschuldiger Menschen – oft der Besten ihres Landes – unerträglich war. Das weitere Schicksal dieser Freigelassenen gilt es indes so aufmerksam

zu verfolgen wie das der vielen noch in Haft befindlichen – und neu verhafteten – Bürgerrechtler bzw. Angehörigen religiöser und nationaler Gruppen. Die offiziellen sowjetischen Angaben über eine mögliche Strafrechtsreform sind so widersprüchlich wie derzeit vieles andere in der sowjetischen Politik. Einerseits haben hohe Justizbeamte von einer Überprüfung der berüchtigten „Antisowjetismus“-Paragrafen gesprochen, andererseits haben sie – auch neuerdings – die Existenz politischer Prozesse und damit das Faktum politischer Gefangener in der UdSSR geleugnet.

Auch Chruschtschow hatte auf dem 21. Parteitag von 1959 behauptet, es gäbe in der UdSSR nicht länger politische Häftlinge, obgleich sich zu jener Zeit die Lager längst wieder mit politisch Verurteilten gefüllt hatten. Chruschtschow setzte damals die tatsächlichen und vermeintlichen Entlassungen politischer Häftlinge als innenpolitisches Mittel ein, während Gorbatschow die jetzigen Begnadigungen nur dem Ausland gegenüber publiziert. Ähnliches gilt für die Rückkehr des Ehepaars Sacharow nach Moskau und für Sacharows Aussagen, die er bisher, mit einer Ausnahme – der zur Abrüstung auf dem Moskauer Friedensforum –, zwar ungehindert, aber einzig in westlichen Medien äußern kann. Auch die vollständige, formelle Rehabilitierung des Ehepaars Sacharow steht noch aus. Gleichwohl ist die vermutlich seit längerem im Politbüro beratene Aufhebung der Verbannung des Gelehrten gewiß dem persönlichen Einsatz Gorbatschows zu verdanken. Jener unvergeßliche, kaum noch zu erhoffende 23. Dezember 1986, an dem Sacharows siebenjährige Verbannung endete, wird vielleicht das bemerkenswerteste Zeichen in Gorbatschows Amtszeit bleiben.

Die Grenzen der selektiv gehandhabten und vornehmlich als politische Waffe in der Innenpolitik und Propaganda nach außen eingesetzten glasnost sind ebenso erkennbar wie die Grenzen eines im Sinne westlicher Demokratie-begriffe wohl kaum reformierbaren Systems. Es sind auch nicht Demokratisierung nach westlichem Zuschnitt, nicht Marktwirtschaft oder Pluralismus, die Gorbatschow anstrebt, sondern eine auf größere Effizienz zielende

Wirtschaftsreform, eher eine Umgruppierung des Apparats als die von ihm stets beschworene „Umgestaltung“ der Gesellschaft. So bleiben die Landesgrenzen geschlossen, der Umgang mit Ausländern für sowjetische Bürger weiterhin überaus beschränkt. „Das vollständige Fehlen einer öffentlichen Kontrolle über kardinale militärische und außenpolitische Entscheidungen“, erklärte unlängst Jurij Orlow, „die völlige Unmöglichkeit eines Zugangs der Presse zu Informationen über solche Entscheidungen bedeuten eine erhebliche Gefahr für den Frieden.“

Ungeachtet der jüngsten Abrüstungsvorschläge Gorbatschows ist auch daran zu erinnern, daß Reformen im Innern der Sowjetunion nicht zwangsläufig mit einer gemäßigten Außenpolitik einhergehen. Chruschtschow, unter dem die UdSSR ein liberales „Tauwetter“ erlebte, betrieb eine wiederholt aggressive Außenpolitik, die den Einmarsch in Ungarn, den Berliner Mauerbau und die Raketenstationierung in Kuba einschloß, während unter der Tyrannei Stalins kein gewaltsamer Versuch einer Rückintegration des 1949 aus dem kommunistischen Block ausgescherten Jugoslawien unternommen wurde.

Derzeit ist weder erkennbar, wie weit Gorbatschow in seinen Zugeständnissen gehen will, noch inwieweit er dies vermag. Sicher ist, daß Repression im Innern der Sowjetunion bis jetzt weit stärker geübt wird, als dies für das Regime zur Erhaltung seiner Macht erforderlich wäre. Sicher ist auch, daß die Strukturen der sowjetischen Herrschaft in sich stabil und zugleich von einer Eigendynamik sind, die systemverändernde Reformen ebenso behindern, wo nicht ausschließen, wie das Faktum eines multinationalen Imperiums.

Briefe, die uns in diesen Wochen aus der UdSSR erreichen, sind mitunter hoffnungsvoll, vielfach jedoch bedrückt, ja verstört und gelegentlich ironisch. „Von den Veränderungen in unserem Lande“, heißt es in einem dieser Briefe, „erfahren wir aus den westlichen Rundfunksendungen. Hier spüren wir nichts davon.“

Conrad F. Gethenwäyer

INHALT

- 4 Für eine Generalamnestie der politischen
Gefangenen in der UdSSR

ZU FRAGEN DER ZEIT

- 6 LESZEK KOŁAKOWSKI:
Der Götzendienst der Politik
- 18 IOSSIF BRODSKIJ:
In einem Anderthalbzimmer
- 33 OLEG WOLKOW:
Zum Prinzip der „Glasnost“
- 44 CZESŁAW BIELECKI:
Der Monolog der Staatsmacht
- 51 STEVAN PAVLOWITCH:
Tito: Vom „Gastarbeiter“ zum
vergöttlichten Monarchen
- 58 ANDREJ TARKOWSKIJ:
„Um uns geistig und seelisch zu erheben“
- 66 „Ich hoffe nie auf ein Regime“.
Gespräch mit IVAN M. JIROUS

BELLETRISTIK

- 73 IRINA RATUSCHINSKAJA:
Erzählungen und Märchen
- 78 IOSSIF BRODSKIJ:
Gedichte
- 79 NAUM KORSCHAWIN:
Das Gedicht vom Strick

BERICHTE, ZEUGNISSE, DOKUMENTE

- 80 SEMJON TSCHERTOK:
Eine Lektion für Eisenstein
- 86 JÓZEF LISIAK:
Aufzeichnungen aus dem polnischen
Alltag
- 93 LARISSA BOGORAS:
„Damit andere frei sein können“.
Zum Tode Anatolij Martschenkos
- 99 SERGEJ SWETUSCHKIN:
Brief aus dem Gefängnis
- 102 Informationen über eine Lagerabteilung
der 80er Jahre
- 103 ERNST ORLOWSKIJ:
Offener Brief an den Generalsekretär der
Vereinten Nationen
- 106 Für die Herrschaft des Rechts.
Aufruf an das Parlament der SFRJ und
an die jugoslawische Öffentlichkeit
- 108 WLADIMIR MAXIMOW:
Wolfgang Kasack zum 60. Geburtstag
- 110 BESPROCHENE BÜCHER
- 112 DER REDAKTION EINGESANDTE
BÜCHER UND SCHRIFTEN

IMPRESSUM

Herausgeber der deutschen Ausgabe: Aleksa Djilas, Cornelia Gerstenmaier

Chefredakteur: Cornelia Gerstenmaier

Redaktionelle Koordination: Wolfgang-Michael Böttcher

Redaktioneller Beirat: Wassilij Aksjonow, Zenko Barew, Alain Besançon, Nicholas Bethell, Enzo Bettiza, Iossif Brodskij, Wladimir Bukowski, Olivier Clément, Robert Conquest, Jozef Czapski, Pierre Daix, Milovan Djilas, Jerzy Giedroyc, Alexander Ginsburg, Paul Goma, Gustaw Herling-Grudziński, Sidney Hook, Irina Ilowajskaja-Alberti, Eugène Ionesco, Naum Korschawin, Eduard Kusnezow, Nikolaus Lobkowicz, Ernst Neiswestnyj, Amos Oz, Jaroslaw Pelenski, Norman Podhoretz, Andrej Sacharow, Andrej Sedych, Viktor Sparre, Strannik, Carl Gustaf Ströhm, Armando Valladares

Redaktionsanschrift: Kontinent, Postfach: 26 01 33, 5300 Bonn 2, Telefon: (02 28) 37 57 01, Telex: 8 85 259 kt

Verlag: „BURG“-VERLAG GMBH STUTTGART · BONN
Brentanostraße 20, Postfach: 12 06 08, 5300 Bonn 1,
Telefon: (02 28) 23 62 64

Geschäftsführer: Thomas Dannenmann

Kontinent erscheint 4 × im Jahr im „BURG“-VERLAG: Einzelheft 12,- DM zuzüglich Versandk. Abonnement: 40,- DM inkl. Versand. Bestellungen beim Verlag oder im Buchhandel.

Kontinent-Vertrieb: Postfach 10 02 12, 3016 Seelze 6, Telefon (05 11) 4 00 20

Satz: Computersatz Bonn GmbH, Bonn

Druck: Wächterdruck GmbH, Industriest. 25, 7124 Bönnigheim

Layout: Helm Renz, 5657 Haan

ISSN 0176-4179

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch als Übersetzung, vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Beiträge keine Haftung. Die von den Autoren vertretenen Ansichten und Meinungen werden nicht unbedingt von der Redaktion geteilt.

Titel der viermal pro Jahr erscheinenden russischen Ausgabe der Zeitschrift: КОНТИНЕНТ © 1987 by Kontinent Verlag GmbH, Berlin

Herausgeber und Chefredakteur: Wladimir Maximow
Sitz der russischen Redaktion: 11^{bis} rue Lauriston, F-75 116 Paris

Für eine Generalamnestie der politischen Gefangenen in der UdSSR

Appell an die Weltöffentlichkeit

Am 8. Dezember, am Vorabend des Tages der Menschenrechte, starb im Gefängnis in Tschistopol' der Schriftsteller Anatolij Martschenko – krank, erschöpft von einem viermonatigen Hungerstreik, noch keine 49 Jahre alt.

Anatolij Martschenko war einer der tapfersten Menschen und einer der konsequentesten Kämpfer für die Menschenrechte. Er gehörte zu den wenigen Menschen, die in ihrem ganzen Leben kein Wort der Lüge oder der Halbwahrheit sagen. Er war einer von denen, die man umbringen, aber nicht zerbrechen, nicht verbiegen und nicht zwingen kann, an der Leine der Doppelzüngigkeit und des Kompromisses zu gehen.

Über seinen Hungerstreik, mit dem er eine Amnestie für alle politischen Gefangenen erzwingen wollte, wußten sie alle Bescheid: sowohl im MWD¹ als auch im KGB und im ZK der KPdSU. Und sie, die „Hohe Obrigkeit“, ist in erster Linie verantwortlich für den Tod von Anatolij Martschenko. Sein tragisches Ende wiegt besonders

schwer in einer Zeit, in der verstärkt von der Demokratisierung der sowjetischen Gesellschaft die Rede ist und man allerorten versichert, daß die soziale Gerechtigkeit bald kommen werde. Solange die Zeitungsaufrufe zu mehr Bürgersinn und die Fernseh-Shows durch politische Strafprozesse „gestützt“ werden, solange der Kampf für den Frieden von Gewaltakten gegen Andersdenkende begleitet wird, gibt es und kann es keine Hoffnung auf sozialen Fortschritt geben.

Anatolij Martschenko ist tot. Die Regierenden des Landes können ihn nicht ins Leben zurückholen, aber sie sollten als Zeichen ihres aufrichtigen Strebens nach fortschrittlichen Reformen dringend Maßnahmen ergreifen, das Leben der in Gefängnissen und Arbeitslagern – vor allem in Hungerstreiks – Dahinsiehenden zu retten, Mustafa Dshemiljow, der sich seit dem 30. November in einem unbefristeten Hungerstreik befindet², vor dem Tode zu bewahren – und auch Sergej Grigorjanz³, Anatolij Korjagin⁴ und Sergej Chodorowitsch.

Wir fordern eine allgemeine Amnestie für die politischen Gefangenen in der Sowjetunion.

Wir fordern von der sowjetischen Regierung, daß sie unverzüglich folgende Paragraphen des Strafgesetzbuches der RSFSR sowie deren Entsprechungen in den anderen Unionsrepubliken wieder außer Kraft setzt: Paragraph 70, 72 und 190^{1,2,3}, Paragraph 188³ (der kürzlich erst eingeführt wurde und eine Verlängerung der Lagerhaft für den geringsten Verstoß gegen die Lagerordnung ermöglicht)⁵, sowie Paragraph 227. Auf der Grundlage dieser Paragraphen werden Menschen verfolgt wegen ihres initiativen Denkens, ohne das alle Aufrufe der Regierung zu Reformen im Lande nur eine ideologische Demarche bleiben. Das Strafrecht und der Strafvollzug müssen gemildert werden – dies wäre der beste Ausdruck von Humanismus.

Menschen guten Willens, wir rufen Euch auf, schließt Euch diesem Appell an!

Pinchas Podrabinek, Olga Korsinina, Jurij Kiseljow, Tatjana Trussowa, Asja Laschtschiwer, Tatjana Chodorowitsch, Wladimir Rjabokon, Tatjana Pletnjowa, Fjodor Finkel, Lija Finkel, Swetlana Majatnikowa, Nina Lissowskaja, Malwa Landa, W. Igrunow, Nikolaj Chramow, Alexej Swerjew, Alexander Rubtschenko, Viktor Grinjew, Marina Gudawa, Swetlana Balaschowa, Maria Bondorower, E. Matlina, O. Swjatoslawskaja, B. Margolina, A. Altunjan, Iwan Rudakow, Galina Michalina, Jewgenija Petschuro, Slobina, Nina Litwinowa, Wassiljew, Pekunowa, Pjotr Startschik, Sophia Kalistratowa, Kirill

Podrabinek, Nina Kowalenko, Xenia Kowalenko, Wladimir Gleser, Sinaida Gleser, Andrej Kriwow, Irina Kriwowa, Jewnina, A. Kimelfeld, Natalja Akuljonok, Kopot, Kristi, Syrojetskowskij, Sergej Gubin, Tamara Grigorjanz, Alexander Podrabinek, Alla Podrabinek, Boris Begun, Irina Nagle.

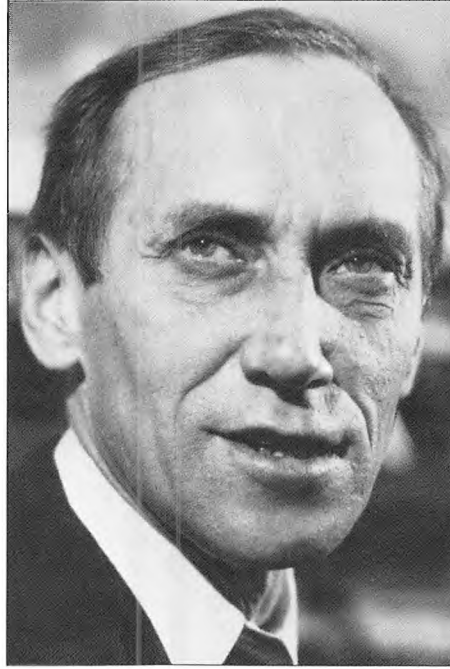
14. 12. 1986⁶

Aus dem Russischen von Peter Birken

Anmerkungen

- 1 Innenministerium
- 2 Am 18. 12. 1986 aus der Haft entlassen.
- 3 Im Februar 1987 aus der Haft entlassen.
- 4 Am 18. 2. 1987 aus der Haft entlassen.
- 5 Im Original fälschlich 188¹. In allen hier genannten Fällen handelt es sich um sog. „politische“ Paragraphen, wie dem der „Antisowjetischen Agitation und Propaganda“ u. ä.
- 6 Bis zum 18. 12. 1986 hatten insgesamt 68 Personen den Aufruf unterschrieben, darunter auch *Irina Ratuschinskaja*, die am gleichen Tag nach England ausreisen konnte.

Leszek Kołakowski, geb. 1927 in Radom (Polen). Frühzeitiger Eintritt in die kommunistische Jugendorganisation ZMP, später in die Partei. Studium der Philosophie an der Universität Lodz. Assistent bei Tadeusz Kotabiński und Adam Schaff. Später lehrte K. an der Parteihochschule, danach Dozent am Philosophischen Seminar der Universität Warschau. Er schrieb zunächst vorwiegend über die Philosophie des Mittelalters und der Renaissance. Folgte zunächst der offiziellen marxistischen Lehrmeinung. Bald wurde er jedoch zu einem der großen Vorkämpfer des Revisionismus. Trotz der ihm hierfür zuteil gewordenen öffentlichen Kritik bekam er Akademiestipendien für



westliche Universitäten (Holland und Paris), 1958 erhielt er den Lehrstuhl für Philosophie der Universität Warschau. 1966 Auschluß aus der Partei, 1968 Verlust des Lehrstuhls; K. reiste als Gastprofessor nach Kanada, später nach Berkeley. Seit 1970 – von Gastprofessuren in Yale (1975) und Chicago unterbrochen – Fellow am All Souls College in Oxford. K. ist u. a. Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels (1977) und des Erasmus-Preises (1983). Von seinem großen philosophischen, auch in dtsh. Übersetzung zugängl. Werk sind bes. die „Hauptströmungen des Marxismus“ zu erwähnen. Vgl. seine Beiträge u. a. in KONTINENT 10, 26, 27, 30, 34 und 37.

LESZEK KOŁAKOWSKI

Der Götzendienst der Politik

Wessen eine Demokratie eingedenk sein muß

Man betrachte den wahrscheinlich berühmtesten Satz, der je in der westlichen Hemisphäre geschrieben wurde: „Folgende Wahrheiten erachten wir als selbstverständlich: daß alle Menschen gleich geschaffen sind; daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind; daß dazu Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören.“ (Wenn es nicht der berühmteste Satz ist, dann zumindest der zweit-

berühmteste, nach „Coke is it!“.) Wir merken sofort, daß das, was Thomas Jefferson als selbstverständlich erschien, von den meisten der großen Männer, die weiterhin unsere politische Phantasie beeinflussen, als entweder rundweg falsch oder als bedeutungslos und auf Aberglauben beruhend angesehen werden würde: von Aristoteles, Machiavelli, Hobbes, Marx und all seinen Nachfolgern, von Nietzsche, Weber und übrigens auch von den mei-

sten zeitgenössischen politischen Theoretikern.

Wenn „selbstverständlich“ heißt, daß etwas offensichtlich ist oder daß es seine Wahrheit geradezu aus dem Sinn der jeweiligen Ideen ableitet, dann sind diese Aussagen ganz und gar nicht selbstverständlich. Man behält sie sich für feierliche Botschaften und Sonntagspredigten vor, doch sie sind für immer aus dem zulässigen philosophischen oder theoretischen Sprachgebrauch verbannt. Es gibt ein paar Denker, die immer noch in dem Glauben verharren, daß die Kriterien von Gut und Böse nicht frei von der menschlichen Rasse erfunden seien oder bloß deren biologische Varianten ausdrückten, sondern irgendwie in der Ordnung der Dinge verankert seien. Diese Abenteurer sind sich jedoch voll auf der Tatsache bewußt, daß sie sich auf schlüpfrigem Boden bewegen.

Man braucht nicht zu beweisen, daß ein solcher Wahrnehmungswandel bedeutungsvoll ist. Die rationalistische Weigerung, irgendeine ererbte Ordnung politischer oder moralischer Regeln als gegeben hinzunehmen, war, wie wir wissen, ein Aspekt desselben jahrhundertlangen Prozesses, in dessen Verlauf sich die Prinzipien wirtschaftlicher Handlungsfreiheit und gesetzlicher Gleichheit herausbildeten. Marktwirtschaft, die Philosophie des Rationalismus, liberale politische Lehren und Institutionen sowie moderne Naturwissenschaft stellten sich als zusammenhängende Erscheinungsformen derselben Entwicklung dar, und keine von ihnen hätte sich für sich allein durchsetzen können. Doch obwohl das Hauptziel dieser ideologischen und politischen Entwicklung einst die Kirche mit ihren Ansprüchen auf spirituelle und politische Vorherrschaft war, blieb ein wichtiger Teil der Aufklärung, wie ich meine, ideologisch inkonsequent in seiner Haltung dem christlichen Vermächtnis und dem Ausmaß der Schuld gegenüber, das sich aus diesem Vermächtnis herleitete. Die Aufklärung bekräftigte häufig die Rechte autonomer Vernunft, die Prinzipien der persönlichen Rechte und der Toleranz, wobei sie sich gegen kirchliche Institutionen, jedoch nicht gegen die christliche Tradition selbst wandte.

In dieser Hinsicht ähnelte die Aufklärung der Reformation und den frühen mittelalterlichen Häresien, die sich auf die Evangelien beriefen, um den institutionellen und dogmatischen Rahmen der römischen Kirche zu zerstören. Und dabei handelte es sich nicht nur um ideologische Blindheit oder politische Zweckmäßigkeit. Die modernen liberalen Lehren waren, wie sich zu Recht argumentieren läßt, historisch in dem biblischen Glauben verwurzelt, daß alle Menschen gleich und gleichermaßen wertvoll seien. Wie gewunden und widersprüchlich der Weg von der religiösen Bedeutung zu der politischen Bedeutung dieser Gleichheitsidee, wie oft er auch von Konflikten und Kämpfen übersät sein mochte, er war eine historische Realität.

Dies ist heute weitgehend vergessen worden. Die Ideen religiöser Toleranz und der Trennung von Kirche und Staat und – darauf aufbauend – der Trennung von Ideologie und Staat gehören zur natürlichen Ausstattung der republikanischen Tradition. Sie wurden gegen klerikalistische, wenn nicht gar, strenggenommen, theokratische Kräfte in der Christenheit etabliert, und sie haben sich in der westlichen Zivilisation durchgesetzt. Sie besagen, daß keine religiöse Organisation durch Gesetz privilegiert oder benachteiligt werden darf, daß es in öffentlichen Schulen keinen obligatorischen Religionsunterricht gibt, daß religiöse Bindungen irrelevant für Bürgerrechte und -pflichten sind und so weiter.

Wir dürfen freilich fragen, bis zu welchem Grade diese religiöse und ideologische Neutralität des Staates konsequent aufrechterhalten werden kann. In demokratischen Ländern werden Ideen ebenso wie Religionen von den Regeln des Marktes beherrscht: Der Verbraucher hat zahllose Wahlmöglichkeiten. Aber diese Freiheit zur Produktion, Anpreisung und Verteilung religiöser und ideologischer Güter ist selbst das Ergebnis einer ideologischen – und indirekt religiösen – Alternative. Wenn wir glauben, daß Freiheit besser ist als Despotie, daß Sklaverei der Idee der Menschlichkeit widerspricht, daß Gleichheit richtig ist und daß gesetzlich festgelegte Privilegien ungerecht sind, daß der Geist religiöser

Toleranz unterstützt und unterdrückerischer Fanatismus bekämpft werden sollte, dann sind wir nicht „neutral“, was die Grundwerte angeht. Das gleiche gilt für einen Staat, der diese Werte in der einen oder anderen Form in den Rahmen seiner Verfassung aufgenommen hat. Denn sonst wäre er neutral seiner eigenen Neutralität gegenüber, wodurch die Neutralität sich selbst ad absurdum führen würde.

Wenn solche Werte direkt oder indirekt biblischer Herkunft sind, gibt es keinen Grund, weshalb die Prinzipien der Unterscheidung unterminiert werden sollten, wenn man diesen Sachverhalt ausspricht. Sowohl in Anbetracht seiner historischen Entstehung wie seiner vorherrschenden Normen wäre es töricht, zu behaupten, daß irgendein Staat im Bereich der westlichen Zivilisation durch Neutralität im obigen Sinne nicht christlich, ebensowenig nicht islamisch oder nicht hinduistisch sei. Während der jüngsten Diskussion in den Vereinigten Staaten über freiwillige Gebete in den Schulen überraschte der fast hysterische Tonfall derjenigen, welche die Genehmigung für solche Gebete angriffen; als werde das Land dadurch in eine finstere Theokratie verwandelt, daß man ein paar Schülern gestattet, in einer Schulpause das Vaterunser zu beten. Allerdings ist diese besondere Thematik Teil eines größeren Konflikts, der ernstere Probleme wie Abtreibung und Todesstrafe sowie die Ausübung von Druck durch verschiedene intolerante oder sogar fanatische religiöse Gruppen umfaßt. Ich meine, daß es jedoch ratsam wäre, der allgemeinen Debatte über das Verhältnis zwischen Politik und religiöser Tradition gewisse mäßigende Einschränkungen aufzuerlegen.

Unzweifelhaft haben wir in den letzten Jahren erlebt, wie in verschiedenen Gebieten unseres Planeten die Rolle religiöser Organisationen und Ideen in politischen Auseinandersetzungen gewachsen ist. Dies könnte auf zunehmende Enttäuschung über die vorrangigen politischen Ideologien zurückzuführen sein, die aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg überkommen sind, als die politische Landschaft – verglichen mit unserer eigenen

– freundlich und verheißungsvoll schien. Es könnte von dem natürlichen Bedürfnis herühren, über Verhaltensregeln zu verfügen, die sowohl einfach wie absolut gültig sind. Es könnte zum Teil mit der simplen Tatsache zu tun haben, daß die bestehenden politischen Ideologien in vielen Ländern der Dritten Welt von wenig praktischem Nutzen sind, während die Notwendigkeit einer ideologisch begründeten Legitimität für das existierende Machtssystem immer drängender wird. Wir mögen diesen Prozeß erschrocken beobachten, aber man muß fairerweise anmerken, daß er kein nennenswertes Wachstum theokratischer Tendenzen in der Christenheit hervorgebracht hat – im Gegensatz zum Islam, wo diese Tendenzen (wenn auch erklärlich durch die historischen Wechselfälle der islamischen Religion und ihres Inhalts) recht kraftvoll sind. Die Furcht, daß die westliche Welt einer totalitären Theokratie zur Beute fallen könnte, scheint jeder Grundlage zu entbehren. Dagegen gewinnt die gegenläufige Tendenz, die das Christentum zu einer politischen Ideologie reduziert und dadurch seine Wurzeln abschneidet, an Resistenz.

Die andere Seite derselben politischen Erscheinung sieht so aus: Wir versuchen, in einer Welt zu überleben, die von einem Konflikt zerrissen wird, den man nicht einfach als Wettbewerb zwischen Großmächten um die Vergrößerung ihrer jeweiligen Einflusssphären sehen kann. Es handelt sich um einen Zusammenprall von Zivilisationen – einen Zusammenprall, der erstmals in der Geschichte weltweite Ausmaße angenommen hat. Wie abstoßend einige der vulgären Aspekte unserer Zivilisation auch sein mögen, wie geschwächt sie durch hedonistische Gleichgültigkeit, Gier und den Verfall der Bürgertugenden, wie zerrissen sie von Kämpfen und wie überfrachtet sie von sozialen Übeln sein mag: das überzeugendste Motiv für ihre bedingungslose Verteidigung (und ich bin bereit, dieses Adjektiv zu unterstreichen) wird von ihrer Alternative geliefert. Sie sieht sich der totalitären Zivilisation des Sowjetismus gegenüber, und was auf dem Spiel steht, ist nicht nur das Schicksal einer besonderen Kulturform, sondern der

Menschheit, wie wir sie kennen – nicht, weil diese neue Zivilisation militaristisch, imperialistisch und aggressiv ist, sondern ihrer erzieherischen Ziele wegen. Verspricht sie doch, menschliche Personen in vollkommen ersetzbare Teile der unpersönlichen Staatsmaschine zu verwandeln, wobei diese Teile keinen eigenen Willen, keine Fähigkeit zur Revolte, keinen eigenen kritischen Gedanken besitzen. Wir mögen entgegnen, daß dieses Ideal aus Gründen, die dem menschlichen Charakter innewohnen, unerreichbar sei. Aber eine starke Hinwendung zu jenem Ideal hat bereits entsetzliche kulturelle Katastrophen herbeigeführt und dürfte noch weitere bewirken.

Viele vertreten den Standpunkt, daß das geistige Vermächtnis der Aufklärung überprüft werden müsse, wenn wir der Gefahr begegnen wollen, daß unsere Zivilisation in nihilistischer Trägheit versinkt und zur leichten Beute der Tyrannei wird – das heißt, wenn wir dieser Gefahr mit einer umfassenden historischen Perspektive, nicht nur mit politischen oder militärischen Maßnahmen begegnen wollen. Tatsächlich gibt es wenigstens drei entscheidende Bereiche, in denen humanistische Überzeugungen ein selbstmörderisches Stadium erreicht zu haben scheinen.

Der erste ist der Glaube an sogenannte „absolute Werte“. Gewiß ist es höchst einfach gewesen, sich über „absolute Werte“ lustig zu machen, seit die Aufklärung uns davon überzeugte, daß alle menschlichen Anschauungen über Gut und Böse kulturell und historisch relativ seien, daß die Menschheit zudem schon genug unter Kämpfen zwischen den verschiedenen Religionen und Lehren gelitten habe, deren Anhänger – auf allen Seiten – von dem Glauben durchdrungen waren, die einzig privilegierten Träger der absoluten Wahrheit zu sein. Der humanistische Skeptizismus mit seiner Ablehnung „absoluter Werte“ schmiedete eine mächtige Waffe gegen den Fanatismus sektiererischen Haders und legte die Grundlage für den institutionellen Rahmen einer pluralistischen und toleranten Gesellschaft.

Dies brachte jedoch eine Gefahr mit sich. Es ließ die Ideen des Pluralismus und der Toleranz ebenso relativ werden wie ihre Gegensätze. Wir haben uns daran gewöhnt, viele Schrecken unserer Welt abzutun, indem wir von kulturellen Unterschieden reden. „Wir haben unsere Werte, sie haben ihre“, ist ein Satz, den wir häufig hören, wenn es um die Greuelthaten des Totalitarismus oder anderer Formen der Despotie geht. Meinen diejenigen, die solche Aussagen treffen, tatsächlich, daß es sinnlos und arrogant sei, Werturteile über den Unterschied zwischen pluralistischen Formen des politischen Lebens und der Gesellschaften abzugeben, in denen die einzige bekannte Methode des politischen Wettbewerbs die Abschachtung der Gegner ist? Wenn wir unsere Großzügigkeit in der Anerkennung kultureller Vielfalt so weit ausdehnen, daß sie alle Normen von Gut und Böse einschließt, wenn wir zum Beispiel behaupten, daß die Idee der Menschenrechte ein europäischer Begriff sei – ungeeignet und unverständlich für Gesellschaften mit anderen Traditionen –, wollen wir dann darauf hinaus, daß es Amerikanern stark mißfalle, gefoltert und in Konzentrationslager verfrachtet zu werden, während es Vietnamesen, Iranern und Albanern nichts ausmache oder ihnen sogar gefalle? Und wenn ja, was läßt sich dann gegen die Rassengesetze Südafrikas einwenden; weshalb sollten wir uns nicht mit der Aussage zufriedengeben, daß die Buren eben „ihre eigenen Werte haben“ und daß wir die Überlegenheit unserer Werte nicht beweisen können? Oder, um es ganz vereinfacht auszudrücken: sollen wir erklären, daß der Unterschied zwischen einem Vegetarier und einem Kannibalen nur eine Geschmackssache sei? Zugegeben, gewöhnlich bringen wir unsere aufgeklärte Toleranz nicht auf so kühne Weise zum Ausdruck, aber dies könnte daran liegen, daß es uns widerstrebt, die Konsequenz unserer Überzeugung derart deutlich zu machen. Es ist leichter, vage zu sagen, daß Gesellschaften unterschiedliche Werte hätten oder daß der Glaube an absolute Werte veraltet und naiv sei, als offen einzuräumen, daß Sklaverei so gut wie Freiheit sei, da es ja nichts wirklich

Gutes oder Böses gebe. Zumeist sind wir einfach inkonsequent, weniger aus kognitiven denn aus politischen Gründen; wir stellen unsere relativistische Gleichgültigkeit gern in Fällen zur Schau, die wir – unserer politischen Einstellung oder unserer Feigheit wegen – behutsam behandeln möchten, und behalten uns unsere moralische Unversöhnlichkeit und unsere „absoluten Werte“ für andere Fälle vor. Deshalb kann es angenehm sein, wenn man sich als Moralist Südafrika, doch als Realpolitiker und höflicher Relativist kommunistischen Systemen gegenüber verhält oder umgekehrt. So verwandeln wir unser politisches Engagement in moralische Prinzipien. Dies ist genau das, was mit dem Götzendienst der Politik gemeint ist: sich Götzen zu schaffen zum flüchtigen Gebrauch im politischen Spiel um die Macht.

Ich weiß, daß diese Aussage kein spezielles Problem löst. Sie soll auch keineswegs andeuten, daß moralistische Starrheit eine gute Basis für alle politischen Entscheidungen bilde oder daß man die gesamte Politik eines Staates etwa vom Begriff der Menschenrechte ableiten könne. Dies ist offensichtlich nicht praktikabel. Es ist leider unvermeidlich, daß viele Entscheidungen auf Kosten des Ethischen gehen. Blut zu vergießen ist immer böse, aber wir müssen zugeben, daß es nicht der Gipfel des Bösen ist. Im Laufe der gesamten Geschichte haben Menschen Blutvergießen für eine gute Sache akzeptiert. Es wäre töricht, festzusetzen, daß wir Blutvergießen unter allen Umständen und um jeden Preis vermeiden sollten, denn in manchen Fällen ist es der einzige Weg, schlimmeres Unheil und größeres Blutvergießen zu verhindern. Diese Worte mögen unangenehm in einer Welt sein, die im Schatten eines möglichen Krieges lebt und den täglichen Schrecken des Terrorismus ausgesetzt ist, aber nichtsdestoweniger stellen sie eine triviale Wahrheit dar. Ausschlaggebend ist, daß wir uns unserer Alternativen bewußt sein und die Dinge beim Namen nennen sollten, was in politischen Konflikten selten geschieht. Wenn wir keine Möglichkeit haben, Böses zu vermeiden, sollten wir wenigstens

nicht vermeiden, es als solches zu identifizieren.

Der Glaube an *a priori* gültige Normen von Gut und Böse und das Eingeständnis, daß es unratsam ist, politische Entscheidungen allein auf sie zu gründen, lösen wiederum kein spezifisches politisches Problem. Aber es ist nichts Verstiegenes an einer Überlegung, die – ohne in politischen Angelegenheiten direkt nützlich zu sein – dahin geht, die nichtpolitischen Quellen solcher Übel zu untersuchen, die das politische Leben beeinträchtigen: nicht unsere technische Unfähigkeit, mit Problemen fertig zu werden, sondern unsere Unfähigkeit, Probleme zu meistern, die nicht technischer Art und nicht durch technische Mittel lösbar sind. Man könnte mit Recht behaupten, daß diese Unfähigkeit ein Teil der Mentalität ist, die wir von der Aufklärung ererbt haben, vielleicht sogar von den besten Aspekten der Aufklärung: von ihrem Kampf gegen Intoleranz, Selbstzufriedenheit, Aberglauben und die unkritische Anbetung von Tradition.

Selbst wenn die großen Meister der Aufklärung ihre relativistischen Ideen nicht unbedingt in einer Form entwickelten, die – wie ich behaupte – einen lähmenden Einfluß auf unsere derzeitige Fähigkeit zum Widerstand gegen das Böse und die Intoleranz ausübt, so säten sie doch einen guten Samen, der schließlich gefährliche Frucht tragen sollte. Die Leugnung „absoluter Werte“ sowohl um rationalistischer Prinzipien wie des allgemeinen Geistes der Offenheit willen bedroht unsere Fähigkeit, überhaupt eine Unterscheidung zwischen Gut und Böse zu treffen. Wenn man die Toleranz so sehr ausweitet, daß sie Fanatismus einschließt, begünstigt man im Grunde den Sieg der Intoleranz. Dem Kampf gegen das Böse unter dem Vorwand zu entsagen, daß wir unvollkommen seien, könnte unsere Unvollkommenheit in Barbarei verwandeln.

Der zweite Bereich, in dem wir eine verderbliche Tendenz der Aufklärung erkennen können, umfaßt den ungewissen und begrifflich fragilen Status der menschlichen Persönlichkeit. Die Aussage, daß der Mensch ein soziales Wesen sei, wird seit 23 Jahrhunderten

wiederholt, doch sie hat zumindest eine zweifache Bedeutung: Sie könnte eine triviale Tatsache meinen oder etwas, das nach philosophischen Maßstäben nicht nur äußerst kontrovers ist, sondern, wenn es allgemein akzeptiert würde, auch sehr schädlich, vielleicht sogar katastrophal für unsere Zivilisation sein könnte.

Es ist natürlich eine triviale Wahrheit, daß Sprache, Wissen, Denken, Fühlen und Hoffen jedes einzelnen von uns durch das geformt werden, was wir in der menschlichen Umgebung erfahren; daß wir weder körperlich noch geistig überleben könnten, ohne unsere Erfahrungen mit anderen zu teilen. Doch aus dieser Binsenweisheit folgt nicht, daß die Realität jedes einzelnen von uns völlig reduzierbar sei auf das, was andere uns gegeben haben, daß ein menschliches Wesen, abgesehen von seiner Teilnahme am Gemeinschaftsleben, buchstäblich nichts sei, als wäre jeder von uns nur eine Sammlung von Masken, die vor eine leere Fläche gesetzt werden – als gäbe es keine andere Menschlichkeit als kollektive Menschlichkeit, kein Selbst außer Rousseaus „*moi commun*“. Der Glaube an einen nicht reduzierbaren und einzigartigen Persönlichkeitskern ist keine wissenschaftlich beweisbare Wahrheit, aber ohne diesen Glauben ist die Idee der persönlichen Würde und der Menschenrechte eine willkürliche Erfindung, im leeren Raum schwebend, nicht zu verteidigen, leicht als unerheblich abzutun.

Die Überzeugung, daß Menschen ausschließlich von der Gesellschaft geschaffen würden, hat eine Reihe beunruhigender Konsequenzen. Viele haben den Verschleiß sowohl des Begriffs der persönlichen Verantwortung wie den des Gefühls für diese Verantwortung in der zeitgenössischen Zivilisation bemerkt und untersucht. Wenn „ich“ nicht „ich“ bin, wenn das Wort „ich“ ein Pronomen ist, dem keine Realität – wenigstens keine moralisch konstituierte Realität – entspricht, wenn ich mit den „objektiven“ Begriffen sozialer Beziehungen völlig definierbar bin, dann gibt es wirklich keinen Grund, weshalb „ich“, nicht die abstrakte „Gesellschaft“, für irgend etwas verantwortlich sein sollte. Ich erinnere mich, daß

im amerikanischen Fernsehen ein junger Mann – er war wegen der brutalen Vergewaltigung eines kleinen Mädchens verurteilt worden – erklärte, daß „jeder Fehler macht“. Und nun wissen wir, wer das Kind vergewaltigte: „jeder“, das heißt niemand. Es ist unnötig, weitere Beispiele anzuführen, da die allgemeine Tendenz, die Verantwortlichkeit für die Handlungen einzelner auf kollektive Gebilde abzuwälzen, gut bekannt ist und nur zu leicht dokumentiert werden kann.

Unsere Unfähigkeit, den besonderen, nicht reduzierbaren, ontologischen Status der Persönlichkeit zu bejahen, hat einen noch unheilvolleren Aspekt. Sie raubt uns jeden theoretischen Schutz vor totalitären Doktrinen, Ideologien und Institutionen. Wir sind nicht mehr berechtigt, dem menschlichen Wesen einen absoluten und unersetzlichen Wert beizumessen, da es nur noch ein Ausdruck des unpersönlichen Ganzen ist; deshalb sind wir nicht berechtigt, uns der Vorstellung zu widersetzen, daß Individuen Organe des Staates und daß alle Aspekte ihres Lebens – so wie ihr Leben selbst – entsprechend zu behandeln seien, daß ihr Wert sich allein an ihrem Nutzen für den Staat orientiere. Derselben Voraussetzung zufolge können wir uns nicht gegen jene Aspekte der Demokratie wenden, die unter gewissen Bedingungen mit dem Totalitarismus vereinbar sind (zum Beispiel das Mehrheitsprinzip, das als absolute Norm begriffen wird).

Der Unterschied zwischen der persönlichen und der kollektiven Seite unseres Lebens gewinnt besondere Bedeutung in der modernen Zeit, da er politisch in zwei Erfordernissen zum Ausdruck kommt, die sich stets voneinander abheben und einander bisweilen einschränken: Beteiligung an der Macht einerseits und persönliche Rechte andererseits. Das Recht, durch demokratische Institutionen an der Macht teilzuhaben, sichert nicht automatisch den Schutz der persönlichen Rechte. Die letzteren – weit davon entfernt, eine Ausdehnung des Mehrheitsprinzips zu sein – erlegen diesem Prinzip Beschränkungen auf, denn persönliche Rechte könnten mit Billigung der

Mehrheit unterdrückt werden. Eine despotische oder sogar totalitäre Ordnung, die von der Mehrheit unterstützt wird, ist nicht nur denkbar, sondern kann durchaus anhand von Beispielen illustriert werden. Eine von Verzweiflung und Furcht niedergeschlagene Gesellschaft kann, in Panik versetzt, die Lösung in einer Tyrannei suchen, die den einzelnen – einschließlich jener, die sie unterstützen – ihre persönlichen Rechte entzieht. Eine Mehrheit verlieh Hitler, Chomeini, vielleicht Mao die Macht, wenn nicht immer durch aktive Hilfe, so wenigstens durch passive Unterwerfung. Normalerweise enden alle Revolutionen, die eine Tyrannei etablieren, sehr bald in einem heftigen Katzenjammer, gewöhnlich jedoch zu spät, als daß die Menschen das Joch, das sie sich selbst auferlegt haben, abschütteln könnten.

Vielleicht sollten wir den Standpunkt vertreten, daß der Schutz persönlicher Rechte in unserer Welt wichtiger ist als die Verteidigung des Systems der Teilhabe an der Macht. Wenn persönliche Rechte mit der aktiven oder stillschweigenden Unterstützung der Mehrheit zerstört werden können, gilt auch das Umgekehrte: Persönliche Rechte können dort geschützt werden, wo es nur eine sehr geringe Beteiligung an der Macht geben mag. Wir können aus verschiedenen historischen Zeitabschnitten und Ländern Beispiele für milde Autokratien oder Oligarchien anführen, in denen sich die Beteiligung an der Macht auf einen winzigen privilegierten Kreis der Bevölkerung beschränkte, in denen kein allgemeines Wahlrecht existierte und in denen die persönlichen Rechte trotzdem, wenn nicht vollkommen, so doch einigermaßen gut, geschützt waren – und in denen Menschen normalerweise keiner gesetzlosen Brutalität zum Opfer fielen, in denen das Gesetz geltend gemacht wurde und das kulturelle Leben keine ernstlichen Einschränkungen erlitt.

Schon ein ganz oberflächlicher Blick auf die europäische Geschichte kann beweisen, daß das Leben in einer nichtdemokratischen Ordnung nicht unbedingt von unablässigem Grauen erfüllt sein muß, daß Individuen (reiche wie arme) recht gut überleben und die Künste

blühen können, daß eine Autokratie, wenn nicht allzu großzügig, so doch ohne Grausamkeit sein kann. Um diese Argumentation zu unterstützen, bringen manche vor, daß die Beteiligung am demokratischen Prozeß weitgehend illusorisch sei oder sich – wie der so sehr unterschätzte französische Denker Jacques Ellue sagt – auf politisches „Engagement“ reduziere, was nichts anderes heißt, als daß man seinen eigenen Willen dem der Berufspolitiker unterwirft. Darüber hinaus deuten in demokratischen Ländern viele Zeichen darauf hin, daß das Maß der Identifikation der Menschen mit der Regierung, die sie durch freie Wahlen an die Macht gebracht haben, nicht beeindruckend groß ist.

Diese Argumente sind wahrscheinlich vernünftig, aber sie machen nur die Hälfte der Wahrheit aus. Die andere Hälfte besagt, daß diese Beispiele für milde autokratische oder aristokratische Ordnungen nicht aus der Gegenwart, sondern aus der Vergangenheit stammen. Heute gibt es keine gütigen Tyranrien mehr, keine aufgeklärten und zartfühlenden Autokratien. Vielleicht sind sie – aus Gründen, über die wir nur spekulieren können – kulturell unmöglich geworden. Die Macht ist stets als Gut an sich begehrt und angestrebt worden, nicht nur als Instrument, um anderen Vorteile zu verschaffen. Aber die Vorstellung, daß jeder das Recht auf Beteiligung an der Macht habe, ist relativ junger Herkunft, und sie gehört so sehr zur ideologischen Ausrüstung der modernen Zeit, daß man ihr sogar in den allergräßlichsten despotischen Regimen Lippendienste leistet. Wenn sie einmal etabliert ist, kann sie nicht beseitigt werden. Die Beteiligung an der Macht in einem demokratischen Prozeß – wie zweifelhaft sie dem einzelnen auch erscheinen mag (der in ihr häufig eher einen Beweis seiner eigenen Hilflosigkeit sieht als ein Mittel, mit dessen Hilfe er die Ereignisse beeinflussen kann), ist letzten Endes die einzige verlässliche Verteidigung gegen die Despotie und deshalb in unserer Welt eine notwendige Voraussetzung für den Schutz der persönlichen Rechte sowie des kulturellen Pluralismus.

Sie ist jedoch keine hinreichende Voraussetzung, und daher ist es wichtig zu bedenken, daß persönliche Rechte nicht die natürliche Konsequenz demokratischer Prinzipien sind, sondern diese ihnen Grenzen setzen. Und persönliche Rechte sind ihrerseits nur dann zu rechtfertigen, wenn man voraussetzt, daß es ein Reich persönlicher Realität gibt, das mit moralischen, nicht biologischen Begriffen definiert werden kann. Sie müssen mit moralischen Argumenten begründet werden, obwohl ihre Durchsetzung von politischen Bedingungen abhängt. In einer Welt, in der alles politisiert worden ist, muß man den altehrwürdigen Gemeinplatz wiederholen, daß politische Ziele mit nichtpolitischen Maßstäben zu messen sind. Dieser Gemeinplatz ist heutzutage vielleicht noch gewichtiger, da es nicht einmal eine Übereinstimmung über den allgemeinsten Rahmen politischer Ziele gibt und da niemand unbestritten definieren kann, was das aristotelische „gute Leben“ als politischer Zweck bedeutet. Lange Erfahrung hat uns gelehrt, daß Dinge, die wir als *a priori* gut billigen mögen, miteinander in Konflikt geraten: Sicherheit und Freiheit, Freiheit und Gleichheit, Gleichheit und persönliche Rechte, persönliche Rechte und Mehrheitsherrschaft.

Zudem geraten persönliche Rechte, soweit sie das Recht auf Besitz einschließen, unvermeidlich in Konflikt mit der Idee ausgleichender Gerechtigkeit. Es wäre sinnlos, beide ohne Einschränkung zu bekräftigen. Die normative Idee, daß alle Menschen Anspruch auf einen Anteil am Reichtum der Natur und den Früchten der Zivilisation haben, daß sie ein zumindest erträgliches Leben beanspruchen dürfen, daß die Institutionen des Wohlfahrtsstaates als Erfordernis der Gerechtigkeit, nicht nur aus politischer Notwendigkeit aufrechtzuerhalten sind, ist unvereinbar mit dem Recht jedes einzelnen, legal erworbenes Eigentum zu besitzen.

Es ist müßig, wenn wir Parolen wiederholen, die all unsere „Werte“ einbeziehen, als wüßten wir, wie sie gemeinsam durchzusetzen sind. Wenn wir zum Beispiel von „Frieden und Gerechtigkeit“ reden, sollten wir immer berücksichtigen, daß vierzig Jahre des Frie-

dens in Europa sich auf schreiende Ungerechtigkeit, die Versklavung der zentralen und östlichen Teile des Kontinents gründen. Wie unsicher und instabil dieser Frieden (im Sinne reiner Abwesenheit von Krieg) auch sein mag, er ist seit vier Jahrzehnten bewahrt worden. Wenn wir also Verallgemeinerungen wie „Frieden und Gerechtigkeit“ als Ausdruck unserer guten Wünsche benutzen, gehen wir in den meisten Fällen einfach nur echten Problemen und echten Alternativen aus dem Wege. Damit werden wir wieder auf Max Webers klassische Unterscheidung zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik verwiesen. Die guten Absichten eines Politikers sind für seine Leistung offenkundig unerheblich. Er wird danach eingeschätzt, wie er die vorhersehbaren – und häufig die unvorhersehbaren – Konsequenzen seines Handelns erahnt. So unangenehm es ist, wir können die berüchtigte Tatsache nicht verleugnen, daß Handlungen, die wir bereit sind als edel einzuschätzen, wenn sie vom einzelnen aus moralischen Gründen ausgeführt werden, nicht nur unentschuldig, sondern katastrophal sein können, sobald sie in politisches Handeln oder gar in die Richtlinien der Politik umgesetzt werden.

Jene Pazifisten früherer Zeiten, die sich aus religiösen oder moralischen Gründen weigerten, Waffen zu tragen, doch bereit waren, als Pfleger oder Krankenträger zu dienen und so die Gefahren der Soldaten zu teilen, verdienen vollen Respekt. Sie bewiesen, daß ihre Weigerung nicht durch eigenes Sicherheitsstreben, sondern moralisch motiviert war. Jene Pazifisten, die heute in politischen Organisationen agieren, müssen an politischen Kriterien gemessen werden, das heißt an ihrer Fähigkeit, die Konsequenzen ihres Tuns vorherzusehen, und nicht an ihrer Absicht, den Frieden zu sichern – als könne heutzutage jemand wünschen, einen globalen Krieg zu provozieren. Wenn man vernünftigerweise behaupten kann, daß ihre Aktionen den Krieg nicht unwahrscheinlicher, sondern wahrscheinlicher machen (was meiner Meinung nach für die Befürworter einer einseitigen Abrüstung in Europa gilt), müssen sie entspre-

chend beurteilt werden. Immerhin, die beabsichtigten Konsequenzen, ob sie Wirklichkeit werden oder nicht, müssen natürlich auch an nichtpolitischen Kriterien gemessen werden. Sonst wäre unbeirrbar Zielstrebigkeit – wie abscheulich das Ziel auch sein mag – der einzig gültige Maßstab.

Die Tradition der Aufklärung gewöhnte uns an die Vorstellung, daß alle Säulen, auf denen die menschliche Hoffnung für eine gute Welt ruhte – Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit, Frieden, Brüderlichkeit, Wohlstand, Überfluß –, gemeinsam und gleichzeitig in harmonischer Folge gebaut werden könnten. Nur sehr wenige von uns können diese Vorstellung jetzt noch vertreten oder sie ernst nehmen. Europäische Liberale und Sozialisten, die sie verbreiteten, mußten sich immer wieder von Konservativen den Vorwurf gefallen lassen, daß sie das allem Menschlichen innewohnende Böse nicht zu erkennen oder zu erklären vermochten; dieser Kritik zufolge sahen sie das Böse als einen technischen Fehler, als etwas Unwesentliches, das durch angemessene gesellschaftliche Methoden auszurotten sei. Liberale und Sozialisten warfen den Konservativen ihrerseits vor, sie benutzten die Doktrin vom unausrottbar Bösen als Vorwand zur Opposition gegen alle Reformen, die unser Schicksal erträglicher machen und menschliches Leid verringern könnten. Beide Vorwürfe sind nicht unberechtigt. Aus diesem Grunde ist es wahrscheinlich sicherer für uns, wenn Progressive und Konservative in unablässigem Konflikt miteinander leben, als wenn eine dieser unversöhnlichen Anschauungen den endgültigen Sieg davonträgt.

Der dritte Bereich, in dem das Vermächtnis der Aufklärung zerstörerische Folgen gehabt hat, umfaßt die Erosion des historischen Bewußtseins. Damit meine ich natürlich nicht die historische Forschung, die gedeiht und sich offenbar guter Gesundheit erfreut. Ich meine auch nicht den Historizismus als philosophische Doktrin, die seit Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend zu einem ideologischen Instrument geworden ist. Ich meine nicht einmal das Ausmaß historischen Wis-

sens, das sich Menschen in Schulen oder aus Büchern und durch das Fernsehen aneignen. Vielmehr denke ich an den fortschreitenden Verfall des Bewußtseins, daß unser geistiges Leben den Niederschlag der historischen Vergangenheit als reale und aktive Komponente einschließt und daß wir die Vergangenheit als nie verblassenden Bezugsrahmen für unser Tun und Denken begreifen müssen. (Daß unser Leben diese Komponente einschließt und von diesem Bezugsrahmen abhängt, könnte auch dann der Fall sein, wenn wir uns dessen nicht bewußt sind.) Es ist das Verdorren dieses Bewußtseins, auf das ich hinauswill.

Das ist natürlich keine neue Sorge; wenn ich sie anspreche, behaupte ich nicht, neue Kontinente zu entdecken. Aber es ist eine Sorge, die sich zu diskutieren lohnt, während wir eine neue Epoche beginnen, in der Kinder vom frühesten Alter an vor Computern sitzen und ihr Geist völlig von Rechenvorgängen geformt werden wird, so daß historisches Selbstverständnis in Bedeutungslosigkeit oder Vergessenheit versinkt.

Die Muse der Geschichtsschreibung ist sanft, gebildet und zurückhaltend, aber wenn sie mißachtet und im Stich gelassen wird, nimmt sie Rache und blendet diejenigen, die sie vernachlässigen.

Seit Descartes war es aus offensichtlichen Gründen ein wichtiger Trend der Aufklärung, die historisch definierte Idee der menschlichen Existenz abzutun. Erstens, weil sie unbedeutend für den Fortschritt von Wissenschaft und Technik und für das künftige Glück der Menschheit schien. Zweitens, weil Respekt vor der Geschichte die Verehrung der Tradition als solcher einschloß, die Ehrfurcht vor dem, was alt und etabliert ist, aus keinem besseren Grunde, als daß es alt und etabliert ist. Dieser Mentalität zufolge sind wir, die Angehörigen der modernen Zeit, alt, während die Klassiker – wie viele Denker seit Bacon behauptet haben – Kinder waren. Und es ist sinnlos, wenn bejahrte Menschen im Geist von Kleinkindern nach Weisheit suchen.

Freilich drückt heutzutage kaum jemand die rationalistische Verachtung der Ge-

schichte auf so stark vereinfachende Weise aus. Aber die natürliche Veranlagung des rationalistischen Geistes scheint in der allgemeinen Erziehung und in den intellektuellen Gewohnheiten der Neuzeit die Oberhand über die historische Neugier gewonnen zu haben. Man hat uns immer wieder erklärt, daß wir von der Geschichte nichts lernen können. Auch diese Aussage ist in einer Hinsicht trivial zutreffend und in anderer verderblich falsch. Sie ist zutreffend in dem Sinne, daß historische Ereignisse und Situationen definitionsgemäß einzigartig sind; der historische Prozeß besteht aus zahllosen Zufällen, unwiederholbaren Übereinstimmungen, disparaten Kräften, die einander auf unberechenbare Art beeinflussen. Abgesehen von einsichtigen Plattitüden können wir dem historischen Studium keine nützlichen Verhaltensregeln entnehmen, die auf neue Situationen anwendbar sind. Ein Politiker – um ein Beispiel Machiavellis zu nennen – braucht sich nicht in die Schicksale römischer Kaiser zu vertiefen, um zu entdecken, daß er sich nicht auf die bedingungslose Loyalität der von ihm geförderten Personen verlassen kann. Und um uns bewußt zu machen, daß verlorene Kriege sehr wahrscheinlich innere Unruhen auslösen, brauchen wir uns nicht mit der Geschichte des modernen Rußland zu beschäftigen.

Wenn man von solchen Beobachtungen jedoch das allgemeine Prinzip ableitet, daß „wir nichts aus der Geschichte lernen“, impliziert man, daß historisches Wissen nur dann nützlich wäre, wenn es uns technische Anleitungen lieferte, die wir auf Regierungsgeschäfte, auf das Wettstreiten um die Macht, auf Kriegführung anwenden können. Da historische Studien in diesem Sinne nachweislich unbrauchbar sind, könnte man behaupten, daß sie überhaupt wertlos seien. Diese manipulierende, rein technische Betrachtung der Vergangenheit ist eine natürliche Konsequenz der allgemeinen rationalistischen Weltanschauung, und sie könnte unserer Zivilisation erheblichen Schaden zufügen.

Wir befassen uns nicht deshalb mit Geschichte, um zu erfahren, wie wir uns verhalten sollen oder wie wir Erfolge erringen können,

sondern um zu wissen, wer wir sind. Und dabei kommt es nicht auf das Ausmaß unserer Bildung an. Aus einem guten historischen Film – zum Beispiel über Richard III. – kann ich mehr lernen, als ich je über das Thema gewußt habe. Aber mein neuerworbenes Wissen ist ein Gegenstand der Unterhaltung, und was meine geistige Entwicklung betrifft, unterscheidet es sich nicht von dem „Wissen“, das ich aus einem rein fiktiven Thriller beziehe. Gebildete (und sogar ungebildete) Menschen in vorindustriellen Gesellschaften, deren historische Kenntnisse sehr spärlich waren, mögen historischer – in dem Sinne, den ich hier meine – gewesen sein als wir. Die historische Tradition, in der sie lebten, setzte sich aus Mythen, Legenden und mündlich überlieferten Erzählungen zusammen, deren materielle Genauigkeit häufig zweifelhaft war. Aber dies genügte, ihnen das Gefühl des Lebens innerhalb einer kontinuierlichen religiösen, nationalen oder Stammesgemeinschaft zu geben, sie mit einer Identität auszustatten, die das Leben geordnet (oder „sinnvoll“) machte. In dieser Hinsicht war ihre historische Tradition etwas Lebendiges, und sie lehrte die Menschen, wofür sie verantwortlich waren und weshalb und wie sie diese Verantwortung praktisch zu übernehmen hatten.

Andererseits wäre es schwierig, den Einwand zu widerlegen, daß die Geschichte – nicht als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung, als irdisches Wissen begriffen, sondern als eine gebieterische Kraft, welche die Menschen durch das Bewußtsein eines gemeinsamen Schicksals und gemeinsamer Verantwortlichkeiten miteinander verbindet – unweigerlich eine mythologische Geschichte sein müsse – nicht zu hinterfragen und immun gegen rationale Überprüfung. Zudem haben historische Mythen ihre Macht gewöhnlich auf die Stammes- oder nationale Ebene beschränkt. Universalgeschichte – entweder als Rahmen für unser geistiges Leben oder sogar als Realität – bildet sich gerade erst heraus. Was einem alles umfassenden, Bedeutung schaffenden sozialen Gedächtnis am nächsten kommt, sind die Mythen der Weltreligionen,

aber keiner von ihnen hat sich als fähig erwiesen, wahrhaft universell zu werden. Buddha und Jesus haben der Menschheit zweifellos eine Erinnerung an Ereignisse von universeller Bedeutung – nicht beschränkt auf irgendeine Stammeswahrnehmung – vermittelt, doch selbst die mächtige Ausstrahlung dieser Ereignisse hat den Widerstand der Geschlossenheit von Stammbestanden nur in geringem Maße durchbrochen. Und während historisches Selbstverständnis die Tugend besitzt, einer speziellen Gemeinschaft ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu verleihen, hat es die Untugend, die menschliche Rasse als Ganzes zu zersplittern.

Mir ist klar, daß dies wie altes reaktionäres Gewäsch klingen könnte. Es ist alt. Es war nicht neu, als Georges Sorel die utopischen Träumer verspottete, die, jeder historischen Realität unkundig, eine perfekte Welt in ihrer Phantasie aufbauten. Es war nicht neu, als Dostojewskij sich über die Fortschrittsapostel lustig machte, welche die Geschichte haßten, weil sie das Leben selbst haßten. Es war nicht einmal neu, als Burke (teilweise in der Auseinandersetzung mit Paine) argumentierte, daß alle legitimen Gesellschaftsverträge vergangene Generationen einschlossen. Aber wer an der spirituellen Anfechtbarkeit junger Menschen interessiert ist und sich um sie sorgt, kann nicht leugnen, daß der Abbau eines historisch definierten „Zugehörigkeitsgefühls“ verheerend auf ihr Leben wirkt und ihre Fähigkeit bedroht, möglichen Heimsuchungen der Zukunft standzuhalten.

Und wir haben Grund, uns über den Verfall des historischen Bewußtseins in spezifischer und politisch relevanter Hinsicht zu sorgen. Eine manipulierende und rationalistische (im Unterschied zur „rationalen“) Betrachtung des historischen Wissens ist ein organischer Bestandteil der landläufigen Vorstellung, daß das Potential gesellschaftlicher Methoden unbegrenzt, daß die Gesellschaft „im Prinzip“ so formbar wie jedes Material sei, daß wir den Zufall Schritt für Schritt so effektiv aus historischen Prozessen ausschalten könnten, wie wir ihn aus unseren Maschi-

nen entfernen; daß wir – wenn wir klug und gutwillig sind – mit Hilfe dieser methodischen Fertigkeiten eine Gesellschaft ohne Bosheit und Feindseligkeit, ohne Mangel und Leid, ohne Verwirrung und Versagen schaffen könnten.

Sobald wir uns von dem Gedanken überzeugen lassen, daß die Vergangenheit sinnlos sei, weil sie uns keine zuverlässigen Rezepte zur Lösung spezifischer aktueller Probleme liefert, geraten wir in eine paradoxe Falle. Einerseits verlieren wir dadurch, daß wir ein klares Bewußtsein der kulturellen Kontinuität und somit einen historischen Bezugsrahmen für unsere Probleme einbüßen, die Grundlage, auf der diese Probleme überhaupt angemessen dargestellt werden können. Andererseits bilden wir uns leicht ein, daß die Vergangenheit – ignoriert oder auf ein Nichts reduziert – kein wirkliches Hindernis für unsere Vollkommenheitsträume sei, daß politische Methoden, hinreichend verbessert, fast bis zur Allmacht vorangetrieben werden können, daß alle menschlichen Sorgen mit politischen Mitteln zu lösen seien.

Wer erwartet, daß der Zufall aus sozialen Prozessen zu entfernen sei – und daß die Geschichte einfach durchgestrichen werden könne –, gibt sich einer tödlichen Illusion hin. Wer glaubt, daß menschliche Brüderlichkeit ein politisches „Problem“ sei, ahmt gleichsam die alten Saint-Simonisten nach, die hinten zuknöpfende Spezialjacken entwarfen, so daß niemand sich ohne die Hilfe anderer an- oder ausziehen konnte – dergestalt sollte universelle Brüderlichkeit gefördert werden. Es ist vernünftig zu hoffen, daß verschiedene Formen menschlichen Leids erfolgreich bekämpft, daß Hunger beseitigt und Heilverfahren für gewisse Krankheiten gefunden werden können. Wer sich jedoch vorstellt, daß der Mangel als solcher auszurotten sei, mißachtet jede historische Erfahrung, denn Mangel wird durch Bedürfnisse definiert, und menschliche Bedürfnisse können ins Unendliche wachsen. In all diesen Hoffnungen nehmen wir wiederum den Geist des Götzendienstes wahr.

Es gibt keine „historischen Gesetze“, aber es gibt Schichten der Realität – klimatische, de-

mographische, technische, wirtschaftliche, psychologische, intellektuelle –, die sich mit unterschiedlichem Tempo ändern und bewegen, ihre Energien auf unregelmäßige Art miteinander verbinden und uns immer wieder durch Extravaganzen und Launen überraschen. Historisches Wissen kann nicht verhindern, daß diese Überraschungen sich einstellen. Es liefert keine Hinweise dafür, das nicht Vorherzusagende vorherzusagen. Aber es kann uns wenigstens vor törichten Hoffnungen schützen und die Grenzen all unseres Strebens enthüllen – Grenzen, die von physischen und kulturellen Konstanten, von unwandelbaren Aspekten des menschlichen Charakters, von der Natur selbst und vom Gewicht der Tradition definiert werden.

Die Bedingungen des politischen Wettbewerbs sind so anspruchsvoll, daß Berufspolitiker und Staatsmänner keine Zeit oder Energie für uneigennütziges Studien übrig haben. Sie beschränken ihr Wissen auf das, was für ihre Alltagsarbeit nützlich und relevant sein mag, und können es sich nicht leisten, die Art von Distanz zu aktuellen Ereignissen zu halten, die eine größere historische Perspektive ihnen vielleicht verschaffen würde. Natürlich waren auch jene wenigen Politiker der letzten Jahrzehnte, die mit der historischen Vergangenheit vertrauter waren – etwa de Gaulle und Churchill –, nicht vor Irrtümern geschützt. Aber wenn ihr Einfluß profunder und anhaltender war, so geht dies vielleicht auf ihr unerschütterliches Bewußtsein zurück, in einer kontinuierlichen historischen Strömung zu leben und von ihr eingeschränkt zu werden.

In den drei Bereichen, in denen, wie ich darzustellen versucht habe, die Vieldeutigkeiten unseres kulturellen Erbes zu lähmenden inneren Widersprüchen gereift sind, können wir uns leider nicht durch die Hoffnung trösten, ein wohlausgewogenes *juste milieu* zu entdecken. Die Wahl zwischen Glauben oder Unglauben an „absolute Werte“ wird uns oft als eine Wahl zwischen fanatischer Unversöhnlichkeit und nihilistischer Gleichgültigkeit dargeboten. Wenn man den inneren und nicht reduzierbaren Wert des persönlichen Lebens

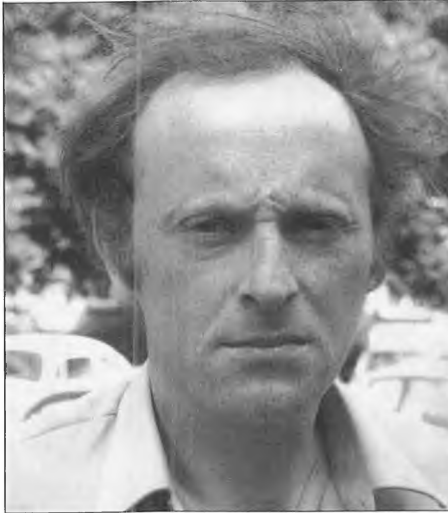
bekräftigt oder verwirft, kommt man leicht dazu, entweder die Idee ausgleichender Gerechtigkeit einfach abzulehnen oder der totalitären Versuchung nachzugeben; das heißt, entweder die unannehmbaren Aspekte des Liberalismus oder die unannehmbaren Aspekte des Kollektivismus zu akzeptieren. Die historische Dimension unseres Lebens als eine Sinnquelle zu erfahren oder die Gültigkeit dieser Erfahrung zu leugnen läuft oft darauf hinaus, daß man entweder zu untätiger romantischer Verehrung der Vergangenheit als Mythos zurückkehrt oder daß man beschließt, Geschichte als solche sei irrelevant, und dadurch alle nicht-utilitaristischen Grundlagen des Gemeinschaftslebens zerstört. Und schließlich: Zu erklären, daß man „zwischen“ diesen Alternativen stehe oder sie in einer „synthetischen“ Betrachtung versöhnt habe, ist leicht in allgemeiner Hinsicht, jedoch schwierig, wenn man detaillierte Entscheidungen zu treffen hat; viele sind versucht, statt dessen einfach zwei unversöhnlichen Extremen gleichzeitig anzuhängen.

Wenn Menschen politische Entscheidungen fällen und die Einstellung anderer beeinflussen, könnten sie sich auf das göttliche Gesetz, das Naturgesetz und die Theorie des Gesellschaftsvertrages oder auf ihr Gespür für historische Kontinuität berufen, deren Vertreter sie sind, selbst wenn sie sich gegen sie auflehnen. Es scheint, daß wir kurz davorstehen, diese Bezugspunkte einzubüßen. Deshalb reduzieren wir Politik entweder auf technische Erfolgsregeln oder versuchen, unsere Existenz in gedankenloser und fanatischer Hingabe der einen oder anderen Art aufzulösen, oder fliehen aus dem Leben in eine Vielzahl uns betäubender Kunstgriffe. Vielleicht können wir geheilt werden, aber nicht schmerzlos.

Man mag einwenden, daß ich für meine Ausführungen ebenso gut den Titel der berühmten Abhandlung von Abélard, *Sic et non*, hätte entlehnen können. Es würde mir schwerfallen, diesen Vorwurf zu entkräften; es sei denn mit dem Hinweis, daß *Sic et non* ein geeigneter Titel für den größten Teil des Stoffes ist, aus dem unser Geist gemacht ist.

Aus dem Englischen von Albert Knierim

Iossif Brodskij, geb. 1940 in Leningrad. Erste Gedichte etwa 1958, inspiriert durch den Ungarn-Aufstand. Verdiente sich seinen Lebensunterhalt als Übersetzer, nachdem er in der UdSSR nicht publizieren durfte. 1964 wegen seiner literarischen Tätigkeit als „Parasit“ zu 5 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Der stenographische Prozeßbericht zirkulierte als Weißbuch im Samisdat und wurde 1965 in New York veröffentlicht. Nach scharfen Protesten namhafter russischer Schriftsteller wurde B. nach 1 1/2 Jahren freige-



lassen. 1972 zur Emigration gezwungen, lebt seither in den USA, wo er u. a. als Dozent tätig ist. Schreibt im Exil – wie den nachstehenden Essay – auch in englischer Sprache. Seine zahlreichen Gedichtanthologien und Veröffentlichungen erschienen großenteils russisch, aber auch in Übersetzungen. Brodskij gilt als einer der bedeutendsten russischen Dichter der Gegenwart. In seiner oft metaphysischen Lyrik bleibt er der klassischen Form verpflichtet. Vgl. u. a. seinen Beitrag in KONTINENT 32.

IOSSIF BRODSKIJ

In einem Anderthalbzimmer

I
Das Anderthalbzimmer (falls diese Raumeinheit außerhalb des Russischen einen Sinn ergibt), in dem wir drei lebten, hatte einen Parkettfußboden, und meine Mutter war strikt dagegen, daß die Männer in ihrer Familie, vor allem ich, in Strümpfen auf ihm liefen. Wir durften stets nur Schuhe oder Pantoffeln tragen. Wenn sie mir darüber Vorhaltungen machte, pflegte sie einen alten russischen Aberglauben zu berufen: Es ist ein böses Zeichen, so sagte sie, es kann einen Todesfall in der Familie verheißen.

Nun sind meine Mutter und mein Vater tot. Ich stehe am Gestade des Atlantik; viel, viel Wasser trennt mich von meinen beiden noch lebenden Tanten: ein wahrer Abgrund, groß genug, selbst den Tod in Verlegenheit zu brin-

gen. Jetzt kann ich nach Herzenslust in Strümpfen herumlaufen, denn ich habe keine Verwandten auf diesem Kontinent. Der einzige Todesfall in der Familie, der jetzt noch auf mich zukommen kann, ist vermutlich mein eigener, womit freilich Sender und Empfänger vermengt würden. Doch die Wahrscheinlichkeit dieser Verschmelzung ist gering, und darin besteht der Unterschied zwischen Elektronik und Aberglauben. Dennoch, wenn ich diese Bohlen aus kanadischem Ahorn nicht mit Strümpfen beschreite, so nicht um dieser Gewißheit willen und auch nicht aus Selbsterhaltungstrieb, sondern weil meine Mutter es nicht billigen würde. Ich glaube, ich will, daß die Dinge so bleiben, wie sie in unserer Familie waren, nun, da ich als einziger von ihr noch übrig bin.

II

Wir waren zu dritt in jenem Anderthalbzimmer: mein Vater, meine Mutter und ich. Eine Familie, eine typische russische Familie jener Zeit. Es war die Zeit nach dem Krieg, und sehr wenige Menschen konnten sich mehr als ein Kind leisten. Einige konnten sich nicht einmal einen lebendigen Vater leisten oder einen, der bei ihnen lebte: Der große Terror und der Krieg hatten in den Großstädten ihren Tribut gefordert; in meiner Heimatstadt besonders. Wir hätten uns also glücklich schätzen sollen, besonders, da wir Juden waren. Alle drei hatten wir den Krieg überlebt (und ich sage „alle drei“, denn auch ich wurde vorher geboren, 1940); meine Eltern jedoch hatten auch die dreißiger Jahre überlebt.

Ich glaube, daß sie sich glücklich schätzten, obwohl sie so etwas niemals gesagt hätten. Überhaupt nahmen sie sich selbst nicht besonders wichtig, höchstens, als sie älter wurden und Gebrechen ihnen zusetzten. Selbst dann hätten sie niemals vom Tod oder von sich selber so gesprochen, daß ein Zuhörer erschrocken oder zum Mitleid gedrängt worden wäre. Sie kannten nur stilles Murren oder an niemand Bestimmten gerichtete Klagen über ihre Schmerzen oder ausgiebige Erörterungen über dieses oder jenes Medikament. Das höchste, was meine Mutter je in dieser Richtung äußern mochte, war, daß sie auf ein chinesisches Prozellanservice von äußerster Feinheit deutete und sprach: „Das bekommst du einmal, wenn du heiratest oder wenn –“, und damit brach sie ab. Und dann erinnere ich mich noch, wie sie einmal mit einer fernen Freundin telefonierte, die, soviel ich wußte, krank war; ich erinnere mich, wie meine Mutter aus der Telefonzelle wieder auf der Straße, wo ich auf sie wartete, erschien, mit einem irgendwie seltsamen Ausdruck in ihren so vertrauten Augen hinter der schildpattgefaßten Brille. Ich beugte mich zu ihr (ich war bereits ein gutes Stück größer als sie) und fragte, was die Frau gesagt habe, und meine Mutter erwiderte, hilflos vor sich hin starrend: „Sie weiß, daß sie stirbt, und hat ins Telefon geweint.“

Sie nahmen alles als selbstverständlich gegeben hin: das System, ihre Machtlosigkeit, ihre Armut, ihren ungeratenen Sohn. Sie versuchten einfach, das Beste aus allem zu machen: zu essen auf den Tisch zu bringen – und was immer es sein mochte, daraus eine Mahlzeit zu bereiten –; mit dem Geld zurechtzukommen – und obgleich wir immer von Zahltag zu Zahltag lebten, ein paar Rubel zurückzulegen, damit das Kind auch etwas hatte: Kino, Museumsbesuche, Bücher, Süßigkeiten. Was wir an Geschirr, Geräten, Kleidung, Wäsche hatten, war immer sauber, geputzt, gebügelt, geflickt, gestärkt. Das Tischtuch war stets fleckenlos und glatt, der Lampenschirm darüber abgestaubt, der Parkettboden gebohnt und gefegt.

Das Erstaunliche war, daß sie niemals Langeweile kannten. Müdigkeit ja, aber keine Langeweile. Die meiste Zeit, die sie zu Hause verbrachten, waren sie auf den Beinen: am Kochen, am Waschen, im Hin und Her zwischen der Gemeinschaftsküche und unserem Anderthalbzimmer, mit dieser oder jener Hausarbeit beschäftigt. Wenn sie einmal saßen, dann natürlich bei den Mahlzeiten, aber hauptsächlich sehe ich meine Mutter auf dem Stuhl über ihre Singer-Nähmaschine gebeugt und unsere Kleider in Ordnung bringen, alte Hemdkragen umwenden, alte Mäntel ausbessern oder umändern. Was meinen Vater betrifft, so war die einzige Zeit, die er im Sitzen verbrachte, wenn er die Zeitung las oder wenn er am Schreibtisch arbeitete. Manchmal sahen sie sich in unserem Fernseher von 1952 einen Spielfilm oder ein Konzert an; dann saßen sie ebenfalls. So, in einem Sessel sitzend in dem leeren Anderthalbzimmer, wurde mein Vater vor einem Jahr von einem Nachbarn tot gefunden.

III

Er hatte seine Frau um dreizehn Monate überlebt. Von den achtundsiebzig Jahren ihres und den achtzig seines Lebens habe ich nur zweiunddreißig Jahre mit ihnen verbracht. Ich weiß fast nichts darüber, wie sie sich ken-

nenlernten oder über die erste Zeit ihrer Liebe; ich weiß nicht einmal, in welchem Jahr sie geheiratet haben. Und ebensowenig weiß ich, wie sie die letzten elf oder zwölf Jahre ihres Lebens verbracht haben, die Jahre ohne mich. Da ich es auch niemals erfahren werde, will ich lieber annehmen, daß es in seinem gewohnten Geleise weitergegangen ist, daß sie es sogar besser hatten ohne mich: zum einen finanziell, und dann, weil sie keine Angst mehr haben mußten, daß man mich wieder einsperren würde.

Außer daß ich ihnen im Alter nicht helfen konnte; außer daß ich nicht da war, als sie starben. Ich sage das nicht so sehr aus einem Gefühl der Schuld als vielmehr aus dem ziemlich egoistischen Verlangen des Kindes, seinen Eltern durch alle Stationen des Lebens hindurch zu folgen; denn jedes Kind wiederholt auf die eine oder andere Weise die Entwicklung seiner Eltern. Ich könnte darauf verweisen, daß man schließlich von seinen Eltern lernen möchte, wie die eigene Zukunft, das eigene Altern aussieht; man möchte von ihnen auch das Letzte lernen – wie man stirbt. Selbst wenn man nichts von all dem will: Man weiß, daß man von ihnen lernt, wie unabsichtlich auch immer. „Werde ich auch so aussehen, wenn ich alt bin? Ist dieses Herz-(oder sonst ein) Problem erblich?“

Ich weiß es nicht und werde es niemals wissen, wie sie sich während jener letzten Jahre ihres Lebens gefühlt haben. Wie oft sie Angst hatten, wie oft sie glaubten, sterben zu müssen, was sie empfanden, als ihnen noch eine Gnadenfrist gewährt wurde, wie sie die Hoffnung wiederaufnahmen, daß wir drei uns noch einmal wiedersehen würden. „Mein Herzchen“, so sagte meine Mutter, wenn wir über das Telefon miteinander sprachen, „das einzige, was ich von diesem Leben noch will, ist, dich wiederzusehen. Das ist das einzige, was mich noch aufrechterhält.“ Und im nächsten Augenblick: „Was hast du vorhin gerade gemacht, bevor du angerufen hast?“ – „Jetzt habe ich gerade abgewaschen.“ „Oh, das ist sehr gut. Abwaschen ist sehr gut. Manchmal ist es unglaublich heilsam.“

IV

Unser Anderthalbzimmer gehörte zu einer riesigen „anfilada“ – das aus dem Französischen genommene Wort, womit im Russischen eine „Flucht“ von Wohnungen bezeichnet wird –, die in ihrer Länge ein Drittel des Häuserblocks einnahm, an der Nordseite eines sechsstöckigen Gebäudes, das von drei Straßen und einem Platz umschlossen wurde. Das Haus war einer jener kolossalen Kästen im sogenannten maurischen Stil, der in Nordeuropa die Jahrhundertwende kennzeichnete. Erbaut 1903 – im Geburtsjahr meines Vaters –, war es zu seiner Zeit die architektonische Sensation von St. Petersburg, und Anna Achmatowa erzählte mir, daß ihre Eltern mit ihr in der Kutsche dorthin fuhren, um das Wunder zu sehen. An seiner westlichen Seite, die auf eine der berühmtesten Straßen der russischen Literatur, den Litejnyj-Prospekt, blickte, hatte einst Alexander Blok seine Wohnung. Unsere „anfilada“ hinwiederum war das Domizil jenes Ehepaars gewesen, das die literarische Szene des vorrevolutionären Rußland im gleichen Ausmaß beherrschte wie späterhin das intellektuelle Klima der russischen Emigration in Paris in den zwanziger und dreißiger Jahren: Dmitrij Mereshkowskij und Sinaida Hippus. Und von dem Balkon unseres Anderthalbzimmers aus hatte die larvengleiche Sinka den aufständischen Matrosen ihre Beschimpfungen herabgerufen.

Nach der Revolution wurde die „anfilada“ aufgeteilt, entsprechend der Devise, die Bourgeois „zusammenzupferchen“ – mit einer Familie pro Zimmer. Wände wurden zwischen den Zimmern hochgezogen, anfangs aus Sperrholz. Im Laufe der Jahre dann erhoben Regale, Ziegel und Stuck diese Unterteilungen zur baulichen Norm. Wenn es denn so etwas wie „Unendlichkeit im Raum“ gibt, dann nicht in seiner Ausdehnung, sondern in seiner Reduktion. Und sei es nur, weil die Reduktion von Raum seltsamerweise einheitlicher ist. Sie ist besser strukturiert und hat mehr Namen: eine Zelle, ein Kämmerchen, ein Grab. Das Ausgedehnte hat bloß die umfassende Gebärde zu bieten.

Das Minimum an Wohnraum pro Person beträgt in der UdSSR neun Quadratmeter. Wir hätten uns glücklich schätzen sollen, denn dank der Eigenart unseres Teils der „anfilada“ kamen wir insgesamt auf vierzig Quadratmeter. Dieses Übermaß erklärte sich unter anderem dadurch, daß meine Eltern für den Erwerb dieser Wohnung ihre beiden Einzelzimmer, die sie vor der Heirat bewohnten, aufgeben hatten. Dieses Konzept des Austauschs – oder besser Einhandelns (wegen seiner Endgültigkeit) – ist etwas, das sich einem Außenstehenden niemals vermitteln läßt. Eigentums Gesetze sind überall geheim, aber einige sind noch geheimer als die anderen, besonders wenn der Staat der Vermieter ist. Mit Geld zum Beispiel hat das nichts zu tun, da in einem totalitären Staat die Einkommenshöhe nur unwesentlich differiert – anders gesagt, jedermann ist so arm wie sein Nachbar. Man kauft seine Wohnstatt nicht: Man hat höchstens einen Anspruch auf ein räumliches Äquivalent zu dem, was man vorher besaß. Ist man zu zweit und hat die Absicht zusammenzuleben, kann man demgemäß die Gesamtquadratmeterzahl der beiden bisherigen Wohnungen beanspruchen. Was man dann bekommt, entscheidet der Beamte im städtischen Wohnungsamt. Bestechung ist zwecklos, da die Hierarchie unter diesen Beamten ihrerseits geheim ist, und grundsätzlich sind sie erst einmal geneigt, einem weniger zu geben.

Der Tausch nimmt Jahre in Anspruch, und der einzige Verbündete, den man hat, ist die Ermattung; d. h., man kann darauf hoffen, sie mürbe zu machen, indem man sich weigert, irgendwohin zu ziehen, wo man weniger hat als vorher.

Abgesehen vom rein Rechnerischen wird ihre Entscheidung von einer beträchtlichen Zahl subjektiver Erwägungen beeinflusst, die man niemals gesetzlich fixiert finden wird – wie z. B. Alter, Nationalität, Rasse, Beruf, Alter und Geschlecht des Kindes, soziale und geographische Herkunft, ganz zu schweigen von dem persönlichen Eindruck usw. Nur die Beamten wissen, wo etwas verfügbar ist, nur sie entscheiden darüber, was als räumliches Äqui-

valent zu gelten hat, und nur sie können ein paar Quadratmeter hier wegnehmen und da zugeben. Und welch einen Unterschied machen so ein paar Quadratmeter aus! Sie können ein Bücherregal unterbringen oder, noch besser, einen Schreibtisch.

V

Familien essen selten auswärts; in Rußland fast nie. Weder meine Mutter noch meinen Vater sehe ich in der Erinnerung je am Tisch eines Restaurants oder auch nur eines Cafés. Sie war der beste Koch, den ich kenne, mit Ausnahme vielleicht von Chester Kallman, aber der hatte mehr Zutaten zur Verfügung. Ich sehe sie am häufigsten in der Küche stehen, die Schürze umgebunden, das Gesicht gerötet und die Brille etwas beschlagen, mich vom Herd scheuchend, wenn ich etwas vom Feuer zu stibitzen versuche. Ihre Oberlippe glänzt von Schweißperlen; ihr kurzgeschnittenes, rotgefärbtes, aber sonst graues Haar kräuselt sich wirr. „Geh weg da!“ ruft sie. „Nicht so ungeduldig!“ Ich werde es nie wieder hören.

Kurioserweise paßten unsere Möbel zum Äußeren und Inneren des Hauses. Sie gefielen sich ebenso ausgiebig in imposanten Rundungen wie die Stuckornamente an der Fassade oder an den Wänden und Stützpfählern mit ihren gipsernen Girlanden voll geometrischer Pflanzenornamente. Außen wie innen regierte Hellbraun, eine Farbe wie Kakao mit Milch. Unsere beiden mächtigen, kathedralenartigen Kommoden freilich waren aus schwarzem gefirnißtem Eichenholz; sie stammten jedoch aus derselben Epoche – der Jahrhundertwende – wie das Haus selbst. Vielleicht war es das, was die Nachbarn von Anfang an, wie unbewußt auch immer, uns wohlgesonnen sein ließ. Und das war es vielleicht auch, weshalb es uns nach kaum einem Jahr in diesem Haus vorkam, als hätten wir dort schon immer gewohnt. Das Gefühl, daß die Kommoden ihr Zuhause gefunden hatten, oder umgekehrt, gab uns irgendwie die Vorstellung, daß auch wir nun seßhaft geworden waren, daß wir nicht weiter umziehen mußten.

Diese drei Meter hohen, zweistöckigen Kommoden (beim Umzug mußte man den mit einem Sims versehenen Aufsatz von dem elefantenfüßigen Unterteil abnehmen) bargen nahezu alles, was unsere Familie im Laufe ihres Bestehens angesammelt hatte. Die Rolle, die anderswo der Speicher oder Keller spielt, hatten bei uns diese Kommoden inne. Die verschiedenen Kameras meines Vaters, Zubehör zum Entwickeln und Abziehen und die Abzüge selbst, Geschirr, Bettwäsche, Tischtücher, Schuhschachteln mit Schuhen, die ihm zu klein und mir noch zu groß waren, Werkzeug, Batterien, seine alten Marinejacken, Ferngläser, Fotoalben, vergilbte illustrierte Zeitungsbeilagen, Schals und Hüte meiner Mutter, ein paar silberne Rasierklingen (Solingen), erloschene Blitzlichter, seine Kriegsauszeichnungen, ihre bunten Kimonos, die Briefe, die sie einander geschrieben hatten, Operngläser, Fächer, andere Erinnerungstücke – all dies war in den höhlenartigen Tiefen dieser Kommoden verstaut, die, wenn man eine ihrer Türen öffnete, ein Aroma von Mottenkugeln, altem Leder und Staub preisgaben. Auf der Ablage des Unterteils standen wie auf einem Sims zwei mit Likör gefüllte Kristallkaraffen und eine kleine Skulptur aus glasiertem Porzellan: zwei beschwipste Fischer, die ihren Fang schleppten. Meine Mutter staubte sie zweimal in der Woche ab.

VI

Mein Vater war Journalist – genauer gesagt Zeitungsfotograph, obgleich er auch Artikel schrieb. Da er meist für kleine Tageszeitungen schrieb, die sowieso nicht gelesen werden, begannen die meisten dieser Artikel mit „Schwere, gewitterschwangere Wolken hingen über der Ostsee . . .“, im Vertrauen darauf, daß das Wetter in unseren Breiten diese Eröffnung berichtenswert oder geeignet erscheinen ließe. Er besaß zwei akademische Grade: in Geographie, von der Universität Leningrad, und in Journalismus, von der Schule der Roten Journalisten. In letztere hatte er sich eingeschrieben, nachdem ihm

klargemacht worden war, daß er keine Hoffnungen auf Reisen, zumal ins Ausland, hegen könne: als Jude, als Sohn eines Ladenbesitzers und als Nichtparteimitglied.

Der Journalismus (in gewissem Ausmaß) und der Krieg (entscheidend) schufen den Ausgleich. Er bereiste ein Sechstel der Erdoberfläche (die gängige Definition für das Territorium der UdSSR) und viele Gewässer. Obwohl er zur Marine eingezogen wurde, begann der Krieg für ihn 1940 in Finnland und endete 1948 in China, wo man ihn mit einem Haufen Militärberater hinschickte, um Mao zu helfen, und woher jene beschwipsten Fischer und das Chinaservice kamen, das ich von meiner Mutter bekommen sollte, wenn ich einmal heiraten würde. Dazwischen begleitete er die alliierten Konvois in der Barentssee, verteidigte und verlor Sewastopol am Schwarzen Meer, kämpfte, nachdem sein Torpedoboot gesunken war, mit bei den damaligen Marineinfanteristen. Während der Belagerung von Leningrad war er zur Leningrader Front abkommandiert, machte die besten Bilder von der belagerten Stadt, die ich je gesehen habe, und nahm an der Zurückwerfung der Belagerer teil. (Dieser Teil des Krieges, so glaube ich, betraf ihn am meisten, hier war der Krieg zu dicht an seiner Familie, seinem Elternhaus. Doch trotz all seiner Nähe verlor mein Vater sein Zimmer und seine einzige Schwester: an die Bomben und an den Hunger.)

Danach wurde er zum Schwarzen Meer zurückgeschickt, landete am berühmten Brückenkopf von Malaja Semlja und hielt ihn; dann, als die Front nach Westen vorrückte, ging er mit der ersten Torpedobootabteilung nach Rumänien, landete dort und war für kurze Zeit sogar Militärgouverneur von Constanza. „Wir haben Rumänien befreit“, sagte er zuweilen stolz, um anschließend unvermeidlich von seinen Begegnungen mit König Michael zu erzählen. Es war der einzige König, den er gesehen hatte; Mao, Tschiang Kai-schek, von Stalin zu schweigen, betrachtete er als Emporkömmlinge.

VII

Ich erinnere mich an einen dunklen, kalten Novemberabend 1948 in dem kleinen Zimmer von sechzehn Quadratmetern, wo meine Mutter und ich während des Krieges und kurz danach lebten. An jenem Abend kehrte Vater aus China zurück. Ich erinnere mich, wie die Klingel schellte und meine Mutter und ich auf den schwach beleuchteten Treppenabsatz hinausstürzten, der plötzlich schwarz von Marineuniformen war; wie mein Vater, sein Freund und Kollege Hauptmann F. M. und ein Haufen Soldaten den Flur betraten und drei riesige Kisten mit ihrer Beute aus China schleppten, auf allen vier Seiten mit den scharfen Strichen krakengleicher chinesischer Schriftzeichen markiert. Und später sitzen Hauptmann F. M. und ich am Tisch, wo mein Vater die Kisten auspackt, meine Mutter in ihrem gelbrosa Kleid aus Chinakrepp, in hochhackigen Schuhen, schlägt die Hände zusammen und ruft: „Ach wie wunderbar!“ – auf deutsch, die Sprache ihrer lettischen Kindheit und ihrer damaligen Tätigkeit als Dolmetscherin in einem Lager für deutsche Kriegsgefangene –, und Hauptmann F. M., ein großer, drahtiger Mann in einer dunkelblauen, offenen Uniformjacke, schenkt sich aus der Karaffe ein Glas voll und zwinkert mir wie einem Erwachsenen zu. Die Gürtel mit ihren Ankerschnallen und den Parabellum-Pistolen im Halfter liegen auf dem Fensterbrett, meiner Mutter verschlägt es den Atem beim Anblick eines Kimonos. Der Krieg ist vorbei, es ist Frieden, und ich bin zu klein, um zurückzuzwinkern.

VIII

Jetzt bin ich genauso alt wie mein Vater an jenem Novemberabend: Ich bin fünfundvierzig, und wieder sehe ich die Szene mit einer unnatürlichen Klarheit, wie durch eine Linse von höchstem Auflösungsvermögen, obgleich alle Beteiligten außer mir tot sind. Ich sehe sie so gut, daß ich Hauptmann F. M. zurückzuzwinkern kann. War es so gewollt? Liegt

in diesem Zuzwinkern über den Zeitraum von fast vierzig Jahren hinweg irgendeine Bedeutung, irgendein Sinn, der mir entgeht? Besteht darin das Leben? Wenn nicht – warum dann diese Deutlichkeit, wozu soll sie dienen? Die einzige Antwort, die ich finden kann, ist: Damit dieser Augenblick existiert, damit er nicht vergessen wird, wenn die Darsteller abgetreten sind, mich selbst eingeschlossen. Vielleicht versteht man so erst richtig, wie kostbar das war: die Ankunft des Friedens. In einer Familie. Und ebenso, damit deutlich wird, was Augenblicke sind. Und sei es nur, daß ein Vater zurückkehrt, daß eine Kiste geöffnet wird. Daher diese hypnotische Klarheit. Oder es kommt vielleicht, weil man der Sohn eines Photographen ist und das Gedächtnis einen Film entwickelt. Geknipst mit den eigenen beiden Augen, vor beinahe vierzig Jahren. *Deshalb* konnte man damals nicht zurückzuzwinkern.

IX

Mein Vater trug die Marineuniform noch fast zwei Jahre lang. Und das war die Zeit, da meine Kindheit richtig begann. Er war der verantwortliche Offizier der photographischen Abteilung des Marinemuseums, das in dem schönsten Gebäude der ganzen Stadt seinen Sitz hatte. Nein, des ganzen Reiches. Es war das Haus der ehemaligen Börse, ein Bau, der weit griechischer wirkte als der Parthenontempel und noch dazu weit schöner gelegen war – an der Spitze der Wassilewskij-Insel, die an der Stelle in die Newa vorspringt, wo der Fluß am breitesten ist.

An späten Nachmittagen, nach der Schule, drängte ich mich durch die Stadt an den Fluß, über die Palastbrücke, und lief zum Museum, um meinen Vater abzuholen und mit ihm zusammen nach Hause zu gehen. Am schönsten war es, wenn er Spätdienst hatte und das Museum schon fast geschlossen war. Er tauchte dann aus dem langen marmornen Gang auf, in vollem Staat: um den linken Arm die blauweiß-blaue Armbinde des diensthabenden Offiziers, die gehalfterte Parabellum zur Rech-

ten vom Gürtel baumelnd, die Marinemütze mit ihrem Lackschirm und vergoldeten „Gemüse“ darüber, die sein betrüblich kahles Haupt bedeckte. „Guten Abend, Fregattenkapitän“, grüßte ich ihn, denn das war sein Rang; er grinste dann zurück, und da sein Dienst erst in einer Stunde oder noch etwas länger beendet sein würde, durfte ich mich solange allein in den Sälen umsehen.

Es ist meine Überzeugung, daß es außer der Literatur der beiden letzten Jahrhunderte und vielleicht noch der Architektur der früheren Hauptstadt nur noch eines gibt, worauf Rußland stolz sein kann, und das ist die Geschichte seiner Kriegsmarine. Nicht aufgrund glanzvoller Siege, wovon sie nur recht wenige aufzuweisen hat, sondern um des noblen Geistes willen, der sie beseelte. Mag man es Voreingenommenheit nennen oder meinethalben auch Wunschenken – aber diese Kopfgeburt des einzigen Visionärs unter Rußlands Kaisern, Peters des Großen, erscheint mir in der Tat als eine Kreuzung zwischen jener Literatur und Architektur. Geformt nach dem Muster der britischen Kriegsmarine, jedoch weniger funktional als vielmehr dekorativ, mehr vom Geist der Entdeckung beseelt als dem der Expanion, eher zur heroischen Gebärde, zur Aufopferung bestimmt als zum Überleben um jeden Preis, war diese Marine in der Tat eine Vision – die Vision einer vollkommenen, fast abstrakten Ordnung, auf den Weltmeeren errichtet –, wie sie nirgendwo auf dem russischen Boden zu erlangen war.

Ein Kind ist zuallererst Ästhet, d. h., es spricht auf Erscheinungen an, auf Oberflächen, auf Gestalten und Formen. Es gibt wohl kaum etwas in meinem Leben, das ich lieber gemocht hätte als jene glattrasierten Admirale, die, *en face* oder im Profil, in ihren vergoldeten Rahmen durch den Mastenwald der nach Lebensgröße strebenden Schiffsmodelle hindurch sichtbar wurden. In den Uniformen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts mit ihren Jabots oder hochstehenden Kragen, klettenartigen, fransenbesetzten Epauletten, Perücken und breiten blauen Bändern über der Brust wirkten sie wahrhaftig wie Instrumente eines vollkommenen, ab-

strakten Ideals, nicht minder präzise als die bronzegefaßten Astrolabien, Kompass, Gehäuse und Sextanten, die man überall glitzern sah. Sie vermochten ihren Ort unter den Sternen mit einer geringeren Fehlerquote zu berechnen als ihre Besitzer! Und man wünschte sich nur, sie könnten die Wogen des menschlichen Lebens gleichermaßen beherrschen, das Leben wäre der Strenge ihrer Trigonometrie unterworfen und nicht der platten Planimetrie der Ideologen, wäre die Erfindung einer Vision, eines Wahns meinethalben, anstatt Teil der Wirklichkeit. Bis heute bin ich der Meinung, daß es dem Land bedeutend besser ginge, wenn es als Nationalflagge nicht jenen üblen doppelköpfigen kaiserlichen Vogel oder das freimaurerisch angehauchte Hammer-und-Sichel hätte, sondern das Banner der russischen Kriegsmarine: unsere ruhmreiche, unvergleichlich schöne St.-Andreas-Flagge, das diagonale blaue Kreuz auf jungfräulich weißem Grund.

X

1950, glaube ich, wurde mein Vater aus der Armee entlassen, aufgrund irgendeiner Verfügung des Politbüros, derzufolge Menschen jüdischer Abstammung keine höheren militärischen Ränge bekleiden durften. Urheber dieser Verfügung war, wenn ich mich nicht täusche, Andrej Shdanow, dem zu jener Zeit die ideologische Aufsicht über die Streitkräfte oblag. Damals war mein Vater schon siebenundvierzig, und er mußte sein Leben sozusagen neu beginnen. Er entschloß sich, zum Journalismus und zur Photoreportage zurückzukehren. Dazu mußte er jedoch von einer Zeitung oder Zeitschrift angestellt werden. Dies erwies sich als recht schwierig: Die fünfziger Jahre waren eine schlimme Zeit für Juden. Die Kampagne gegen die „wurzellosten Kosmopoliten“ war in vollem Gang, 1953 kam dann die „Ärzteaffäre“, die nur deshalb nicht mit dem üblichen Blutbad endete, weil ihr Anstifter, Genosse Stalin persönlich, auf dem Höhepunkt der Affäre plötzlich verschied. Aber lange zuvor und auch noch einige Zeit

danach schwirrten Gerüchte umher, das Politbüro plane Repressalien gegen die Juden, man werde diese ganzen „Paragraph-fünf“-Subjekte nach Ostsibirien deportieren, in ein Gebiet namens Birobidshan, nahe der chinesischen Grenze. Es zirkulierte sogar ein Brief, der die Unterschrift der prominentesten „Paragraph-fünf“-Leute trug – Schachmeister, Komponisten und Schriftsteller – und worin sie an das Zentralkomitee und den Genossen Stalin höchstselbst appellierten, man möge uns, den Juden, gestatten, durch harte Arbeit in abgelegenen Gebieten den großen Schaden wiedergutzumachen, den wir dem russischen Volk zugefügt hätten. Der Brief sollte in den nächsten Tagen in der *Prawda* erscheinen, als Vorwand für unsere Deportation.

Was indessen in der *Prawda* erschien, war die Meldung von Stalins Tod, obgleich wir uns in jenen Tagen zur Abreise rüsteten und bereits unser Klavier verkauft hatten, auf dem sowie so niemand in unserer Familie spielen konnte (trotz eines entfernten Verwandten, der mir auf Wunsch meiner Mutter Stunden gab: Ich hatte nicht die geringste Begabung und noch weniger Geduld). Dennoch – in dieser Atmosphäre waren die Aussichten für einen Juden, zudem Nichtparteimitglied, von einer Zeitung oder Zeitschrift angestellt zu werden, düster; und so ging mein Vater auf Wanderschaft.

Mehrere Jahre lang reiste er für die Landwirtschaftliche Allunionsausstellung freiberuflich durch das ganze Land. Dadurch bekamen wir gelegentlich das eine oder andere Wunderding auf unseren Mittagstisch – drei Pfund schwere Tomaten oder Kreuzungen aus Apfel und Birne –, aber die Bezahlung war mehr als dürftig, und wir drei lebten praktisch ausschließlich von dem Gehalt meiner Mutter als Angestellter im Amt für Stadtentwicklung. Das waren unsere mageren Jahre, und damals nahmen auch die Krankheiten meiner Eltern ihren Anfang. Gleichwohl war mein Vater nicht zum Einzelgänger geboren, und er nahm mich oftmals mit, wenn er in der Stadt seine Marinekameraden besuchte, die jetzt einen Segelklub leiteten, sich um alte Werftanlagen kümmerten oder junge Leute ausbildeten. Es

waren eine ganze Menge, und ausnahmslos alle freuten sie sich, ihn wiederzusehen (ich muß sagen, daß ich nie jemanden getroffen habe, sei es Mann oder Frau, der ihm nicht wohlgesonnen war). Einer von ihnen, der Chefredakteur einer Zeitung für die Handelsmarine, ein Jude mit russisch klingendem Nachnamen, stellte ihn schließlich ein, und bis zu seiner Rente hat mein Vater für diese Zeitung im Leningrader Hafen gearbeitet.

Es scheint, daß er die meiste Zeit seines Lebens auf seinen Sohlen verbracht hat („Reporter und Wölfe leben vom Umherstreifen“, war einer seiner Aussprüche), zwischen Schiffen, Matrosen, Kapitänen, Kränen und Ladungen. Im Hintergrund sah man stets eine gekräuselte zinkgraue Wasserfläche, Masten, die schwarze, metallene Masse eines Bugs mit ein paar ersten oder letzten Buchstaben eines fremden Heimathafens. Außer im Winter trug er stets die schwarze Marinemütze mit dem Lackschirm. Er wollte immer am Wasser sein, er liebte das Meer über alles. In jenem Land ist das die äußerste Nähe zur Freiheit, die man erreichen kann. Es nur zu betrachten genügt manchmal schon, und er betrachtete (und photographierte) es die meiste Zeit seines Lebens.

XI

Unser größtes Möbelstück – oder besser gesagt, dasjenige, das den meisten Platz einnahm – war das Bett meiner Eltern, dem ich vermutlich mein Leben zu verdanken habe. Es war eine Bettstatt von üppigen Ausmaßen, deren Schnitzwerk abermals in gewisser Hinsicht zu dem Übrigen paßte, obgleich es moderner gestaltet war. Natürlich wieder das gleiche Pflanzenmotiv, doch die Ausführung schwankte irgendwo zwischen *art nouveau* und der kommerziellen Spielart des Konstruktivismus. Das Bett war der ganze Stolz meiner Mutter, denn sie hatte es 1935 sehr billig erworben, bevor sie und mein Vater heirateten, als sie es zusammen mit einer dazu passenden Frisierkommode mit drei Spiegeln in einem zweitklassigen Tischlerladen entdeckte.

Ein Großteil unseres Lebens hatte seinen Schwerpunkt in diesem niedrigen Bett, und die bedeutsamsten Entscheidungen in unserer Familie wurden getroffen, wenn wir drei nicht um den Tisch, sondern auf jener ausgedehnten Fläche versammelt waren, ich zu Füßen meiner Eltern.

Für russische Verhältnisse war dieses Bett ein veritabler Luxus. Mir kam oft der Gedanke, daß es eben dieses Bett war, was meinen Vater bewog, sich zu verheiraten, denn nichts liebte er so sehr, als darin zu liegen. Selbst wenn er und meine Mutter im erbittertsten Streit begriffen waren, wobei es meist um die Haushaltskasse ging („Du schmeißt ja immer bloß das ganze Geld für Essen raus!“ tönt seine empörte Stimme über die Bücherregale, die meine „Hälfte“ von ihrem „Zimmer“ trennten. „Ich bin vergiftet, vergiftet von dreißig Jahren mit deiner Knauserigkeit!“ entgegnet meine Mutter), selbst dann verließ er das Bett nur widerstrebend, besonders morgens. Mehr als einmal wurde uns eine ansehnliche Summe für das Bett geboten, das auch wirklich zu viel Platz in unserer Wohnung wegnahm. Aber wie bankrott wir auch waren, meine Eltern hätten es niemals verkauft. Dieses Bett war eindeutig eine Ausschweifung, und ich glaube, sie liebten es gerade deswegen.

In meiner Erinnerung sehe ich sie darin auf der Seite schlafen, Rücken an Rücken, eine Kluft zerwühlter Decken dazwischen; ich sehe sie dort lesen, reden, ihre Pillen nehmen, diese oder jene Krankheit bekämpfen. Das Bett umschließt sie für mich in ihrer größten Sicherheit und ihrer größten Hilflosigkeit. Es war ihre ganz vertraute Höhle, ihr äußerstes Eiland, ihr eigener Ort im Universum, in den niemand außer mir eindringen konnte. Wo auch immer es heute stehen mag, es bildet ein Vakuum in der Weltordnung. Ein Vakuum von zwei mal anderthalb Metern. Es war aus hellbraunem poliertem Ahornholz, und es quietschte nie.

XII

Meine „Hälfte“ war mit ihrem Zimmer durch zwei große, nahezu deckenhohe Rundbögen verbunden, die ich beharrlich mit diversen Kombinationen von Bücherregalen und Koffern auszufüllen versuchte, um einen gewissen Grad von Privatheit zu erzielen. Es konnte sich lediglich um Grade handeln, denn die Höhe und Breite jener beiden Bögen, im Verein mit der maurischen Ausformung ihrer oberen Wölbung, schlossen jeden Gedanken an ein vollständiges Gelingen aus. Es sei denn, natürlich, man hätte sie mit Ziegelsteinen aufgefüllt oder mit Brettern verschalt. Aber das wäre gegen das Gesetz gewesen, denn es hätte bedeutet, daß wir zwei Zimmer besaßen statt des einen, das uns laut Wohnungsamt zustand. Ganz abgesehen von den ziemlich häufigen Inspektionen durch den Hauswart hätten die Nachbarn, so gut wir uns ansonsten mit ihnen verstehen mochten, uns sofort bei den zuständigen Stellen gemeldet. Man mußte sich etwas einfallen lassen, um den Zustand einigermaßen erträglich zu machen, und eben dem galt mein ganzes Streben, seit ich fünfzehn Jahre alt war. Ich knobelte über allen nur erdenklichen Variationen und erwog zeitweilig sogar den Einbau eines vier Meter hohen Aquariums mit einer Tür in der Mitte, die meine Hälfte mit dem Zimmer verbinden sollte. Diese architektonische Leistung überstieg eindeutig meine Möglichkeiten. Die Lösung bestand schließlich in immer mehr Bücherregalen auf meiner Seite und immer mehr und immer dickeren Stoffen auf der Seite meiner Eltern. Unnötig zu sagen, daß ihnen weder die Lösung noch die Natur des Problems selbst gefiel. Mädchen und Freunde indessen nahmen an Zahl langsamer zu als die Bücher; letztere blieben außerdem für immer. Wir hatten zwei Kleiderschränke mit großen Spiegeltüren. Ansonsten wiesen sie nichts Besonderes auf; aber sie waren ziemlich hoch, und damit war das Wichtigste schon gewonnen. Um sie herum und über ihnen baute ich mir meine Regale und ließ nur eine schmale Öffnung, durch die die Eltern sich in meine Hälfte zwängen konnten und umgekehrt. Mein Vater

war von diesen Vorkehrungen nicht erbaut, vor allem deshalb, weil er sich am äußersten Ende meiner Hälfte eine Dunkelkammer eingerichtet hatte, wo er seine Photos entwickelte, d. h., woher wir einen Großteil unseres Lebensunterhalts bezogen.

XIII

Das trübe Licht, in dem meine Mutter und mein Vater diese Veränderungen betrachteten, hellte sich etwas auf, als sie hinter der „Trennwand“ das Geklapper meiner Schreibmaschine vernahmen. Die Textilien dämpften es beträchtlich, aber nicht restlos. Die Schreibmaschine mit ihrer russischen Tastatur gehörte gleichfalls zur Chinabeute meines Vaters, obschon er kaum daran gedacht hatte, daß sein Sohn eines Tages noch einmal Verwendung für sie finden würde. Sie stand bei mir auf dem Schreibtisch, der in die Nische gezwängt war, die von der zugemauerten ehemaligen Tür zwischen unserem Andertalzimmer und der übrigen „anfilada“ gebildet wurde.

XIV

Ich bin geneigt zu glauben, daß es für Russen schwieriger ist als für irgend jemand anderen, die Auflösung von Bindungen hinzunehmen. Wir sind schließlich ein sehr seßhaftes Volk, mehr als andere Völker dieses Kontinents (Deutsche oder Franzosen), die mehr umherziehen, und sei es nur, weil sie Autos und keine nennenswerten Grenzen haben. Für uns ist eine Wohnung für das ganze Leben, die Stadt für das ganze Leben, das Land für das ganze Leben. Unser Begriff von Dauerhaftigkeit ist daher stärker ausgeprägt; und ebenso das Gefühl für Verlust. Bei einer Nation, die innerhalb eines halben Jahrhunderts annähernd sechzig Millionen Seelen an ihren fleischfressenden Staat verloren hat, zu schweigen von den zwanzig Millionen Gefallenen des Krieges, war gleichwohl das Gefühl für Stabilität ganz gewiß noch steigerungsfä-

hig. Und sei es nur, weil diese Verluste um des *status quo* willen erlitten worden waren. Wenn also all diese Reflexionen hier ange stellt werden, so nicht unbedingt, um bloß der heimatlichen Seelenlage zu genügen. Für diesen Erguß ist vielleicht gerade das Gegenteil verantwortlich: die Unvereinbarkeit der Erinnerung mit dem, woran man sich erinnert. Die Erinnerung, vermute ich, spiegelt die Beschaffenheit der eigenen Realität in nicht geringe rem Maße wider, als utopische Entwürfe dies tun. Die Wirklichkeit, der ich mich gegen übersehe, hat keine Verbindung und keine Entsprechung zu jenem Andertalzimmer mit seinen beiden Bewohnern am anderen Ufer des Ozeans, die es jetzt nicht mehr gibt. Ich kann mir kein krasserer Gegenstück dazu vorstellen als mein Leben heute hier. Es ist der Unterschied zwischen zwei Hemisphären, zwischen Nacht und Tag, zwischen Stadt und Land, zwischen den Toten und den Lebenden. Die einzigen Gemeinsamkeiten sind mein Körper und eine Schreibmaschine. Von einem anderen Fabrikat und mit einer anderen Tastatur.

Ich denke mir, wenn ich in den letzten zwölf Jahren ihres Lebens bei meinen Eltern gewesen wäre, wenn ich um sie gewesen wäre, als sie starben, dann würde der Kontrast zwischen Nacht und Tag oder zwischen einer Straße in einer russischen Stadt und einer amerikanischen Landstraße weniger scharf sein; der Ansturm der Erinnerung würde dem des utopischen Denkens weichen. Der alltägliche Verschleiß hätte die Empfindungen so weit abgedämpft, daß man diese Tragödie als etwas Natürliches hingenommen und es auf natürliche Weise hinter sich gelassen hätte. Aber es gibt kaum etwas Nutzloseres, als im nachhinein seine Chancen abzuwägen; und andererseits hat eine künstliche Tragödie darin ihr Gutes, daß sie unsere Aufmerksamkeit auf das Künstliche lenkt. Die Armen neigen dazu, für alles Verwendung zu finden. Ich finde Verwendung für mein Schuldgefühl.

XV

Es ist ein Gefühl, mit dem man leicht fertig wird. Schließlich fühlt sich jedes Kind vor seinen Eltern schuldig, denn es weiß irgendwie, daß sie vor ihm sterben werden. Damit seine Schuld gemildert wird, brauchen sie daher nur eines natürlichen Todes zu sterben: an einer Krankheit oder an Altersschwäche oder an beidem. Aber kann man diese Ausflucht auch auf den Tod eines Sklaven ausdehnen? Eines Menschen, der frei geboren wurde, dessen Freiheit man indes kastriert hat?

Wenn ich diese Definition eines Sklaven einenge, so weder aus Gründen akademischer Pedanterie noch aus mangelnder Großzügigkeit. Ich will zugestehen, daß ein Mensch, der bereits in der Knechtschaft geboren wurde, ein Wissen von der Freiheit besitzt, entweder durch vererbte Instinkte oder durch den Verstand: aufgrund von Lektüre oder vom bloßen Hörensagen. Ich muß jedoch hinzufügen, daß sein ererbtes Verlangen nach Freiheit, wie jedes Verlangen, in gewissem Maße widerspruchsvoll ist. Es ist nicht die wirkliche Erinnerung seines Kopfes oder seiner Glieder. Daher die Grausamkeit und ziellose Gewalttätigkeit so vieler Aufstände. Daher auch ihre Niederlagen, wenn sie sich in Tyrannenien verwandeln. Für einen solchen Sklaven oder für seine Verwandten mag der Tod als Befreiung erscheinen.

Was aber ist mit dem, der frei geboren wurde, jedoch als Sklave stirbt? Wird er oder sie den Tod – wobei wir theologische Vorstellungen aus dem Spiel lassen wollen – als einen Trost ansehen? Nun, es mag vorkommen. Wahrscheinlicher ist es, daß sie ihn als die letzte Beschimpfung ansehen, den letzten, unwiderruflichen Raub ihrer Freiheit. Das ist es, was ihre Verwandten oder ihr Kind denken würden, und nichts anderes ist es auch: der letzte Diebstahl.

Ich erinnere mich, wie meine Mutter sich einmal eine Fahrkarte kaufen ging für eine Zugreise in den Süden, in ein Mineralbad-Sanatorium. Sie hatte einundzwanzig Tage Urlaub, die ihr nach zwei Jahren Arbeit im Amt für Stadtentwicklung zustanden, und sie wollte in

dieses Sanatorium wegen ihrer Leber (sie hat nie erfahren, daß es Krebs war). Im Fahrkartenbüro, in der langen Schlange, wo sie schon drei Stunden angestanden hatte, entdeckte sie, daß ihr das Geld für die Fahrkarte, viertausend Rubel, gestohlen worden war. Sie war untröstlich. Sie kam nach Hause und stand in unserer Gemeinschaftsküche und weinte und weinte. Ich führte sie in unser Anderthalbzimmer; sie legte sich aufs Bett und weinte immer weiter. Der Grund, weshalb ich mich daran erinnere, ist, daß sie niemals weinte, außer auf Beerdigungen.

XVI

Am Ende brachten mein Vater und ich das Geld zusammen, und sie fuhr in das Sanatorium. Aber es war nicht das verlorene Geld, worüber sie geweint hatte . . . Tränen waren selten in unserer Familie; das gilt bis zu einem gewissen Grad für ganz Rußland. „Spar dir deine Tränen für ernstere Fälle“, pflegte sie mir zu sagen, als ich klein war. Und ich fürchte, das ist mir besser gelungen, als sie es gewollt hat.

Ich vermute, sie würde es auch nicht gutheißen, daß ich das alles hier schreibe. Ebensovienig natürlich mein Vater. Er war ein stolzer Mann. Wenn er sich etwas Verwerflichem oder Bedrohlichem gegenüber sah, nahm sein Gesicht einen verschlossenen und doch zugleich herausfordernden Ausdruck an – als wollte er sagen: „Versuch es nur!“ zu etwas, das, wie er von vornherein wußte, stärker war als er. „Was willst du von diesem Abschaum anderes erwarten?“ war sein Kommentar in solchen Fällen, mit dem er sich dann unterwarf.

Sie haben mir nie viel von ihrer Kindheit erzählt, von ihren Eltern oder Großeltern. Ich weiß nur, daß einer meiner Großväter (von der Mutterseite) für Singer-Nähmaschinen in den Ostseeprovinzen des Reiches reiste (Litauen, Lettland, Polen) und daß der andere (von der Vaterseite) ein Photographengeschäft in St. Petersburg besaß. Diese Schweigsamkeit hatte nichts mit Gedächtnisverlust zu

tun, sondern lag daran, daß sie in jener übermächtigen Epoche ihre Klassenherkunft um des Überlebens willen verleugnen mußten. Mehr als einmal sah sich mein Vater, wenn er, der so fesselnd erzählen konnte, von seinem Gymnasiumsfließ anhub, durch einen raschen Warnblick aus den grauen Augen meiner Mutter zum Verstummen gebracht. Sie wiederum zuckte mit keiner Wimper, wenn sie auf der Straße oder von einem meiner Freunde zufällig einmal ein französisches Wort hörte, und doch fand ich sie eines Tages mit einer französischen Ausgabe meiner Werke in der Hand. Wir blickten uns an; dann stellte sie das Buch lautlos ins Regal zurück und verließ meinen „Lebensraum“.

XVII

Ein umgelenkter Fluß, der seiner fremden, künstlichen Mündung zuströmt. Kann irgend jemand sein Verschwinden in dieser Mündung auf natürliche Ursachen zurückführen? Und falls das möglich wäre – was ist mit seinem Lauf? Was ist mit menschlichen Fähigkeiten, die von außen eingeengt und fehlgeleitet werden? Wer gibt uns Rechenschaft über das, wovon sie fortgelenkt wurden? Wird es überhaupt jemand tun? Und bei all diesen Fragen vergesse ich außerdem nicht, daß dieses eingeschränkte oder fehlgeleitete Leben in seinem Verlauf möglicherweise auch noch ein anderes Leben hervorbringt, meines zum Beispiel, das ohne eben diese Einengung der Wahlmöglichkeiten gar nicht erst entstanden wäre. Nein, das Gesetz der Wahrscheinlichkeit ist mir bewußt, ich habe nicht den Wunsch, daß meine Eltern sich nie begegnet wären. Ich stelle diese Fragen genau deswegen, weil ich ein Nebenarm eines umgelenkten Flusses bin. Am Ende halte ich hier wahrscheinlich Selbstgespräche.

Wann und wo, so frage ich mich also, erhält der Übergang von der Freiheit zur Knechtschaft den Charakter des Zwangsläufigen? Wann wird er „tragbar“, insbesondere für einen unschuldigen Zuschauer? In welchem Alter ist es am wenigsten schädlich, wenn die

Freiheit kastriert wird? In welchem Alter hinterläßt diese Kastration am wenigsten Spuren in der Erinnerung? Mit zwanzig? Mit fünfzehn? Zehn? Fünf? Im Mutterleib? Rhetorische Fragen, nicht wahr? Nicht so ganz. Zumindest ein Revolutionär oder ein Eroberer sollte die richtige Antwort wissen. Dschingis-Khan zum Beispiel wußte es. Er zerstückelte schlicht und einfach jeden, der eine Radnabe überragte. Fünf mithin. Aber im Oktober 1917 war mein Vater bereits vierzehn, meine Mutter zwölf. Sie konnte schon etwas Französisch; er Latein. *Deshalb* stelle ich diese Fragen. *Deshalb* spreche ich mit mir selbst.

XVIII

Wie die meisten männlichen Wesen sehe ich eher meinem Vater ähnlich als meiner Mutter. Als Kind jedoch verbrachte ich mehr Zeit bei ihr – teils wegen des Krieges, teils wegen des Nomadenlebens, das mein Vater führen mußte. Sie brachte mir mit vier Jahren das Lesen bei; das meiste in meinen Gesten, meinem Tonfall, meinen Redewendungen habe ich wohl von ihr. Einige meiner Angewohnheiten gleichfalls, einschließlich der des Rauchens.

Für russische Verhältnisse war sie eher groß, ein Meter sechzig, hübsch und ein bißchen mollig. Als sie jung war, hatte sie hellblondes Haar, das sie zeit ihres Lebens kurz trug, und graue Augen. Mit besonderem Wohlgefallen sah sie es, daß ich ihre gerade, fast römische Nase geerbt hatte und nicht den majestätischen Krumschnabel meines Vaters, den sie faszinierend fand. „Ah, dieser Schnabel!“ begann sie immer, um dann, mit kunstvollen Pausen dazwischen, fortzufahren: „Solche Schnäbel“ – Pause – „verkaufen sie im Himmel – für sechs Rubel das Stück.“ Obgleich er einem der Sforza-Porträts des Piero della Francesca ähnelte, war dieser Schnabel eindeutig jüdisch, und sie hatte Grund, darüber froh zu sein, daß ich ihn nicht geerbt hatte. Trotz ihres Mädchennamens (den sie nach der Eheschließung behielt) spielte der „Paragraph fünf“ bei ihr eine geringere Rolle als bei ande-

ren: wegen ihres Aussehens. Sie war eine ausgesprochen attraktive Frau, von eher nord-europäischem, ich würde sagen: baltischem Typus. In einer Hinsicht war das ein Segen: Sie hatte niemals Schwierigkeiten, eine Stellung zu finden. Die Folge war, daß sie ihr Leben lang arbeiten mußte. Vermutlich weil sie ihre kleinbürgerliche Klassenherkunft nicht hatte verbergen können, mußte sie die Hoffnung auf höhere Bildung aufgeben und verbrachte ihr ganzes Leben in verschiedenen Büros, als Sekretärin oder als Buchhalterin. Der Krieg brachte eine Veränderung: Sie wurde Dolmetscherin in einem Lager für deutsche Kriegsgefangene und erhielt den Rang eines Unterleutnants in den Truppen des Innenministeriums. Als Deutschland kapitulierte, bot man ihr eine Beförderung und eine Karriere im Apparat dieses Ministeriums an. Da sie kein Verlangen trug, in die Partei einzutreten, lehnte sie ab und kehrte zu Tabellen und Rechenbrett zurück. „Ich habe nicht die Absicht, meinen Mann zuerst zu grüßen“, sagte sie zu ihrem Vorgesetzten. „Und ich möchte meine Garderobe nicht in ein Arsenal verwandeln.“

XIX

Wir nannten sie Marusja, Manja, Marnetschka (so sagten mein Vater und seine Schwester zu ihr) und Masja oder Kissa – das waren meine Erfindungen. Mit den Jahren kamen die beiden letzteren stärker in Gebrauch, und selbst mein Vater begann sie so zu nennen. Außer „Kissa“ waren alle diese Kosenamen Verkleinerungsformen ihres Vornamens Maria. „Kissa“ ist ein eher liebevoller Name für eine Katze, und sie wehrte sich eine geraume Zeitlang gegen diese Bezeichnung. „Untersteht euch, mich so zu nennen!“ rief sie zornig. „Und überhaupt, hört auf mit diesen ganzen Katzennamen! Sonst kriegt ihr noch Katzenhirne!“

Das bezog sich darauf, daß ich als kleiner Junge eine Vorliebe hatte, bestimmte Wörter, deren Vokale mir das nahezulegen schienen, „nach Katzenart“ auszusprechen: „mjasso“ (Fleisch), war eines davon; und als ich so um

die fünfzehn Jahre zählte, wurde in unserer Familie eifrig miaut. Auch mein Vater erwies sich dafür zugänglich, und wir begannen, voneinander als der „Großen Katze“ bzw. „Kleinen Katze“ zu sprechen und uns so anzureden. Ein „miau“ oder ein „schnurr-maunz“ oder ein „schnurr-maunz-miau“ umschloß einen wesentlichen Teil unseres Gefühlsspektrums: Zustimmung, Zweifel, Gleichgültigkeit, Resignation, Vertrauen. Mit der Zeit begann auch meine Mutter sich dieser Laute zu bedienen, hauptsächlich jedoch, um Distanz zu signalisieren.

„Kissa“ indessen blieb an ihr hängen, zumal als sie dann wirklich alt wurde. Rundlich, in ein paar braune Schals eingewickelt, mit ihrem schrecklich freundlichen, sanften Gesicht, sah sie sehr kuschelig aus und zutiefst in sich ruhend. Fast meinte man, sie müsse anfangen zu schnurren. Statt dessen sagte sie vielleicht zu meinem Vater: „Sascha, hast du diesen Monat den Strom bezahlt?“ oder, an niemand Bestimmten gerichtet: „Nächste Woche sind wir mit Putzen dran.“ Letzteres hieß, den Fußboden im Flur und in der Küche zu scheuern und aufzuwischen und auch das Bad und das Klo sauberzumachen. Sie sprach niemand Bestimmten an, weil sie wußte, daß sie es sein würde, die diese Arbeit zu machen hatte.

XX

Wie sie diese ganze Hausarbeit, das Putzen vor allem, während der letzten zwölf Jahre geschafft haben, bleibt mir ein Rätsel. Sicher, meine Ausreise bedeutete einen Esser weniger, und sie hätten von Zeit zu Zeit jemand anstellen können, der das für sie erledigte. Aber wenn ich an ihr Einkommen denke (zwei kümmerliche Renten) und an den Charakter meiner Mutter, scheint mir das zweifelhaft. Im übrigen kommt so etwas in Gemeinschaftswohnungen selten vor: Der natürliche Sadismus von Nachbarn will sich schließlich zu einem gewissen Grad befriedigt sehen. Jemand aus der Verwandtschaft mag allenfalls erlaubt sein, aber keine bezahlte Hilfe.

Obleich mein Universitätsgehalt mich zum Krösus machte, lehnten sie es ab, US-Dollar in Rubel umzutauschen. Den offiziellen Kurs betrachteten sie als Wucher, und mit dem Schwarzmarkt wollten sie nichts zu tun haben, einerseits, weil sie zu wählerisch waren, andererseits, weil sie Angst hatten. Der letztere Grund war vielleicht der ernsteste: Sie hatten nicht vergessen, wie man ihnen 1964, als ich meine fünf Jahre Verbannung bekam, ihre Rente gestrichen hatte und sie wieder auf Arbeitssuche gehen mußten. So schickte ich ihnen zumeist Kleidung und Bildbände, da letztere bei Bibliophilen sehr hohe Preise erzielen. An den Kleidungsstücken hatten sie ihre Freude, besonders mein Vater, der sich immer gern schick anzog. Was die Bildbände angeht, so behielten sie sie selber. Um sie zu betrachten, wenn sie den Fußboden der Gemeinschaftswohnung fertig gescheuert hatten mit ihren fünfundsechzig Jahren.

XXI

Ihre literarischen Vorlieben waren sehr weitgespannt, wobei meine Mutter die russischen Klassiker am meisten schätzte. Weder sie noch mein Vater hegten festumrissene Anschauungen über Literatur, Musik oder bildende Kunst, obgleich sie in ihrer Jugend eine Reihe von Leningrader Schriftstellern, Komponisten und Malern persönlich kennengelernt hatten. Sie waren einfach nur Leser – Feierabendleser, genauer gesagt –, und sie vergaßen nie, ihren Bibliotheksausweis zu verlängern. Wenn sie von der Arbeit zurückkehrte, hatte meine Mutter jedesmal unvermeidlich in ihrem Netz voll Kartoffeln oder Kohl ein Buch aus der Bücherei dabei, eingewickelt in eine Zeitung, damit es keine Flecken bekam.

Sie war es, die mir mit sechzehn, als ich in der Fabrik arbeitete, vorschlug, mir eine Leihkarte für die Stadtbibliothek zu besorgen; und ich glaube nicht, daß sie mich damit bloß davon abhalten wollte, abends auf der Straße herumzulangern. Dann freilich hatte sie, soviel ich weiß, auch wieder den Wunsch, ich sollte Ma-

ler werden. Wie dem auch sei, in den Sälen und Gängen jenes ehemaligen Krankenhauses am rechten Ufer der Fontanka nahm mein Verhängnis seinen Anfang, und ich erinnere mich noch an das erste Buch, das ich dort verlangte, auf Anraten meiner Mutter. Es war *Gulistan* (Der Rosengarten) von dem persischen Dichter Sadi. Meine Mutter, so stellte sich heraus, liebte persische Poesie. Das nächste, wonach ich fragte, aus eigenem Antrieb, war Maupassants *La Maison tellier*.

XXII

Es zählt zu den Fehlern des Gedächtnisses, daß es absonderliche Einzelheiten bewahrt. So wie die fünfstellige Telefonnummer (unsere erste), die wir unmittelbar nach dem Krieg hatten. Sie lautete 265–39, und ich vermute, daß ich sie deswegen noch weiß, weil wir unser Telefon bekamen, als ich in der Schule das Einmaleins auswendig lernen mußte. Sie ist heute ohne Nutzen für mich; ebenso wie unsere letzte Nummer, in unserem Anderthalbzimmer, keinen Nutzen mehr hat. Ich erinnere mich nicht mehr an sie – diese letzte –, obgleich ich sie während der vergangenen zwölf Jahre fast jede Woche gewählt habe. Briefe kamen nicht an, und so blieben wir beim Telefon: Es ist zweifellos einfacher, ein Telefongespräch abzuhören als einen Brief durchzuackern und dann weiterzuschicken. Diese wöchentlichen Anrufe in die UdSSR! ITT ging es noch nie so gut.

Wir konnten nicht viel sagen während dieser Telefonate; wir mußten vieles verschweigen oder in Umschreibungen und Euphemismen verstecken. Es ging hauptsächlich um das Wetter und die Gesundheit; keine Namen; und jede Menge Ratschläge über die Ernährung. Das Wichtigste war, daß man die Stimme des anderen hörte und sich auf diese kreatürliche Weise der gegenseitigen Existenz vergewisserte. Die Worte spielten keine große Rolle; und es ist kein Wunder, daß ich mich an keine Einzelheiten mehr erinnere außer Vaters Antwort am dritten Tag, den meine Mutter im Krankenhaus lag. „Wie geht es

Masja?“ fragte ich. „Nun, Masja ist nicht mehr, weißt du“, sagte er. Dieses „weißt du“ kam daher, daß er auch bei dieser Gelegenheit noch euphemistisch zu sein versuchte.

XXIII

Sie liebten Opernarien, Tenöre und die Filmstars ihrer Jugend, machten sich nicht viel aus Malerei, hatten ihre Vorstellungen von „klassischer“ Kunst, lösten gerne Kreuzworträtsel und waren verwirrt und bestürzt über meine literarischen Arbeiten. Sie hielten meinen Weg für falsch, machten sich Sorgen um mich, aber sie standen mir bei, soweit es in ihren Kräften lag, weil ich ihr Kind war. Später, als ich hier und da etwas veröffentlichten konnte, freuten sie sich und waren zuweilen sogar stolz; und dabei weiß ich: Hätte ich mich letzten Endes nur als verkrachter Schreiberling entpuppt, ihre Einstellung zu mir wäre um keinen Deut anders gewesen. Sie liebten mich mehr als sich selbst und würden höchstwahrscheinlich meine Schuldgefühle ihnen gegenüber überhaupt nicht begreifen. Das Wichtigste für sie war Brot auf dem Tisch, saubere Kleidung und Gesundbleiben. Das waren ihre Synonyme für Liebe, und sie waren besser als meine.

Was jenen Kleinkrieg gegen die Zeit anging, so fochten sie ihn tapfer. Sie wußten, daß eine Bombe explodieren würde, aber sie änderten ihre Taktik niemals. Solange sie noch laufen konnten, waren sie unterwegs, kauften und brachten ihren bettlägerigen Freunden und Verwandten zu essen; denen, die noch schlechter dran waren, halfen sie mit Kleidung, Geld, soviel sie sich absparen konnten, und Unterkunft. Das hatten sie schon immer so gemacht, seit ich mich erinnern konnte; und nicht, weil sie in ihrem Innersten dachten, ihre guten Taten gegen andere würden droben in der Höhe vermerkt und sie würden dereinst eine ähnlich freundliche Behandlung erfahren. Nein, es war die natürliche, von aller Berechnung freie Großzügigkeit zweier nach außen gerichteter Menschen, die jetzt bloß die anderen um so mehr zu spüren bekamen, nachdem

ich, dem sie bis dahin hauptsächlich gegolten hatte, fort war. Und das ist es vielleicht auch, was mir endgültig helfen wird, mit der Eigenart meiner Erinnerung zurechtzukommen.

Daß sie mich noch einmal sehen wollten, bevor sie sterben würden, hatte nichts mit dem Wunsch oder Versuch zu tun, dieser Explosion auszuweichen. Sie wollten nicht emigrieren, ihre letzten Jahre in Amerika verbringen. Sie fühlten sich zu alt für irgendwelche Veränderungen, und Amerika war für sie höchstens der Name für den Ort, wo sie ihren Sohn wiedersehen konnten. Wirklichkeit besaß es für sie lediglich in ihrem Zweifel, ob sie, falls man es ihnen gestattete, diese Reise überhaupt schaffen würden. Und dennoch, wie versuchten diese beiden alten, gebrechlichen Menschen in dem Hin und Her mit dem Pack, das für die Genehmigung verantwortlich war, ihre Möglichkeiten auszuspielen! Mal beantragte meine Mutter das Visum für sich allein, um zu zeigen, daß sie nicht in die USA überzulaufen trachtete, daß ihr Mann als Geisel zurückbleiben würde, um für ihre Rückkehr zu bürgen. Dann tauschten sie die Rollen. Dann stellten sie eine ganze Zeitlang keinen Antrag, um den Eindruck zu erwecken, sie hätten das Interesse verloren, oder um den Behörden ihr Verständnis dafür zu beweisen, wie schwierig es für sie, die Behörden, sei, in diesem und jenem Klima der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen eine Entscheidung zu treffen. Dann wieder beantragten sie einen Aufenthalt von nur einer Woche oder die Genehmigung für eine Reise nach Finnland oder Polen. Dann wieder fuhr meine Mutter in die Hauptstadt, für eine Audienz bei der Figur, die an der Spitze jenes Landes stand, und um an allen Türen, die es im Außen- und Innenministerium gab, anzuklopfen. Alles vergeblich. Das System, von oben bis ganz unten, machte niemals den kleinsten Fehler. Als System betrachtet, kann es stolz auf sich sein.

Aus dem Englischen von Gösta Maier

Zum Prinzip der „Glasnost“

Oleg Wolkow, geb. 1900 in Petersburg, Journalist. Unter Stalin 27 Jahre in Haft, erinnert sich seiner u. a. Solschenizyn als Häftling auf den Solowezkij-Inseln („Archipel GULag“, III–IV). Wolkow ist Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR und Mitglied des Zentralrats der Allrussischen Gesellschaft zur Erhaltung der Natur. Seine Aufsätze zur Rettung des Baikalsees machten ihn in der UdSSR in besonderer Weise bekannt. 1979 verteidigte Wolkow im Schriftstellerverband die damals offiziell angegriffenen (in der Folge zumeist aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossenen) Autoren des im Samisdat erschienenen Almanachs „Metropol“. Den im Mail Juni 1986 verfaßten, nachstehend veröffentlichten Aufsatz zu einem aktuellen Thema konnte Wolkow in der Sowjetunion nicht publizieren. Er zirkuliert im Samisdat. Sowohl terminologisch als auch inhaltlich bewegt sich Wolkow streckenweise in offiziellen, wenn auch gemäßigten Kategorien. Bestimmte Positionen der Partei werden nicht in Frage gestellt. Seine Sprache ist mitunter hölzern. Gleichwohl überzeugt er durch einen tiefen Ernst, durch die Gewichtung auch seines Verständnisses von glasnost' (Offenheit), die für ihn nicht zu trennen sind vom Ziel einer Überwindung der moralischen Krise in seinem Lande und einer offenen Bewältigung der Vergangenheit. Folglich plädiert er für eine Veröffentlichung von Solschenizyns „Archipel GULag“ in der UdSSR und erkennt zugleich – bei aller Zurückhaltung – die Grenzen der gegenwärtigen Kampagne um Offenheit, Transparenz, Öffentlichkeit, die mit dem Begriff glasnost' umschrieben wird. Eine Würdigung Wolkows im Sinne eines Nachworts findet sich – aus der Feder Wladimir Woinowitschs – am Schluß des Beitrags.

In letzter Zeit hat man begonnen, besonders viel über das Prinzip der *glasnost* (Öffentlichkeit, Offenheit) zu sprechen und noch mehr darüber zu schreiben. Öffentlichkeit ist ein seit langem aktuelles Bedürfnis der Gesellschaft. Die zu Recht auf dem Begriff „Öffentlichkeit“ ruhenden Hoffnungen verlangen, daß man sich eine klare Vorstellung von seinem Wesen, von den hier einbezogenen Aspekten des gesellschaftlichen Lebens macht. Zudem muß man sich seine Bedeutung gerade für unsere Zeit, das Ende des 20. Jahrhunderts, vor Augen halten, denn jede neue Generation mißt diesem Begriff einen eigenen Sinn zu, der jeweils der historischen Situation entspricht.

Zu Beginn des Jahrhunderts, als der Begriff vielleicht zum erstenmal „Bürgerrecht“ in Rußland erhielt und politische Redner gern von „wohlthätiger Öffentlichkeit“ sprachen, identifizierten fortschrittliche Denker ihn mit Abschaffung der Zensur, mit Pressefreiheit und ungehinderter Äußerung der persönlichen Meinung. Im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts kamen Zeitungen heraus, die die Programme des ganzen Spektrums politischer Parteien widerspiegelten. Ich erinnere mich an die satirischen Journale jener Jahre und an ihre Karikaturen des Zaren, in denen er eine schief aufgesetzte Krone trägt, einen Mushik in Bastschuhen mit einer Flasche Wodka belohnt und mit der anderen Hand einen Goldregen über eine Reihe wackerer Gardisten rieseln läßt.

Später, als sich die von der ersten Revolution aufgewühlten Leidenschaften ein wenig gelegt hatten, traf die Regierung Maßnahmen, um den Zaren und seine Familie vor Kritik und Beschimpfung zu schützen, doch im übrigen blieb das Schlachtfeld der Allgemeinheit überlassen: Die von der Verfassung¹ eingeschränkte Selbstherrschaft mußte sich mit scharfer Kritik an der Staatsordnung, der Bloßstellung pflichtvergessener oder unbegabter Minister und anderer Würdenträger, die von Zeitungsleuten ertappt worden waren, mit der Enthüllung von Mißbräuchen der Polizei usw. abfinden.

Dies galt in den ersten Jahren des Jahrhunderts, bis zum Beginn des Krieges mit Deutschland vor mehr als siebenzig Jahren. Danach schien der Damm gleichsam zu brechen: Das Leben raste dahin, Ereignisse von Weltmaßstab flogen vorüber, das frühere Entwicklungstempo wurde umgestoßen, festgefügte Ordnungen, gesellschaftliche Stützen und Vorstellungen brachen zusammen . . . Nie zuvor in den vergangenen Jahrhunderten hatte die Menschheit so rasche Umwälzungen durchlebt. In den sogenannten „guten alten Zeiten“ hatte man gemächlich leben können, ohne Risiko, zu den Rückständigen gezählt zu werden, selbst wenn man sich an längst überholte Gebote hielt. Das 20. Jahrhundert begann das Bewußtsein der Menschen durch sein revolutionäres Tempo umzugestalten . . .

Die Wurzeln der uns heute beschäftigenden Probleme sind in den Fakten unserer Geschichte zu suchen. Nur wenn man sie furchtlos freigelegt und untersucht hat, kann man zu den Grundursachen der negativen Erscheinungen vorstoßen, die sich in unserem Leben angesammelt und so sehr verstärkt haben, daß dringend Methoden gefunden werden müssen, um Wirtschaft und Gesellschaft aus ihrer Sackgasse hinauszuführen. Dorthin sind sie über Jahrzehnte hinweg geraten, als jeder Versuch, die Quellen, die das Leben beeinflussenden Ziele kritisch zu betrachten, unterbunden wurde; solche Versuche wurden mit dem verleumderischen Begriff „Revisionismus“ abgestempelt. Die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens versperrten Schlagbäume, die von der Uneinsichtigkeit geschaffen wurden, daß das zügige Fortschreiten der Moderne in aller Welt ein dringend zu berücksichtigender Faktor ist. Sehr lange wich die offizielle Einschätzung der Situation des Landes von den wirklichen Verhältnissen ab.

Mögen die sich aufschichtenden Jahre auch die gräßlichen Bilder entvölkerter, am Hunger zugrunde gegangener Dörfer an der Wolga und in der Ukraine verdecken – Dörfer, in denen nur noch unausgeschaltete Lautsprecher übriggeblieben waren, die triumphierend auf den leeren Straßen wiederholten: „Das Leben ist besser geworden, Genossen, das Leben ist fröhlicher geworden!“² Mag auch die offizielle Propaganda nie ihren ein für allemal angestimmten optimistischen Tonfall verfehlt haben, in den Menschen festigte sich doch mit den Jahren immer unver-

brüchlicher die Gewißheit, daß, um mit Shakespeare zu sprechen, „etwas faul ist im Staate Dänemark“; daß unser Land in seiner Entwicklung immer weiter hinter anderen Ländern zurückbleibt; daß es wie alberne Prahlerei wirkt, wenn man verspricht, die USA innerhalb von zwei Fünfjahrplänen einzuholen und zu überholen; daß sich immer deutlicher eine Bevölkerungsschicht herausbildet, die man nur aus eingeeimpfter Vorsicht nicht parasitisch zu nennen wagt; daß sich in unserem Lande immer mehr Lügen, Scheinheiligkeit, Unwahrheiten und Ungerechtigkeiten anhäufen.

Es lohnt sich nicht hinzuzufügen, daß der Verfall der Gesellschaft und das Abrutschen ins wirtschaftliche Chaos nur deshalb möglich waren, weil jede Öffentlichkeit fehlt – sogar die, welche sich im vorrevolutionären Rußland konsolidiert hatte. Das Böse nutzte ihr Fehlen und ergriff mit seinen Metastasen eine Reihe von Bereichen des Volkslebens.

Doch alles begann damit, daß die Rechtsprechung beseitigt wurde. In einigen Jahren bürgerte sich im Lande die Gesetzlosigkeit ein, der man allerdings den Namen „revolutionäre Gesetzlichkeit“ gab. Aber wer von denen, die den Würgegriff ihrer entfesselten dunklen Kräfte und Instinkte erlebt haben, wird es riskieren, Terror als gesetzliches Mittel zum Aufbau sogar der gerechtesten, humansten Ordnung anzuerkennen?

Trotzdem ist der Triumph des Diktators kurzlebig: Die verschmähte Gerechtigkeit übt ihre eigene Rache. Unterdrückung und Gewalt säen im Menschen die Keime des Bösen, der Grausamkeit, dämpfen die Stimme des Gewissens, bringen amoralische Menschen hervor, die dem Guten gegenüber taub und unfähig sind, ihm Leben einzuhauchen.

Als Rechtfertigung dafür, daß man im Jahre 1918 nicht nur den Zaren und die Zarin, sondern auch ihre Kinder ermordete, diente die Offensive der Kolttschak-Armee, die Jekaterinburg (heute Swerdlowsk) eingekreist hatte. Und schon in den dreißiger Jahren wurden die Artikel des Strafgesetzbuches durch „Formulierungen“ ergänzt, welche die Abrechnung mit Familienmitgliedern sogenannter „Volksfeinde“ legalisierten.³ Sie verliehen den Tschekisten das Recht, nach ihrem Gutdünken mit den Müttern, Frauen, Kindern und anderen Verwandten von Menschen zu verfahren, die man zu Volksfeinden erklärt hatte! Diese Menschen konnten ins Zuchthaus gesteckt oder sogar erschossen werden. Und die Straforgane begannen, die Formulierungen „ČSVN“ (*Člen sem'i vraga naroda*: Mitglied der Familie eines Volksfeindes), „PS“ (*podozrenie v spionaže*: Verdacht der Spionage), „SOE“ (*social'no opasnyj element*: sozial gefährliches Element) und eine Vielzahl anderer weithin auszunutzen. Sie ließen eine traurige Spur hinter sich, vergleichbar mit dem berüchtigten „Sinodik“⁴ des „gekrönten Missetäters“ (wie Iwan der Schreckliche auf ewig von Karamsin gebrandmarkt wurde), mit den Listen Hingerichteter und zu Tode Gefolterter, deren Namen, laut Notiz des Zarenschreibers, nur Gott wissen konnte. Für lange Zeit hatten sich im Lande Verhältnisse etabliert, welche die Epochen Iwans des Schrecklichen, der Gewaltakte Peters des Großen, der Bironowschtschina⁵, des „*Slowo i delo*“-Systems⁶ wiederaufleben ließen! Und die Menschen scherzten unter Tränen, daß man morgens, bevor man ein Wort ausspreche, zunächst den Leitartikel der *Prawda* studieren müsse!

Im Durchgangsgefängnis von Archangelsk traf ich einmal einen Ingenieur, der zu einer dreijährigen Lagerstrafe verurteilt worden war – Gorkijs wegen! „Wegen Diskriminierung des großen proletarischen Schriftstellers“, hieß es in dem Urteil. Dieser arme Kerl hatte im Freundeskreis zugegeben, daß ihm die manierierte Sprache Gorkijs, der Fremdwörter falsch verwende, nicht gefalle. In jenen Jahren galt es übrigens als Gipfel der Unvorsichtigkeit, seine Meinung vor zwei Zeugen zu äußern.

Trotzdem hatte es damals, auf den ersten Blick, so scheinen können, als herrschten im Lande Ruhe und Eintracht: Es gab keine Kritik, keine Proteste, alle bliesen in das gleiche Horn und beweihräucherten den „Großen Steuermann“. Die allgemeine Stummheit untergrub die moralische Kraft des Volkes, die geistige Komponente der Menschen verkümmerte, das Gerechtig-

keitsgefühl wurde abgewürgt, Toleranz gegenüber Bosheit und Unwahrheit bildete sich heraus, zwischen den Menschen wuchs die Entfremdung. Noch steht die Aufgabe an, die Quellen des Heroismus, den das Volk im Großen Vaterländischen Krieg bewies, eingehend zu erforschen und allseitig zu beleuchten. Neben echter Vaterlandsliebe war hier zweifellos auch die Hoffnung wirksam, daß nach dem Sieg über die kannibalische Ideologie des Faschismus eine Zeit einsetzen werde, da man bei uns jene widerwärtigen Verhältnisse verurteilt und beseitigt, die sich aus dem speisten, was später zartfühlend „Personenkult“ genannt, vom Volk aber als Willkür bezeichnet wurde. Von dem Sieg erwarteten die Menschen – nennen wir die Dinge beim Namen – die „Entsklavung“ des Lebens.

Diese Hoffnungen wurden bekanntlich nur in sehr bescheidenem Maße erfüllt, und erst nach 1953, als man den nie vollendeten Versuch machte, die größten Erscheinungsformen von Gesetzlosigkeit und Gewalt zu verurteilen und zu beenden; damals redete man – und schrieb sogar – vom „Taufwetter“. Aber eine vollständige, erschöpfende Verurteilung erlebten wir nicht. Vieles wurde verschwiegen, die widerwillig herausgepreßten Geständnisse warfen kein Licht auf die wirklichen Ausmaße des Preises, den das Volk für jenen „Kult“ bezahlte. Aber das Volksge-wissen fällt ein anderes Urteil. Ihm – und auch der Geschichte! – hatten sich zwei nebeneinanderstehende Gestalten eingepreßt: Stalin und Hitler.

Die Jahre brachen an, die von Spöttern die Epoche der „späten Réhabilitance“ genannt werden. Die Lager waren weniger stark gefüllt, man begann, die auf Beutesuche durch die nächtlichen Stadtstraßen gleitenden „Raben“ und „Rabekinder“⁷ zu vergessen. „Kulaken“ wurden nicht mehr aus ihren Dörfern und in die Verbannung oder ins Lager geschafft. Stille bedeckte das Land, „das Volk schwieg“. Auch die lautstarken Prozesse gegen „Schädlinge“ wurden eingestellt, die als Sündenböcke halten herhalten müssen, weil ihre Intrigen die Regierung daran gehindert hätten, ein paradiesisches Leben für die Werktätigen zu schaffen! In einer etwas anderen Inszenierung und in einer weniger lange zurückliegenden Zeit übernahmen die Dissidenten die Rolle der „Schädlinge“. Natürlich konnten sich Augenzeugen, die die brutalen Massenrepressionen der 30er Jahre erlebt hatten, nicht besonders über die fast unblutigen Dissidentenprozesse aufregen. Eingedenk des lateinischen Sprichworts *De mortuis nil nisi bene* werde ich den Namen des bedeutenden Schriftstellers nicht nennen, der während des Prozesses gegen Sinjaws-kij und Daniel erklärte: „Wirklich, da gibt man sich lange mit ihnen ab, aber in den 20er Jahren hätte man sie einfach an die Wand gestellt und abgeknallt!“⁸

Damit nicht genug, ein in den Einzelheiten und Subtilitäten der Prozeßordnung nicht allzu bewandertes Beobachter könnte zu dem Schluß kommen, daß es bei uns öffentliche Verhandlungen und das Gesetz sorgsam behütende Juristen gebe. Ebendiese oberflächliche Stille, die Reibungslosigkeit des bürokratischen Apparats, die Festspiele und sportlichen Veranstaltungen, die effektvollen außenpolitischen Shows und, vor allem, die Tatsache, daß die grenzenlose Willkür der Vergangenheit angehört, gaukeln den Menschen die Illusion einer geruhsamen Existenz vor – einer kargen, ideenlosen, doch relativ unbesorgten Existenz, die man als Erholung empfindet: Wenn man nur bloß nicht wieder die früheren Sorgen und Bedrückungen durchmachen muß!

Wenn ich die in unserem Land mit leichtem Kräuseln vorübergegangene Welle des Andersdenkens (genannt Dissidententum) – so natürlich nach Jahrzehnten des eisernen Gebots: „Bilde dir kein eigenes Urteil!“⁹ – betrachte, habe ich den Eindruck, daß es eine völlig normale und allen Völkern gemeinsame Erscheinung ist, wenn eine Gruppe unzufriedener Wahrheitssucher . . . es für ihre heilige Pflicht hält, der bestehenden Ordnung Opposition zu leisten. Im Mittelalter wurden diese Freidenker von der Kirche, von Universitätsdekanen, dann von den weltlichen Behörden und aufgeblasenen Duckmäusern verfolgt; erst am Ende des vergangenen Jahrhunderts begann man fast überall in der zivilisierten Welt, wo sich parlamentarische Systeme gefestigt hatten, ein Auge zuzudrücken: Soll das Studentenvolk sich doch an zündenden Reden

erfreuen, mit den Fäusten auf Kneipentische oder Vorlesungspulte hämmern, mit Liedern und Plakaten auf die Straße ziehen. Laßt sie protestieren, überschäumen, aufbrausen, aber wenn sie herangewachsen sind, werden sie sich ans Werk machen und sich bestimmt als ehrliche, nützliche Arbeitskräfte und Patrioten erweisen!

Aber die Überreste des beseitigten Kults waren zu stark. Man beförderte diese völlig unbekannt Hitzköpfe zu Feinden der Sowjetmacht, Missetätern, welche die Grundfesten des Staates untergruben, und rechnete unangemessen brutal mit ihnen ab, wodurch sie von einer Aureole des Märtyrertums umgeben wurden. Kaum zu glauben: Die Praxis, Andersdenkende in psychiatrische Anstalten zu stecken, kam in Gebrauch! Jemand hätte die Verantwortlichen an Zar Nikolaus I. erinnern müssen, den wir unwiderruflich verurteilen, weil er Tschaadajew nach der Veröffentlichung von dessen erstem „Philosophischen Brief“ in der Zeitschrift „Teleskop“ für verrückt erklären ließ.¹⁰ Hier ist die Bemerkung angebracht, daß wir oftmals taub den Lektionen gegenüber sind, die uns die Geschichte erteilt, das heißt, wir wenden die Maßstäbe, nach denen wir andere verurteilen, nicht auf uns selbst an.

Noch 26 Jahre nach dem Tode Boris Pasternaks (am 30. Mai 1986) legen zahlreiche Besucher Blumen auf sein Grab. Dieser große, bedeutende Dichter war zu Lebzeiten nicht populär oder weithin bekannt; nur Auserwählte, nur Ästheten lasen und schätzten seine Gedichte. Doch die Schmähungen und Verfolgungen, die das Ende seiner Tage verfinsterten und ihn vorzeitig ins Grab brachten, führten dazu, daß man ihn als jemanden, der für die Wahrheit gelitten hat, als Opfer des Regimes, verehrt und seiner gedenkt. Wenn Simonow den Roman *Doktor Schiwago* hätte veröffentlichen dürfen,¹¹ wäre er im Westen natürlich nicht als Vorlage für einen antisowjetischen Film verwendet worden. Ich nehme an, daß auch heimische Kritiker die beträchtlichen Mängel des Buches aufgedeckt hätten.

Heute, in der Zeit der Suche nach neuen Wegen und zulässigen kritischen Richtungen, wäre es wohl angebracht, die in jener bösen Epoche gegen Andersdenkende gefällten Urteile zu revidieren. Ich hatte Gelegenheit, mich mit dem Schicksal des Schriftstellers Leonid Borodin vertraut zu machen, der schon seit vier Jahren – seine Strafe beträgt zehn Jahre – in einem Lager mit strengem Regime inhaftiert ist.¹² In seinen Büchern, die im Ausland veröffentlicht wurden, ist schwerlich ein Verbrechen zu erkennen, das eine Verurteilung zur Zwangsarbeit verdient hätte. Meine persönliche Erfahrung – ich verwahre in meinem Schreibtisch fünf Rehabilitationsurkunden, die mich 27 Jahre in Lagern und in der Verbannung gekostet haben – erlaubt mir den Schluß, daß Borodins Anklage auf Unterstellungen und Fälschungen beruhte, die von Untersuchungsrichtern der Stalinzeit hätten entliehen sein können. Ich weiß nicht, ob Borodin seine Richter irgendwie gegen sich aufbrachte oder ob seine Vorstrafe, die ihn als Rückfalltäter erscheinen ließ, ihnen den Blick trübte, fest steht jedenfalls, daß das Strafmaß viel zu stark angehoben wurde und daß die Gerechtigkeit eine Revision des Urteils verlangt. Überhaupt könnte man meinen, daß eine Zeit angebrochen sei, deren Geist die Verkündung einer allgemeinen politischen Amnestie entspräche. Dies wäre ein überzeugender Beweis dafür, daß wir die bisher theoretisch von uns eingeräumten Fehler auch in der Praxis eingestehen.

Über den Sims des Sitzungssaals im Petersburger Kreisgericht zogen sich in slawischer Zierschrift die Worte: „Mögen Gnade und Gerechtigkeit in den Gerichten walten; es ist besser, zehn Schuldige freizusprechen, als einen einzigen Unschuldigen zu verurteilen.“ Diese Geleitworte an die Richter stammen von Katharina II. . . .

Kaum je zuvor hat das äußerliche Wohlbefinden einer Gesellschaft eine sich so zügig verstärkende unterschwellige Auflösung verborgen. Die edler Motive und Ideale beraubten Menschen machten sich daran, für ihr persönliches Wohlergehen zu sorgen. Die große Enttäuschung für diejenigen, die im Jahre 1917 den moralischen Aufschwung erlebt und an die baldige Umgestaltung der Gesellschaft auf gerechter Basis geglaubt hatten, waren die das Land niederdrücken-

de Stille und das Schweigen, welche die Hoffnung auf ein freies und würdevolles Leben zunichte machten. Die Sorge um persönlichen Wohlstand ersetzte alle Ideale. Gogol hat gesagt, daß der Mensch unbedingt von Zeit zu Zeit nach oben, zum Himmel, schauen müsse, denn sonst verlerne er, den Kopf zu heben, wie ein Schwein, das nur noch in seinen Futtertrog blicken kann.

Die Erschütterung der moralischen Grundpfeiler förderte ein völlig bedenkenloses Vorgehen bei der Wahl der Mittel: Unterschlagung, Diebstahl, Bestechung, Prellerei, alle Formen von Betrug gingen – zuerst insgeheim, dann ganz offen (wessen braucht man sich zu schämen, wenn alle so handeln! Wer will schon aus Dummheit etwas verpassen . . .) – in die alltäglichen Gebräuche über und setzten sich dort fest. Korruption und Mißbrauch drangen in alle Poren der Gesellschaft, in alle Tätigkeitsbereiche. Unter den rücksichtslosesten Raffern waren Menschen, die sehr hohe Ämter bekleideten. Die Psychologen müssen noch klären, wie es geschehen kann, daß ein Mensch, der von klein auf in einer kommunistischen Familie, als Zögling von Parteischulen und -akademien heranwächst, zum Neandertaler wird, zum Ideologen des Gold- und Diamantenbeutels!

Wieder eine literarische Reminiszenz: Die Miene Puschkins verdüsterte sich bei der Lektüre der ersten Kapitel von Gogols Roman *Die toten Seelen* (1842), und er rief aus: „Mein Gott, wie traurig ist Rußland!“ Ähnliches empfinden wir, wenn wir die Zeitungen durchblättern, die mit ihren Berichten nur einen Zipfel der Wahrheit lüften und doch keinen Zweifel daran lassen, daß es heute keinen einzigen wirtschaftlichen oder administrativen Organismus gibt, wo sich nicht Gauner und Schwindler eingenistet hätten! Hochschulen, Kliniken, wissenschaftliche Forschungsinstitute, diplomatischer Dienst und Parteiapparat, gar nicht zu reden von der Handlungssphäre, wurden zu einem fruchtbaren Boden für käufliche Menschen und Ränkeschmiede. Auf wenig Verständnis stößt natürlich die Tatsache, daß hochrangige Personen im Falle einer Entlarvung mit einem strengen Verweis oder einer Versetzung an einen anderen Arbeitsplatz davongekommen, während der durchschnittliche Übeltäter für ähnliche Streiche eine Gefängnis- oder Lagerstrafe erhält – ganz im Gegensatz zu den Worten aus dem Lukasevangelium (12, 48): „Denn welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.“

Die Demoralisierung und der sittliche Zerfall der Gesellschaft sind eine direkte Folge dessen, daß jeder lebendige Gedanke und jede ehrliche Regung unterdrückt werden, eine Folge der „Disziplinierung“ der Bürger, die sich fest eingepägt haben, daß sie bei jeder offenen Abstimmung die Hand „dafür“ heben müssen, sich nie „dagegen“ aussprechen dürfen und vernünftigerweise nicht durch eine „Enthaltung“ auf sich aufmerksam machen sollten. Deshalb ist es so wichtig, unsere Vergangenheit zu verstehen, aus der unser „Heute“ hervorgegangen ist; dieses Verständnis gewinnt man, wenn man von den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution an, Etappe um Etappe, untersucht, wie sich die Psyche des Kriechertums hat herausbilden können. Dabei müssen uns unsere Historiker helfen. Sie dürfen uns nicht, wie sie es sich angewöhnt haben, ins ferne Mittelalter führen, zu den kriegerischen Heldentaten unserer Vorfahren, so interessant und schmeichelhaft dies, für sich genommen, auch für das Selbstbewußtsein sein mag, sondern sie müssen uns die volle Wahrheit über das Gestern sagen, das sich so tragisch auf die moralischen Grundlagen des Volkes ausgewirkt hat.

Geben wir zu, daß heute nichts für uns wichtiger ist, als **DEN STALINSCHEN SPLITTER EHRlich UND GRÜNDlich AUS DEM KÖRPER DER NATION ZU ZIEHEN!**

Man braucht kaum den Nachweis zu führen, daß gerade in einem Land wie Rußland eine konsequente, vieljährige antireligiöse Propaganda unvermeidlich die moralischen Grundfesten der Gesellschaft erschüttern mußte. Obwohl das russische Volk in seiner Mehrheit zu Beginn des 20. Jahrhunderts seine historische Religiosität weitgehend verloren hatte und sich das Wesen der christlichen Glaubenslehre nur noch sehr vage vorstellte, obgleich der Einfluß der Geistlichkeit sich auf den äußeren Ritus beschränkte, hatte sich im tiefsten Inneren der Menschen noch die

abergläubische Furcht vor einem höchsten Richter gehalten, vor dem man weder üble Taten noch Gedanken verbergen könne. Und diese Vorstellung einer drohenden himmlischen Strafe zwang die Menschen, ihrem Gewissen zu folgen, nicht zu sündigen. Die Zerstörung der Kirchen, die das ästhetische Element des Lebens und die Schönheit der geistigen Ideale verkörperten, wurde als Signal zur Zügellosigkeit, zur Beseitigung der von der Stimme des Gewissens diktierten Verhaltensnormen aufgefaßt. Man fand keinen vollwertigen Ersatz für diese Normen, denn die rationalen, praktischen Argumente der Vernunft haben keinen Einfluß auf das Gewissen und auf den irrationalen Charakter des menschlichen Bewußtseins.

Soeben habe ich in der Zeitung eine Erklärung von Pa Chin gelesen, dem Vorsitzenden des Bundes chinesischer Schriftsteller. Er sagt, daß „die Kulturrevolution dem Volk und dem Land ungezählte Leiden brachte“. Und weiter: „Ich fürchte, daß ihr Einfluß sich noch im Laufe mehrerer Generationen bemerkbar machen wird. Deshalb ist es nötig, die ‚Kulturrevolution‘ mit allen Kräften zu zertrümmern und gehörige Lehren aus ihr zu ziehen, damit die folgenden Generationen diese bittere historische Lektion nicht vergessen.“¹³ Hiervon können wir jedes Wort verwenden, wenn wir nur den Begriff „Kulturrevolution“ durch den der „Stalinschen Diktatur“ ersetzen.

Die russischen Landgebiete haben besonders schwer unter den ihnen seit 1917 zugefügten Experimenten gelitten. Denn schon bevor man unter dem Vorwand des Kampfes gegen das Kulakentum mit der Landbevölkerung abrechnete und die Dörfer ausbluten ließ, waren die Bauern zu Versuchskaninchen gemacht worden. Schon kurz nach dem berühmten Dekret, das den Boden für immer jenen übertrug, die ihn bebauten (ein Dekret, das übrigens nie Gesetz wurde), begannen Reformen und Änderungen. Schon in den allerersten Jahren nach der Revolution fingen die Behörden in der Umgebung von Twer an, die Herauslösung der Bauern aus den Dorfgemeinschaften und ihre Verteilung auf Einzelgehöfte zu fördern, allerdings mit der Auflage, daß sich mindestens zwei Familien gemeinsam niederließen. Freiwillige Zusammenarbeit warf sofort gute Früchte ab, überall schossen landwirtschaftliche Genossenschaften wie Pilze aus dem Boden. Aber unverhofft brachen die Jahre des Kriegskommunismus an, in denen man den Bauern die Haut mehrfach abzog und fleißige Genossenschaftsbauern wegen angeblicher Treue zum sozialrevolutionären¹⁴ Programm umsiedelte. Die Landgebiete, die dem Untergang nahe waren, wurden durch die Rückkehr zur erprobten kapitalistischen Praxis wiederbelebt: Mit der Einführung der Neuen Ökonomischen Politik setzte ein kurzer Aufschwung ein, in dessen Verlauf die Bauern energisch und erfolgreich begannen, die ihnen in der Zeit der Erschütterung zugefügten Wunden zu heilen. Da aber besann sich die Regierung eines anderen. „Der Kulak hat uns seine Ordnung aufgezwungen!“ brüllte der allzu ängstlich gewordene Kamenew, und man machte sich hastig an die planmäßige und zielstrebige Regulierung des Ackerbaus, womit man diesen abermals dem Ruin auslieferte.

Man sollte nicht dem Irrtum verfallen, daß nur tatsächliche Ausbeuter in Gefängnisse und Lager gerieten. Ich erinnere mich, daß die meisten Müller, Viehhändler, Holzhändler, Einzelhofbesitzer und Gemüsebauern die Katastrophe beizeiten ahnten, ihre Arbeit aufgaben und sich in den Städten versteckten. Die großen Bauprojekte des Kommunismus – ebenso nützlich wie reklameträchtig – benötigten Arbeitskräfte, und die entzog man, ohne nachzudenken, der Landwirtschaft. Die angestammten Bauern wurden von Hinzugezogenen, Städtern, zufällig aufs Land geratenen Personen abgelöst. Ungeschoren blieben die örtlichen Schreihälse und Faulenzer – ihre Zeit war gekommen. . . .

Für immer hat sich meinem Gedächtnis das Bild der Straßen und Kais von Archangelsk eingeprägt, überfüllt von den Mengen „entkulakisierter“ – hungriger, obdachloser, gebrochener, verstoßener – Menschen. Die Tschekisten wurden nicht mit dem Strom fertig, der aus Zügen und Lastkähnen quoll; es fehlte an Transportmitteln, um die Verbannten über das Gebiet zu vertei-

len. Hungernd, krank, vor Kälte erstarrt, mit in Lumpen gehüllten Kindern, mit gebrechlichen Greisen und Greisinnen, starben sie auf den Straßen, im Gedränge der belagerten Baracken am Ufer der Nördlichen Dwina, wo die Kommandantur untergebracht war und wo manchmal Rationen ausgegeben wurden: gesalzener Fisch und wenige Gramm eines wer weiß woraus gebackenen Brotes. Ich, der ich den Pädagogen der örtlichen Hochschulen Fremdsprachenunterricht erteilte, ein Dach über dem Kopf und gesicherte Verpflegung hatte, schämte mich meines kümmerlichen Wohlstandes angesichts der umfassenden Tragödie des russischen Bauern – des Ernährers unseres Landes!

Das Land muß diese Wahrheit erfahren. Das Volk ist verpflichtet, die Berichte von Augenzeugen aufzubewahren, damit diese und künftige Generationen eine wahrheitsgetreue Vorstellung vom Leidensweg des russischen Ackerbauern haben, von dem Preis, den die Landbevölkerung zahlen mußte, damit neue gesellschaftliche Organisationsformen verwirklicht werden konnten. Unsere vorrangige Pflicht besteht darin, dem russischen Bauern in der Hauptstadt ein würdiges Denkmal zu errichten.

Lehrreich ist auch das weitere Schicksal der Landgebiete, die zu einem Experimentierfeld geworden waren. Man ging von Kolchosen zu Sowchosen über und umgekehrt, man zersplitterte und vergrößerte sie, unterstellte sie Maschinen- und Traktorenstationen, führte neue Kulturen ein, probierte das eine, dann das andere aus, änderte dies, modelte jenes um, beschnitt die privaten Parzellen, machte dann Reklame für privaten Gemüseanbau, private Geflügel- und Viehzucht. Im Moment stehen – noch lange? – Familienverträge in Ehren. Unwillkürlich fällt mir eine landwirtschaftliche Versuchsstation in dem Dorf Jarzewo am Jenissej ein, wo man, von keinem Zweifel angekränkt, Buchweizen und Weizen auf Felder brachte, die jahrhundertlang nur Gerste gekannt hatten!

Aber wieviel man auch experimentiert, das Land importiert weiterhin Getreide aus Kanada und Argentinien, und kaum jemand glaubt heute noch, daß der Kuban zu Beginn des Jahrhunderts die *Kornkammer Europas* war! Eine der Ursachen für die Ohnmacht der Landgebiete ist das Fehlen von Selbständigkeit und stabilen Verhältnissen. Der heutige Getreidebauer hat keinen festen Boden unter den Füßen, er kann nicht überzeugt sein, daß ihn, falls er seinen Wohlstand sichert, nicht auch das Schicksal seiner Großväter ereilt. Immer noch schwebt über dem Land das Gespenst jener schrecklichen Jahre, als für manchen „das Leben besser, fröhlicher“ wurde, während der Hunger die Bauern gnadenlos dahinraffte.

Sind wir überhaupt in der Lage, uns von Mißtrauen und Feindseligkeit dem Privatbesitzer gegenüber freizumachen, selbst wenn er nur mit Äpfeln aus seinem eigenen Garten oder Speckseiten handelt? Haben wir etwa keine abschätzige Meinung von den Menschen, die in den 20er Jahren die Neue Ökonomische Politik verwirklichten, als seien sie unweigerlich Betrüger und Schmarotzer, nicht aber unternehmungslustige, risikofreudige Bürger gewesen? Grausam bezahlten diejenigen, die einst an den von der hohen Kreml-Tribüne erschallenden Aufruf „Bereichert euch!“¹⁵ glaubten. Und der chinesische Schriftsteller Pa Chin hat zweifellos recht, wenn er annimmt, daß die Bitternis über die erlittenen Enttäuschungen, über die zerstörten Hoffnungen, noch lange Jahre im Volksgedächtnis fortleben wird.

Ich denke auch an die Generation von Komsomolzöglingen, denen man von der Schulbank an Argwohn allem gegenüber eingeschärft hat, was nach privatem Unternehmertum, nach persönlichem Gewinn riecht (der, wie wir wissen, die Haupttriebkraft des ersteren bildet). Die Zeit scheint gekommen, in der wir nicht mehr auf eine Religion und einen Umdenkungsprozeß verzichten können, was ganze Schichten unseres Weltverständnisses betrifft. Es ist, als seien wir lange in einem Nebel gegangen, der sich plötzlich an einem Kreuzweg aufgelöst hat. Und nun müssen wir entscheiden, welche Richtung wir einschlagen wollen.

Das oben Dargelegte enthebt mich der Notwendigkeit zu erklären, was ich unter dem Prinzip der Öffentlichkeit verstehe, und zu präzisieren, welche Aspekte des Lebens es umfaßt. In einer vernünftig und gerecht aufgebauten Gesellschaft dürfen die Äußerung und Verteidigung jeder beliebigen Ansicht, These, Annahme oder Ideologie nicht verboten sein. Eine solche Gesellschaft verwahrt sich nur gegen Aufrufe zu Gewalt und zu Menschenhaß, gegen Apologien von Nötigung und Unterdrückung, Barbarei, Pornographie – eben gegen alles, was Feindschaft zwischen Menschen und Völkern sät, was unmoralisch ist. Ich erinnere mich an die Dispute Lunatscharskijs, des ersten Volkskommissars für Bildungswesen, der in einem überfüllten Saal die Thesen des Metropoliten Wwedenskijs bestritt, an die in Zeitschriften ausgetragenen Scharmützel zwischen RAPP¹⁶-Vertretern und Anhängern der reinen Kunst, an die vom Staatsverlag herausgegebenen Bücher des Monarchisten Wassilij Schulgin, von Duma¹⁷-Abgeordneten, des Sozialrevolutionärs Boris Sawinkow, an die Memoiren von Weißgardisten . . .

Je vollständiger und ehrlicher wir eingestehen, was in der Vergangenheit geschah, desto leichter und rascher werden wir uns von der unser Bewußtsein vergiftenden Halbwahrheit befreien, das Stillschweigen beenden und die Situation verbessern. Wenn die „Asche von Auschwitz“ uns Beklemmung empfinden läßt, so sind die mit den Knochen von Gefangenen bedeckten Flächen des Nordens und Sibiriens nicht weniger bedrückend. Wo sind die Bücher über diese Ereignisse? Die Berichte der Augenzeugen? Und wenn *Der Archipel GULag* eine wahrheitsgetreue Darstellung der vom Volk erlebten Leiden ist, weshalb steht er dann auf dem Index verbotener Bücher? Solschenizyn erklärte sich im Ausland zu einem Gegner des Kommunismus, aber das ist, für sich genommen, kein Verbrechen, sondern nur eine ideologische Meinungsverschiedenheit. Solschenizyn ist zweifellos ein großer Schriftsteller, aber das bedeutet noch nicht, daß seine Urteile und Bewertungen unstrittig sind. Manche unserer Kritiker sind durchaus fähig, ihm zu widersprechen . . .

In meinem Alter kann ich nicht hoffen, die Zeit zu erleben, in der die oben ausgedrückten Hoffnungen und Wünsche Wirklichkeit werden, in der den Worten Taten folgen. Der Erfolg hängt ganz und gar davon ab, ob man der Öffentlichkeit in bester Absicht alle Türen öffnet oder ob man sich auf fromme Reden über sie beschränkt. Ich bin wohl nicht der einzige, dem beim Anblick des Übermaßes an Plänen und Programmen für die nahe und ferne Zukunft, welche jede Kleinigkeit festlegen, die berühmte Disposition des österreichischen Generalstabschefs vor Austerlitz einfällt, die Tolstoj in *Krieg und Frieden* anführt: „Die erste Kolonne marschiert, die zweite Kolonne marschiert . . .“

Es ist schwer, ungeheuer schwer, Optimist zu sein, wenn man auf die lange Kolonne vergangener Jahre zurückschaut.

Moskau, Mai–Juni 1986

Anmerkungen

- 1 Unter „Verfassung“ sind juristische Akte Nikolaus II. wie das Manifest vom 17. Oktober 1905 (alter Zeitrechnung) und die am 27. April 1906 (alter Zeitrechnung) verabschiedeten Grundgesetze zu verstehen.
- 2 Worte Stalins in einer Rede auf der ersten Allunionskonferenz der Stachanow-Arbeiter am 17. November 1935 (laut Text der *Prawda* vom 22. November 1935).
- 3 Vgl. Erlaß des Zentralen Exekutivkomitees der UdSSR „Über die Ergänzung der Bestimmung über Staatsverbrechen [konterrevolutionäre und für die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken besonders gefährliche Verbrechen gegen die Regierungsordnung] durch den Paragraphen über Vaterlandsverrat“ vom 8. Juni 1934, Punkt 1–3, Ziffer 1, 2 (Paragraph 58/1c, Ziffer 1, 2, StGB RSFSR [1926]).
- 4 Verzeichnis der Verstorbenen für das Gedenken bei der Seelenmesse. *Anm. d. Übers.*
- 5 Zeit der Herrschaft Biron, allg. für die „Deutschenherrschaft“; nach Ernst Johann Biron (1690–1772), dem Günstling der Zarin Anna Iwanowna. *Anm. d. Übers.*

- 6 Eigtl. „*Slowo i delo gosudarewo*“ (Wort und Tat des Herrschers): Spitzelsystem in Rußland (16.–18. Jahrhundert), das jeden Untertanen unter Androhung der Todesstrafe zwang, ihm bekannte Gegner oder Beleidiger des Zaren und seiner Familie zu denunzieren. *Anm. d. Übers.*
- 7 Jargon für die zum Häftlingstransport benutzten schwarzen Wagen. *Anm. d. Übers.*
- 8 Vgl.: „Und noch etwas fällt mir ein. Wenn Männer mit so schlechtem Gewissen in den denkwürdigen zwanziger Jahren ertappt worden wären, als man Recht sprach, ohne sich auf streng umgrenzte Paragraphen des Strafgesetzbuches zu stützen, sondern sich von revolutionärem Gerechtigkeitssinn leiten ließ [Applaus], da wären diese Verstellungskünstler ganz anders bestraft worden [Applaus]. Hier aber redet man noch hin und her über die ‚Strenge‘ des Urteils.“ (Aus der Rede M. A. Scholochows am 1. April 1966 auf dem XXIII. Parteitag der KPdSU; die Verhandlung gegen die Schriftsteller Sinjawkij und Daniel fand vom 10. bis 14. Februar 1966 statt.)
- 9 Nach A. S. Gribojedows Drama *Verstand schafft Leiden* (1824).
- 10 Vgl. den Brief A. Solschenizyns vom 15. Juni 1970, „So leben wir“, zur Verteidigung von Jaurès (Shores) Medwedew: „Tschaadajew wurde seinerzeit kein Härchen gekrümmt – und doch verfluchen wir seine ‚Henker‘ seit mehr als einem Jahrhundert.“
- 11 K. M. Simonow war von 1954 bis 1958 Chefredakteur der Zeitschrift *Nowyj mir* (Neue Welt), der B. L. Pasternak 1956 den *Doktor Schiwago* angeboten hatte.
- 12 Verhaftet am 13. Mai 1982, nach Paragraph 70/2 StGB RSFSR am 19. Mai 1983 zu zehn Jahren in einer Besserungsarbeitskolonie mit besonderem Regime und fünf Jahren Verbannung verurteilt; befindet sich im Perm-Lager Nr. 36–1.
- 13 Meldung der Nachrichtenagentur TASS, „Pa Chin über die ‚Kulturrevolution‘“, in *Prawda* vom 6. Mai 1986.
- 14 Sozialrevolutionäre: 1901 entstandene russische Partei, die einen bäuerlichen Sozialismus anstrebte; bis 1922 von den Bolschewiki ausgeschaltet. *Anm. d. Übers.*
- 15 Aus einer Rede N. I. Bucharins von 1925: „Im allgemeinen muß man dem gesamten Bauerntum, all seinen Schichten, sagen: ‚Bereichert euch, hortet, entwickelt eure Wirtschaft!‘“ (*Bolschewik*, 1925/Nr. 9–10, S. 4–5).
- 16 *Rossijskaja asociiacija proletarskich pisatelej* (Russische Assoziation proletarischer Schriftsteller): offiziöse sowjetische Organisation (1925–1932), die sich für die Parteilichkeit der Literatur einsetzte. *Anm. d. Übers.*
- 17 Nach der Revolution von 1905 geschaffene, mit begrenzten Kompetenzen versehene Volksvertretung des Gesamtreiches. *Anm. d. Übers.*

Nachwort von Wladimir Woinowitsch

Die hier veröffentlichten Bemerkungen Oleg Wolkows, eines der ältesten sowjetischen Schriftsteller, zum Prinzip der Öffentlichkeit sind einem Thema gewidmet, über das in unserer liebreizenden Heimat jeder x-beliebige schreibt und redet. Manchmal versteigt man sich sogar zu dem Wunsch, im Strafgesetzbuch nachzuschauen, ob dort nicht gewisse Artikel außer Kraft gesetzt worden sind. (Keine Sorge, es gibt sie noch, was sich übrigens auch am Niveau der gewährten Öffentlichkeit sehr leicht ablesen läßt.)

Man nehme zum Beispiel die Reden sowjetischer Schriftsteller vor, auf und nach ihrem letzten Kongreß. Manche Reden wirken ungeheuer mutig, aber bei gründlicher Beschäftigung mit ihnen werde ich das Gefühl nicht los, daß all diese Waghälse ohne Ausnahme ganz genau wissen, wo die Linie verläuft, hinter der ohne Warnung geschossen wird.

Da erzählt einer, daß ein für allemal mit der früheren Praxis der Lobhudelei hohen Amtsträgern gegenüber Schluß gemacht werden müsse; Bücher seien ohne Ansehen der Person und des Ranges ihrer Verfasser zu kritisieren. Dabei nennt er jedoch weder Personen noch Ränge. Ein anderer geht noch weiter: Wir sagen ja nur, daß man ohne Ansehen der Person kritisieren müsse, aber dann üben wir selbst auch keine Kritik. Und sofort unterstreicht er seinen Gedanken dadurch, daß er niemanden kritisiert.

Auf dem erwähnten Kongreß wurde viel davon gesprochen, daß man der Wahrheit über die Vergangenheit zu ihrem Recht verhelfen, daß man ein Pasternak-Museum eröffnen, die Gedichte Gumiljows und die Romane Nabokovs herausgeben müsse. Man äußerte Unruhe über den Plan, die nördlichen Flüsse in der Wüste Karakum versickern zu lassen. Die Aufgeschlossenheit der Schriftsteller ökologischen Problemen gegenüber ist an sich lobenswert, doch es muß hinzu-

gefügt werden, daß es auch schon früher innerhalb von bestimmten Grenzen erlaubt war, seine Sorge auf diesem Gebiet zu äußern. Ich erinnere mich zum Beispiel daran, daß die *Literaturnaja Gaseta* (Literaturzeitung) am ersten Tag des Prozesses gegen Sinjawschij und Daniel einen überaus langen Artikel zur Verteidigung gewisser Taigainsekten vom Stapel ließ, die (im Gegensatz zu den Angeklagten) zur Erhaltung des natürlichen Gleichgewichts gerettet werden mußten.

Wenn ich Karikaturist wäre, würde ich die heute gewährte Öffentlichkeit als etwas verlängerte Leine darstellen. Es gibt Namen, Ereignisse und Erscheinungen, deren Erwähnung das jetzige Reglement der Öffentlichkeit nicht vorsieht. Man darf zum Beispiel kühn von einem Pasternak-Museum sprechen, aber es ist immer noch unmöglich, auch nur eine schüchterne Andeutung zu Solschenizyns *Archipel GULag* zu machen. Die wirklich aufrichtigen Urteile über Fragen der aktuellen Existenz und der wichtigsten historischen Tatsachen sind nicht von offiziellen Rednertribünen aus zu hören, sondern wie früher im Samisdat oder, frei nacherzählt, auf den Seiten von Anklageschriften zu finden.

Unter diesen Bedingungen betrachte ich ausnahmslos alle gedruckten Überlegungen zum Prinzip der Öffentlichkeit mit unverhohlenem Mißtrauen. Doch unverhohlenen Vertrauen empfand ich Wolkows Artikel gegenüber, auf den sich der Triumph der Öffentlichkeit ebendeshalb nicht erstreckt, weil das Thema ernsthaft abgehandelt wird. Vertrauen flößte mir auch der Name des Autors ein, der zwar keinen lautstarken Ruhm erfahren, sich aber seit langem den Ruf eines unruhigen und ehrlichen Schriftstellers erworben hat.

Von seinen 86 Lebensjahren verbrachte Oleg Wassiljewitsch mehr als ein Drittel in der Verbannung und im Lager, doch er büßte seinen Hang zur Wahrheit nicht ein und machte sich nicht die Verschlagenheit zu eigen, die für manche unserer „Seeleningenieure“ so typisch geworden ist. Deshalb unterscheiden sich seine Überlegungen zum Prinzip der Öffentlichkeit von den offiziell gebilligten wie ein lebender Organismus von einer Nachbildung seiner selbst. In ihnen läßt sich keine vorgetäuschte Kühnheit, sondern nur das für den Autor charakteristische Streben nach Sachlichkeit entdecken.

Übrigens hat sich Wolkow häufig für den Schutz unserer heimischen Natur (insbesondere des Baikalsees) eingesetzt, aber mich berührt viel mehr, daß ihn nicht nur die Natur interessiert, sondern auch die Nöte des Volkes und die Schicksale einzelner Menschen, angefangen von dem weltberühmten Solschenizyn bis hin zu dem fast unbekanntem Schriftsteller Leonid Borodin. Es ist nicht das erste Mal, daß Oleg Wassiljewitsch seine Betroffenheit über die Geschehnisse und seine, wie ich sagen würde, übergenaue Einstellung zur Wahrheit demonstriert. Im Jahre 1978 wurde im Westen seine ländliche Studie mit dem ausdrucksvollen Titel „Streitet, ihr guten Menschen!“ veröffentlicht. Wenn ich die Richtung von Wolkows Interessen und die Art betrachte, wie er sie vorbringt, möchte ich ihn mit Wladimir Korolenko vergleichen, das heißt mit einem russischen Schriftstellertyp, der seit langem in ein Ehrenbuch hätte aufgenommen werden müssen.

Ich kann nicht behaupten, persönlich mit Oleg Wassiljewitsch bekannt zu sein, doch ich nahm seinerzeit gemeinsam mit ihm an einigen Sitzungen des Bundes der Prosaschriftsteller teil und beobachtete ihn stets sehr aufmerksam. Von den ihn umgebenden, von moralischem Verfall angerührten Personen hob er sich, groß und graubärtig, durch deutlich zu spürenden Edelmut und überhaupt durch das unübliche Äußere eines alten russischen Intelligenzlers ab. Er ist eine seltsame und ungewöhnliche Gestalt, zu der die Obrigkeit anscheinend keine Einstellung findet. Deshalb wurden seine literarischen und gesellschaftlichen Verdienste ebenfalls etwas ungewöhnlich bewertet: Zu seinem 80. Geburtstag prägte der Münzhof nicht einmal die kümmerlichste Medaille, doch dafür belohnte der Oberste Sowjet der RSFSR den Jubilar, trotz der im Lande wütenden Papiernot, mit einer Ehrenurkunde. Wir, die wir nicht einmal diese bescheidene Möglichkeit haben, würdigen ihn im Rahmen unserer Möglichkeiten: durch unsere Dankbarkeit dafür, daß er der ist, der er ist.

Aus dem Russischen von Anton Manzella

Czesław Bielecki (Pseudonym: Maciej Poleski), geb. 1948 in Warschau. Bekannter Architekt, zugleich machte er sich als Publizist, Literaturkritiker, Dramaturg und Graphiker einen Namen. Er gründete und leitete die inoffizielle Architektengruppe „Das Haus und die Stadt“ (*Dom i Miasto*). 1984 wurden seine Schriften von dem oppositionellen Verlag CDN in Warschau unter dem Titel „*Wolność w obozie*“ (*Die Freiheit im Lager/Block*) herausgebracht. Diese Veröffentlichungen machten B. neben Adam Michnik, Jacek Kuroń u. a. zu einem der führenden oppositionellen Publizisten Polens. Seine Aktivitäten hatten mehrere



Verhaftungen zur Folge – die erste während der März-Ereignisse 1968 (mangels Beweisen wurde B. damals nach 3 Monaten Untersuchungshaft wieder freigelassen); zuletzt wurde er – Vater von zwei Söhnen – am 13. April 1985 verhaftet. Zum mit großem Propagandaaufwand vorbereiteten Prozeß kam es nicht, da B. im Rahmen der allgemeinen Amnestie im Sommer 1986 aus der Haft entlassen wurde. Seit Oktober 1985 bis zu seiner Entlassung befand sich B. im Hungerstreik und wurde künstlich ernährt. Nachstehender Bericht ist keine literarische Fiktion, sondern schildert Erlebnisse in der Haft.

CZESŁAW BIELECKI (MACIEJ POLESKI)

Der Monolog der Staatsmacht

Denen gewidmet, die – nach Ansicht der Sowjets – noch nützliches Gerümpel in Polen sind.

Das Normale

Schweigen Sie nur, wenn Sie wollen, das Schweigen wird Ihnen auch nicht nützen. Wir wissen alles über Sie, und was wir nicht wissen, werden wir bald erfahren. Ich kann wochen- und monatelang herkommen, denn zwischen Ihnen und mir gibt es zwei Un-

terschiede: der eine – ich werde dafür bezahlt und Sie nicht, und der zweite – Punkt vier werde ich von hier fortgehen, und Sie werden weiter sitzen. Außer Ihnen sind alle sehr gesprächig: Hören Sie, wie die Schreibmaschinen klappern? Jeder kümmert sich um die eigene Haut, so ist leider das Leben, die Menschen gucken nach den Fleischtöpfen. So wer-

den wir geboren, daran wird sich nichts ändern. Wir haben noch nicht den Kommunismus, wo alles auf der Straße liegt und jeder nimmt, was er braucht. Übrigens“, er wird auf typisch polizeiliche Art sentimental, „die geopolitische Lage werden Sie durch Ihre Redaktionstätigkeit auch nicht ändern. So ist das Leben, ob uns das gefällt oder nicht. Wenn Polen irgendwo am Rand Europas läge wie Norwegen oder Schweden, dann vielleicht. . . Wenn Sie in zehn, fünfzehn Jahren dieses oder ein anderes Gefängnis verlassen, wird es keine Publikationen mehr geben wie *Krag* oder *CDN*.¹ Sie werden sehen, wirklich. Und vielleicht“, wieder versinkt er in Gedanken, „hängt man Ihnen Paragraph 124 an, Spionage, darauf stehen die höchsten Strafen, bis zur Todesstrafe.“

Das ist, denke ich mir, noch weit entfernt von der Gehirnwäsche in den Konzentrationslagern des „befreiten“ Vietnam. Dort – einige Male kollektiver Unterricht im Marxismus-Leninismus in den Pausen zwischen „Arbeit macht frei“, hier – der ganz normale reale Sozialismus. Also genügt es, einfach zu schweigen, in Gedanken an diejenigen, die mit ihren eigenen Leibern diesen Weg durchgescheuert haben. Wir sind es, an die Warlam Schalamow² den letzten Satz seiner Erzählung „Schnee“ gerichtet hat. Und auf den breiten Straßen fahren Autoren, Leser vorbei. . .

Erinnerung

Ein sonniger Vormittag; mir gegenüber sitzt ein Altersgenosse, gut aussehend, blond, Schnurrbart, schwere Augenlider; wie üblich tadellos gekleidet: beigefarbenes Hemd, elegante Krawatte und marineblauer Blazer mit silbernen Knöpfen, den im Osten ebenso gern wie im Westen die „Kader“ tragen. Wenn ihn die eigenen Worte ermüden, holt er ein Buch mit dem Titel „Willkommen in schweren Zeiten“ aus der Schublade und gönnt sich eine Verschnaufpause. Meine Situation kann schwerlich in heroischem Geist betrachtet werden, eher als Grotteske, der nur das Ge-

spenst Iossif Wissarionowitschs* einen Hauch von Grauen verleihen kann.

Ich rufe mir die Aufzeichnungen menschlicher Leiden ins Gedächtnis zurück, jene Tausende und Abertausende „Conveyer“, wie hier die pausenlosen, Tag und Nacht dauernden Verhöre genannt werden, von denen nicht einmal ein Schatten auf dem Papier geblieben ist, und ich denke an jene, die das jetzt zum ersten Mal erleben. Wie schüchtert man sie ein, wovor haben sie Angst, wenn sie in den Räumen sitzen, die aus den Stalinschen Zellen umgebaut wurden und einander gleichen wie ein Ei dem anderen? Sind sie imstande, aus den Argumenten, mit denen man sie zum Sprechen überreden will, das einzige so schwer Erkennbare, nämlich die eigene Angst, herauszuhören? Wissen sie, daß eben diese Angst allen Argumenten Sinn verleihen soll, es aber gleichwohl sinnlos ist, auch nur den Mund zu öffnen? Werden sie nicht dadurch irregeführt, daß der Stuhl, auf den sie sich setzen sollen, nicht wie früher in der Ecke steht, sondern dicht vor dem Schreibtisch, um aus einem oder zwei Monologen aufs natürlichste einen Dialog zu machen? Um meine Unruhe zu verschweigen, rufe ich mir in Gedanken den ersten Kontakt mit den „Organen“** zurück. Ich war damals zwanzig Jahre alt. Man führte mich in einen leeren Raum des Polizeigefängnisses im Mostowski-Palais. Die Sterilität dieser Szenerie, vielleicht auch der Wille, mir Mut zu machen, bewog mich zu einem Kommentar, den ich nicht für mich behielt:

„Na ja, weiß getünchte Wände, Tisch, Stuhl, zwei unbekannte Männer, und der dritte, Unschuldige, weiß nicht, worum es geht. Eine Situation wie bei Kafka.“

„Alle beteuern ihre Unschuld. Was ist das wieder für ein Kafka?“ lautete die Antwort, und ich wußte schon Bescheid.

Credo

„Mir geht es nicht darum, daß Sie singen, Namen, Kontakte undsoweiter. Sowieso sitzen schon alle von Ihrer Firma³, sie ist aufgeflo-

* Stalin

** Staatssicherheitsdienst

gen, die Firma existiert nicht mehr, wir haben die Druckerei, den Vertrieb, alles. Sogar (Radio) *Free Europe* hat schon gesagt, daß Sie Poleski sind“, versucht er mich ungeschickt zu provozieren, worauf er mit ernster Miene hinzufügt: „Ich will Ihr politisches Credo hören, und wir werden dieses Memorial im Protokoll festhalten. Unsere Anklage ist klar: Sie haben gegen das bestehende Recht verstoßen. Polizei gibt es auf der ganzen Welt, und auf der ganzen Welt nimmt sie Leute fest, die gesetzliche Bestimmungen verletzen. Sie haben gegen das Gesetz verstoßen und müssen sich dafür verantworten“; statt prinzipiell die Interessen der Volksrepublik Polen zu verteidigen, breitet der Polizeioffizier vor mir die Reize des Legalismus aus. Aber gleich danach übernimmt er die Rolle eines inoffiziellen Meinungsforschungsinstituts: „Kuroń, Wałęsa, Frasiński – das verstehe ich, die können nicht mehr anders, aber Sie? Zurück zu Ihrem politischen Credo: Erklären Sie mir das, Sie sind doch Architekt, in Ihrem Beruf könnten Sie so viel. . .“ – er bricht mitten im Satz ab, denn in meinem Blick findet er nicht den Glauben an die fachliche Kompetenz der Regierenden, der es erlauben würde, sich nur um den eigenen Garten zu kümmern.

Zentrum

„Tun Sie was, um sich zu retten, Sie sind wie ein Bahnwärter, wie ein Bahnwärter, der auf die Richtung des Zuges keinen Einfluß hat, aber den Zug aufhalten, das kann er“; der Polizeioffizier denkt natürlich an den Zug der Untersuchung, die Lokomotive der Geschichte überläßt er der journalistischen Mannschaft.

„Zugegeben, ich bin Polizeifunktionär, aber ich möchte Ihnen helfen, einfach als Mensch. Besonders jetzt, da sich die Lage normalisiert. Wissen Sie, daß im Sommer die Rationierung von Fleisch aufgehoben wird? Sie sind doch kein Masochist, ist es ein Vergnügen, hier zu sitzen? Sie könnten doch für *Tygodnik Powszechny* schreiben, das ist auch ein oppositionelles Blatt. Die *Polityka* würde gegen Sie polemisieren, und alles wäre in Butter. Am be-

sten ist es, ein Mann des Zentrums zu sein. Schauen Sie, so ein Passent⁴ zum Beispiel, kann der sich beklagen?“

Der Polyp hilft mir, meine konfiszierten Texte zu rekonstruieren: Ich wollte gerade über die Menschen des Zentrums schreiben, die – auf beiden Seiten – immer noch glauben, man könne Angriff und Verteidigung im Stil der vierziger Jahre wiederholen. Sie wollten sich der Salamtaktik bedienen, wo doch seit neun Jahren der widerborstige Esel ausschlägt und sich nicht zu Wurst verarbeiten läßt!

„Kultura“

„Schon allein die Adresse und Telefonnummer in *Maisons-Laffitte*⁵ in Ihrem Notizbuch wird für das Gericht ein schlüssiger Beweis sein. Sie sind sich doch darüber im klaren, daß hinter der Pariser *Kultura* die CIA steht. Übrigens, wozu drucken Sie die nach, wenn ich sie selbst auf dem Flohmarkt gesehen habe?“ Der Arzt des Systems schlüpft schnell über die Widersprüche seiner Äußerungen hinweg, er sucht das *locus minoris resistentiae* – die Stelle der geringsten Widerstandskraft. „Wissen Sie, gestern war ich auf dem Flohmarkt und habe nicht nur Flavius gesehen, den wir unter Ihren Büchern gefunden haben – er kostet, stellen Sie sich das mal vor, 15 000!, sondern auch an die dreißig Stück *Kultura*. Und niemand hat den Verkäufern auch nur ein Haar gekrümmt!“

(Ba, ich habe in der Vorortbahn Leute das *Tygodnik Mazowsze*⁶ lesen gesehen.)

„Übrigens, *Die Blechtrommel* ist schon offiziell erschienen, ah ja, damals waren Sie noch auf freiem Fuß, sogar die Schauspieler kehren aus der inneren Emigration zurück, treten im Fernsehen auf, soll ich Ihnen die Namen nennen? Die Rationierung von Fleisch. . . das habe ich Ihnen schon gesagt, Kaffee gibt's in den Läden zur Genüge, möchten Sie, daß ich welchen zum Verhör mitbringe?“

Herein kommt Nummer zwei: „Wie wär's, wenn wir mit der Knastkutsche einen Sprung auf einen Kognak machten, wo Sie doch in trockenem Zustand den Mund nicht aufbringen?“

Der erste ist so in Schwung geraten, daß er schon Verstorbene zu normalisieren beginnt: „Sogar Andrzejewski, so ein oppositioneller Schriftsteller, und bitte, auch er publiziert.“

Die Autochthonen

„Was stellst du dir, du Saujud, eigentlich vor? Wenn es dir nicht paßt, hättest du dich aus Polen fort trollen sollen!“ Das Gesicht des neuen Polizeigewaltigen ist nur einige Zentimeter von meinem entfernt. „Willst nicht reden, Saujud? Warte nur, wenn ich dich in den Schwitzkasten nehme, wirst du gleich zu singen anfangen!“

Nummer eins sitzt seelenruhig am Schreibtisch, Nummer drei nimmt hinter meinem Rücken Platz. – „Hat die Beine übereinandergeschlagen und sitzt!“, er springt auf, packt mein Bein und stellt es neben das andere. Ich leiste keinen Widerstand.

„So sollst du sitzen!“ brüllt er und geht hinaus.

Das ist wahrscheinlich ein Test. Schon der zweite – nach der Verhaftung, die aussah, als hätte mich ein Sturmtrupp der Roten Brigaden gekidnappt.

„Sehen Sie, ich fasse Sie mit Samthandschuhen an. Sie möchten wohl nicht, daß der Kollege –, denn nicht alle sind so ruhig wie ich“, beginnt „mein“ Polyp vertraulich; instinktiv schlage ich die Beine übereinander. Nach einer Weile stürzt Nummer drei wieder herein und reißt mein Bein wie das einer Schaufensterpuppe zu Boden.

„Sooo sollst du sitzen!“ Jetzt brüllen sie schon zweistimmig. „Wenn wir dich in eine 120-Mann-Zelle mit Rückfälligen stecken, wirst du spüren, wie homosexuelle Verwaltung schmeckt! Nichts wird dich davor bewahren! So einen Schandfleck werden Sie in Ihren Memoiren nicht erwähnen!“ (Das war Nummer eins, der von der Kultur.) „Hier, im Trakt des Innenministeriums, haben Sie luxuriöse Bedingungen! Du, vielleicht sperren wir ihn in eine Isolierzelle, nackte vier Wände und sonst gar nichts, bis er den Verstand verliert? Sie haben nur noch ein paar Tage, wenn Sie bis Montag nicht anfangen auszusagen, werden

wir andere Mittel anwenden. Sie wissen schon, welche“, schließt Nummer eins.

Ich lande mit heiler Haut in meiner Zelle, und die Tatsache ausnutzend, daß auf der Rakowiecka-Straße⁷ die Sonne nicht nur für die autochthone Bevölkerung leuchtet, schreibe ich eine Beschwerde über die Vernehmungsmethoden. Die Pointe setzte meinem Schreiben der Regierungs(Lügen)sprecher auf, der, auf einer Pressekonferenz über meine Verhaftung befragt, soeben festgestellt hat: „Im Interesse der Ermittlung kann ich über die bisherigen Resultate nichts sagen.“

Verleumdung

Am nächsten Morgen, nach oben beordert, setze ich mich vor den Schreibtisch und bekomme das Übliche zu hören: „Nun, haben Sie es sich überlegt, hier das Protokoll!“ Der Prolog der Etüde. Herein kommt Nummer drei und händigt Nummer eins einen Briefumschlag mit der Beschwerde aus, die ich vor einer Stunde dem Kalfaktor übergeben habe.

„Guck mal, wie er sich erdreistet, uns zu verleumden! ‚Saujud‘ – hast du gehört, daß ich je so etwas gesagt habe?“

„Nie gehört“, antwortet Nummer eins, sehr erstaunt.

„Sieh mal, da hat er sich was über irgendwelche Schwule ausgedacht, daß er mit Vergewaltigung erpreßt wurde, so was Blödes, einfach Verleumdungen über uns! Und da, schau dir das an: . . . ich protestiere dagegen, daß mein Land durch Antisemitismus entehrt wird. . . mich des Landes zu verweisen, als wäre der Sicherheitsdienst der rechtmäßige Herrscher Polens. . . ‘ – ‚Mein Land‘, bin neugierig, welches Land er da gemeint hat? Du redest höflich mit ihm, und so einer schwärzt dich an, und dann mußt du dich vor dem Chef rechtfertigen.“

Nummer eins schüttelt bekümmert den Kopf: „Schämen Sie sich nicht?“

Ein Beitrag zum Verständnis dreier Welten: der Wahrheit, ihrer „Wahrheit“ und des Ideals der Moskauer *Prawda*, was ja auch Wahrheit heißt.

Die Verfassung

Der Monolog dauert mit kurzen Unterbrechungen schon einige Tage, und ich habe kein einziges Wort gesagt, die Langeweile tropft wie ein Wasserhahn. Eigentlich könnte ich mit meinem Polypen ein Abkommen schließen: Er liest sein Buch über schwere Zeiten, und ich, davon profitierend, daß sie doch nicht so schwer sind, mache mir Notizen: Außerhalb dieses Raumes weiß es niemand, in der Zelle sage ich auch nichts, einfach ein *gentlemen's agreement*. Aber jede Abmachung setzt ein Minimum an Vertrauen voraus. Ich habe nicht einmal soviel Vertrauen, um den Mund zu öffnen, vielleicht denkt er dann, daß ich müde werde; er hat zu mir nicht genug Vertrauen, um zu glauben, daß ich ihn – schon im eigenen Interesse – nicht verpfeifen werde. Seitdem ich den Test mit dem Gebrüll überstanden habe, spielt er seine Karten bereits ohne größere Hoffnung aus.

„Dank Bekannten ist es mir gelungen, den Reprint eines authentischen Dokuments von 1791⁸ zu bekommen. Ledereinband, ein Prachtstück. Ich bin auch an einem wichtigen Tag geboren, am 1. Mai“, erläutert er auf meinen fragenden Blick; ich bin am 3. Mai geboren. „Und was möchten Sie von mir als Geschenk bekommen?“ ködert er mich, „diese Frage können Sie wohl beantworten?“ Und er schnurrt die Titel der Bücher herunter, über die ich am letzten Abend in der Zelle gesprochen habe. Anscheinend hat er sich nur den letzten Teil des Tonbands angehört, um nicht vor Langeweile zu sterben. Für Ungläubige wohl der letzte Beweis, daß es in den Zellen des Mokotów-Gefängnisses Wanzen gibt.

Dialog, Verfassung. . . Das Verhalten auf beiden Seiten des Schreibtischs ergibt sich natürlich aus unserer Verfassung. Das habe ich dem Staatsanwalt schon in der Einleitung geschrieben: „Die Überzeugung des Sicherheitsdienstes, daß man einen toten Punkt in der Ermittlung nur durch Brutalität überwinden könne, beruht auf dem Irrtum der ‚wechselnden Rollen‘. Indessen können die Rollen nicht so leicht gewechselt werden: Ich werde es immer vorziehen, Verfolgter als Verfolger zu sein. . .“

„Sie sollten auf unserer Seite stehen. Solche Leute könnten wir gebrauchen. Sie sind intelligent, gebildet. . .“, die Stimme stockt eine Weile. Nummer zwei mit dem Gesicht eines jungen Wolfes ist ungefähr 25 Jahre alt – „ja, Sie sind intelligent. Vielleicht haben wir zu wenig solcher Leute? Hätten wir mehr solcher wie Sie, sähen die Dinge anders aus. Warum sollten wir uns nicht auf derselben Seite der Barrikade“ – er korrigiert sich – „des Schreibtischs treffen?“ Nummer zwei sieht mir mit dem unverschämten Blick à la Hauptmann Piotrowski⁹ in die Augen. Nummer eins ist ein besserer Profi. Wenn er sagt: „Ich möchte wirklich etwas für Sie tun!“, zwinkert er mit den Lidern; er weiß, daß Augen selbst nach Jahren des Trainings schlechter lügen als der Mund.

„Ich denke auch an Ihre Freundin, die der Kollege verhört“, soeben ist Nummer vier gekommen, „jede Frau will eine Familie haben, ein Heim, sich stabilisieren, sogar Nuten, ja, ich glaube, sogar Nuten. Das Heim, die Familie sind für sie etwas Heiliges. Wie stellen Sie sich das vor, Sie werden das Gefängnis verlassen und wieder in den Untergrund gehen, man wird Sie fassen und wieder. . . Ewige Unsicherheit. Ich würde das nicht aushalten“, faßt er zusammen.

In der jetzt eintretenden Stille denke ich an die ältesten Berufe der Welt.

Der Stock

„Stefan war bei ihm?“

„Ja.“

„Und?“

„Nichts, alles beim alten.“

Ich errate, daß Stefan Nummer drei ist. Der vom Bangemachen. Nummer zwei verliert den Glauben nicht.

„Nichts werden Sie in diesem Land ändern können. Null-komma-nichts. Ich ga-ran-tie-re. Ich lese alles, was im Untergrund und in der Emigration erscheint. Da ist nichts drin. Abso-lut nichts. Soll ich Ihnen die letzte *Kultura* bringen? Das kann ich. Die letzte Nummer! Ich bring sie. Sie werden sie uns laut vorlesen.

wenn Sie schon nicht reden wollen. Das wird uns nützen und Ihnen auch. Also, was sagen Sie dazu? Am meisten, wissen Sie, regen mich Lügen auf. Ich gehe hin, um mir eine Demonstration anzuschauen. Ich sehe sie mit eigenen Augen, und dann höre ich *Free Europe* und traue meinen Ohren nicht, die lügen wie gedruckt. Mein lieber Mann, sich eine Doktrin auszudenken oder ‚Die Ahnenfeier‘ zu schreiben, das ist kein Problem. Ich denke nach, setz mich hin und schreibe. Aber ein Arbeiter hat keine Zeit für solche Fisimatenten. Er muß schwer schuften für seine dreizehn bis vierzehn tausend, die Normen holen das Letzte aus ihm heraus. Bloß für einen solchen Intelligenzler wie Sie sieht alles einfach aus. Mit einem Stock werden Sie den Lauf der Weichsel nicht umkehren. Hier werden Sie keine Revolution machen. Dazu braucht man einen sehr großen Stock. Ei-nen-sehr-gro-ßen!“ lacht er.

In der Tat, kommunistische Revolution macht man mit einem sehr großen Stock. Nur die erste haben sie mit einem kurzen gemacht, ihn aber bald verlängert. Aber unsere Revolution war nicht „gemacht“, und deshalb ist sie ohne Stock ausgekommen.

Václav Havel hatte natürlich recht, als er dieses System post-totalitär nannte, es gibt darin nicht mehr viele Kandidaten des Fanatismus. Ein echter Sowjetmensch muß nicht gläubig sein, um zu praktizieren.

Die Lücke

„Eigentlich müßte ich nicht mehr herkommen, aber ich will Ihnen eine Chance geben, damit Sie hier rauskommen. Sie werden nicht der erste sein, man wird es Ihnen nicht übelnehmen. Wenn Sie vom Paragraphen 57 über Strafmilderung Gebrauch machen, mit Eintragung ins Protokoll, können Sie auf außergewöhnliche Milderung rechnen, sogar. . .“ (er dämpft die Stimme, obwohl er selbst merkt, daß sie sich überschlägt) „auf völligen Straferlaß! Aber den ersten Schritt müssen Sie tun. Also, abgemacht? Sie kommen frei und sagen den Jungen: ‚Ich gehe in den Ruhestand!‘ Ich

weiß vom Staatsanwalt, daß Sie oft an Ihre Söhne schreiben. Das ist gut, sehr gut sogar. Ich hab selber so einen Knirps, nur daß ich nicht so wohne wie Sie, ich hab nur ein Zimmer mit Küche“, wieder hat er die frühere Version vergessen, erst unlängst hat er mir erzählt, daß er dreitausend Bücher zu Hause habe. „Aber erziehen Sie sie nicht so, daß Sie in Ihre Fußstapfen treten. Es geht doch nicht darum, daß Sie freigelassen werden und dann Ihre Kinder im Knast besuchen.“

Beim Gedanken an diesen Stafettenlauf der Generationen muß ich instinktiv lächeln.

„Ich wüßte nur zu gern, woran Sie in diesem Augenblick denken. . .“ Nummer eins bringt mich in die Wirklichkeit zurück. Ja, die technologische Lücke kann die Denkpolizei auch nach 1984 nicht schließen.

Antitheater

„Eigentlich könnte ich schon in einem Einpersonentheater auftreten. Ein ganzer Monat ist vergangen, und Sie haben den Mund nicht einmal zu einem ‚Guten Tag‘ aufgemacht. Daß Sie nicht ‚danke‘ sagen, verstehe ich“, stellt Nummer eins fest.

Herein kommt Nummer fünf. Als wüßte er nicht, daß ich noch kein einziges Wort gesagt habe, holt er das Protokoll aus seiner Mappe und stellt eine Frage nach der anderen. Er notiert etwas, liest laut: „Der Beschuldigte schweigt, der Beschuldigte schweigt, der Beschuldigte schweigt. . .“ Am Ende brüllt er los:

„Ein schöner Held im Konspirieren sind Sie. Und jetzt sitzen Ihretwegen so viele Leute. Wenn Sie so gut im Konspirieren gewesen wären, auf diese Schatten, wie ihr sie nennt, aufgepaßt hätten, wären sie nicht hier gelandet“, im Lächeln entblößt er die schlechten Zähne. Ihr Lieblingsmotiv. Wie viele Fehler ich begangen haben mag – behutsam siebe ich meine Gedanken, jede Kritik kann anregend sein, obwohl ich weiß, daß es nur darum geht, mich in ein psychisches Loch zu stoßen –, wieviele Leute „meinetwegen“ sitzen mögen, es gibt einen genauen Maßstab: Vor sieben Jahren

habe ich meinen ersten Text mit den Initialen M. P. gezeichnet, und erst jetzt haben sie mich als M. P. in den Fängen. Einige Jahre mußten vergehen, um einen Verräter zu finden, der mich denunziert hat und sofort freigelassen wurde, und dann wieder einige Jahre, bevor sie mich aufspürten. Nummer eins reißt mich aus meinen Gedanken.

„Ich kann Schritt für Schritt Ihren Weg vom 13. Dezember¹⁰ an nachzeichnen. Jeden Tag, jedes Lokal, alles.“

Absurd. Ich sehe die Gesichter jener wunderbaren Menschen vor mir, mit denen mich ein gnädiges Schicksal zusammengeführt hat, die jedes Risiko mit mir geteilt, mich mit ihrem Wagen befördert, mir die Schlüssel zu ihren Wohnungen gegeben haben, Einkäufe für mich besorgt, sich meiner Kinder angenommen haben. Selbst bei meiner Vorliebe für den Individualismus bin ich nicht in einem Einmann-Theater aufgetreten. Die *Solidarność* ist ein Antitheater.

Die Monologe, die ich mir hier angehört habe, reichen, was den künstlerischen Wert betrifft, bei weitem nicht an das Schlußkapitel des „Kleinen Verschwörers“¹¹ heran, eines Bestsellers des Verlags CDN, für den seinerzeit sowohl *Newsweek* als auch *Trybuna Ludu* Reklame machten. (Hier fühle ich mich zu einem Dementi verpflichtet, denn ich wurde öffentlich zum Chef dieser Firma erklärt.) Dagegen sind diese Monologe das vollendetste Programm des Dialogs und der Verständigung, das ich von offizieller Seite je kennengelernt habe, noch dazu mit parteilicher Offenheit dargelegt. Und weil bei uns die Staatsmacht das Publikum wählt und nicht umgekehrt, ist mir die Rolle eines schweigenden Mediums zugefallen.

Als General Kiszczak im Sejm erzählte, wie ich als langjähriger Agent auf Geheiß der CIA die Leitung der Pariser *Kultura* von Redakteur Giedroyc übernehmen sollte, bemerkte er mit der ihm eigenen Eleganz; daß die Amerikaner Giedroyc für „unnützes Gerümpel“ halten. Die Anführungszeichen bei den beiden letzten Worten, mit denen Czesław Kiszczak einen unserer bedeutendsten Landsleute bezeichnete, sollten als Beweis der Echtheit

dieser Meinung dienen. Und auch als Beweis der Allmacht des Sicherheitsdienstes: Die mit Wanzen abgehorchte Welt ist für ihn so klein wie der dritte Trakt des Mokotów-Gefängnisses. Ich glaube nach wie vor nicht an die Allmacht der Polizei, also habe ich die Worte des Generals zitiert, um eine Probe seines Stils zu zeigen – das ist auch die Erklärung für meine Widmung.

So bin ich zur dritten Ursache gelangt, warum ich den Monolog unserer Staatsmacht einer breiteren Öffentlichkeit vorlege. In seinem Exposé im Sejm hat General Czesław Kiszczak, seines Zeichens Innenminister, die kühne These aufgestellt, mich verbinde mit Polen einzig und allein der Umstand, daß ich hier geboren bin und meine Hochschulbildung erlangt habe. Als Antwort veröffentliche ich diese dokumentarische Niederschrift, die zeigt, wozu der Geburtsort und die Bildung die Funktionäre des Czesław Kiszczak (seine Initialen lesen sich im Polnischen übrigens: Tscheka) verpflichten. *Quod erat demonstrandum*.

Aus dem Polnischen von Edda Werfel

Anmerkungen des Übersetzers

- 1 Krag, CDN (letzteres bedeutet: Fortsetzung folgt) zwei Untergrundverlage.
- 2 Warlam Schalamow (1907–1982). russischer Schriftsteller, berühmter Verfasser sog. „Lagerliteratur“.
- 3 Mit der „Firma“ ist der Untergrundverlag, für den der Autor arbeitete, gemeint.
- 4 Passent – regimetreuer Journalist.
- 5 Maisons-Laffitte ist die Adresse der in Paris erscheinenden Zeitschrift *Kultura*.
- 6 *Tygodnik Mazowsze*, regelmäßig erscheinende Untergrundzeitschrift der *Solidarność*.
- 7 Rakowiecka – die Straße, in der sich das Gefängnis befindet.
- 8 Die Verfassung vom 3. Mai 1791, damals eine der fortschrittlichsten in Europa; der 3. Mai, vor dem Krieg Nationalfeiertag, wird als solcher auch heute – nicht vom Staat, aber vom Volk – begangen.
- 9 Piotrowski – der Mörder von Pater Popiełuszko.
- 10 13. Dezember 1981 – die Ausrufung des Kriegsrechts in Polen.
- 11 *Mały konspirator* (Der kleine Verschwörer) – ein im Untergrund erschienenes Buch mit Verhaltensregeln für die illegale Tätigkeit.

Stevan Pavlowitch, geb. 1933 in Belgrad. 1951–56 Studium der Geschichte in Lille, an der Pariser Sorbonne und in London, wo er 1959 mit einem Thema zur serbischen Geschichte graduierte. 1961 erschien sein erstes Buch (über englisch-russische Rivalität in Serbien), 1965 wurde er als Dozent an die historische Fakultät der Universität Southampton berufen, wo er bis heute unterrichtet. Zwischenzeitlich war



Pavlowitch Dozent in Lancaster, London, Paris; Veröffentlichung weiterer Bücher und einer Vielzahl von Artikeln zu Themen der jugoslawischen Geschichte und Zeitgeschichte. Pavlowitch ist Fellow der Royal Historical Society. Die nachstehende Veröffentlichung ist eine autorisierte Zusammenfassung eines ursprünglich in der Pariser Zeitschrift „Commentaire“ erschienenen Aufsatzes.

STEVAN PAVLOWITCH

Tito: Vom „Gastarbeiter“ zum vergöttlichten Monarchen

Mai 1987: Schon sieben Jahre sind seit dem Tod von Josip Broz Tito (1892–1980), Marschall und Präsident auf Lebenszeit der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien, vergangen. Dezember 1986: Jugoslawien erreichte sein achtundsechzigstes Jahr. Erreichte es zwar, feierte es jedoch nicht, denn der Bündnisvertrag vom 1. Dezember 1918, der aufgrund eines Formfehlers als unzulänglich betrachtet wurde, war seitdem durch die Feier des 29. November, des Jahrestags des erneuerten Zusammen-

schlusses auf sozialistischen Grundlagen, ersetzt worden. Etwa fünfunddreißig von diesen achtundsechzig Jahren fallen unter die Herrschaft Titos. Vor ihm gab es dreiundzwanzig Jahre eine parlamentarische, dann autoritäre, schließlich halb-autoritäre und pseudo-parlamentarische Monarchie und das grausame Zwischenspiel der Kriegsjahre. Und seither schon sieben „Nach-Tito“-Jahre. Wie Raymond Barre am 14. November 1980 in Belgrad zu bedenken gab: „Jugoslawien bestand vor Tito, Jugoslawien wird nach Tito bestehen.“

Tito gehört seitdem der Geschichte und den Historikern, die ihn mit einem gewissen Abstand im Lichte neuerscheinender Bücher studieren können (zumal bereits eine vorsichtige „Ent-Titoisierung“ im Gange ist.) Hunderte von Büchern sind seit seinem Tod über Tito veröffentlicht worden. Die meisten geben uns mehr Aufschluß über den posthumen Kult als über die historische Persönlichkeit. Es gibt jedoch interessante Ausnahmen, vor allem die *Neuen Beiträge* zu einer Biographie über J. B. Tito von Vladimir Dedijer und die *Autobiographischen Zeugnisse* von Tito selbst (eine Sammlung von Artikeln, Reden, Vorträgen, Rechenschaftsberichten, Interviews und Gesprächen, die vom Belgrader Institut für Zeitgeschichte wiederaufgelegt wurden), einschließlich – natürlich – der außerhalb Jugoslawiens veröffentlichten kritischen Biographie von Milovan Djilas.

Die treibende Kraft des Ehrgeizes

Titos Ziel war es stets voranzukommen. Das Milieu, dem er entstammte, konnte nie seine Ambitionen befriedigen. Aus seinem Dorf Kumrovec und seiner Provinz Kroatien ging der junge Josip Broz fort, um ein besseres Los in Wien zu suchen, genauso wie später der Marschall Tito, der das Oberhaupt Jugoslawiens geworden war, Rollen von weltweiter Bedeutung auf den großen Schauplätzen des internationalen Kommunismus oder der Bewegung der Blockfreien suchte. Mit neunzehn Jahren brach er auf, um sich ein neues Leben in der Hauptstadt der österreichisch-ungarischen Monarchie aufzubauen, und träumte davon, Ingenieur zu werden (das war die Tarnung, die er später als Verschwörer annehmen mußte). Er arbeitete einige Zeit in den Daimler-Werken, bevor er sich als Techniker in der Armee verpflichtete und eine Unteroffizierschule absolvierte. Als loyaler Unteroffizier, der sowohl für seine Dienste in Friedenszeiten als auch während des Ersten Weltkriegs dekoriert wurde, nahm er an der Invasion Serbiens im Jahre 1914 teil (dies war lange ein Staatsgeheimnis), bevor er an der russischen Front kämpfte.

Er ergab sich nicht und lief auch nicht zum Feind über wie so viele seiner Landsleute in der österreichisch-ungarischen Armee und wurde verwundet, bevor ihn die Russen gefangennahmen. Als er wiederhergestellt war, trat er trotzdem nicht den Freiwilligen bei, die unter den jugoslawischen Kriegsgefangenen rekrutiert wurden, und schloß sich nicht den Bolschewiken an. Im Jahre 1917 in Rußland, mitten in der Revolution, erwog er vielmehr, sich in die Vereinigten Staaten abzusetzen. Als Tito im Frühjahr 1976 im Laufe eines im Fernsehen übertragenen Monologs über seine Jugend selbst diese Episode aufdeckte, fügte er halb im Scherz hinzu: „Wenn ich es getan hätte, wäre ich Millionär geworden.“ Was darauf hinweisen könnte, daß sein revolutionärer Eifer eher dem persönlichen Ehrgeiz entsprang als umgekehrt. Tatsächlich bekehrte er sich nicht vor 1919 – als Österreich-Ungarn endgültig tot und begraben war – zu den Kommunisten.

Im Jahre 1920 kehrte er in das Land – das inzwischen zum *Vereinigten Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen* – oder Jugoslawien – geworden war – zurück, um eine neue Laufbahn zu beginnen, die des Revolutionärs im Untergrund. Er leitete die kommunistische Organisation der Stadt Zagreb, als er 1928 verhaftet, vor Gericht gestellt und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Nach der Verbüßung seiner Strafe trat er ins Zentralkomitee der jugoslawischen KP, später ins Politbüro ein und ging dann fort, um für den Apparat der Komintern in Moskau zu arbeiten. Seine Gefängnisjahre waren für ihn keineswegs vergeudete Zeit. Vielleicht ersparten sie ihm das Los einiger seiner Gesinnungsgenossen, die in jener Zeit ausgeschlossen wurden. Ganz gewiß machten sie aus ihm – dank der politischen Lektüre und Debatten in den Strafanstalten des *Ancien Régime* – einen besseren Kommunisten. Ihm hatte sich der Weg gebahnt, der ihn an die Spitze der KPJ führen sollte.

In Moskau war Tito anscheinend der begeisterte, aber scharfsinnige Vertreter einer ganz kleinen Partei inmitten einer Krise. Die Rolle der Intellektuellen in der emigrierten Leitung

der KPJ ging ihrem Ende zu. Wie verhielt er sich, als die alte Garde liquidiert wurde? Alles was man sagen kann, ist, daß er überlebte und gefördert wurde, während die meisten seiner nach Moskau emigrierten Landsleute in den Stalinschen Säuberungen beseitigt wurden. Ende 1937 hatte er sein Ziel erreicht: Er war nun Erster Sekretär der KPJ.

Die Erneuerung der KPJ

Der österreichische und der russische Faktor hatten maßgeblichen Einfluß auf Titos Persönlichkeitsbildung. Als er nach dem Ersten Weltkrieg nach Jugoslawien zurückkehrte, war er seinem angestammten Milieu fast entfremdet. Er hatte nicht zu den jungen Revolutionären gehört, welche die alte Monarchie der Habsburger im Namen eines nationalistischen Ideals der Südslawen hatten sprengen wollen. Ihn trug die Idee von einem multinationalen Staat, dessen Angehörige einer politischen Ordnung verpflichtet waren, die über ihre Region, ihre Sprachgruppe oder ihre ethnische Einheit gesetzt war. Da er sich relativ spät dem Kommunismus anschloß, hatte er in Rußland gelernt, daß Institutionen wichtiger waren als Ideale, wenn es darum ging, die Macht zu ergreifen und zu halten, auch wenn die Ideologie bei der Festigung der Institutionen eine wesentliche Rolle spielte.

Anfang 1938 machte sich Tito ans Werk. Er säuberte und reorganisierte das kommunistische Netz in ganz Jugoslawien und hatte sehr bald eine geeinte Partei ganz im Sinne seiner Führung. In diese nahm er eine Führungsgruppe auf, die der alten Garde in keiner Weise verpflichtet war und glaubte, die Einheit und Reinheit der Partei unbedingt erhalten zu müssen. Er bediente sich derselben Schritte wie Stalin: als erstes die Volksfront; dann Neutralität im Krieg der „Imperialisten“, daneben Streiks in den Rüstungsfabriken und Demonstrationen gegen die Mobilmachungsmaßnahmen; schließlich – wo es sinnvoll erschien – Einstimmung in die patriotische Euphorie. Diese gesamte Generation jugoslawischer Kommunisten war mit Leib und Seele

der Sowjetunion und Stalin ergeben. Die UdSSR war das Vaterland des Sozialismus. Sie war auch das Vaterland der Russen, denen sich viele Jugoslawen in slawischer Brüderlichkeit verbunden fühlten.

Als Tito im Sommer 1941 zum bewaffneten Kampf aufrief, kam er offenkundig der Forderung der Komintern nach, nahm aber gleichzeitig die vom Krieg gebotene Gelegenheit wahr, mit der Revolution zu beginnen. Die Achse hatte den Boden dazu schon bestens vorbereitet, als sie den jugoslawischen Staat zerstörte. Seither steigerte sich der von den kommunistisch geschulten Partisanen geführte revolutionäre Kampf in einen grausamen Bürgerkrieg, der bis ins Jahr 1945 Jugoslawien verheerte. Offiziell „Befreiungskrieg des Volkes“ oder „Nationaler Befreiungskrieg“ genannt, wird er den Anlässen entsprechend entweder als patriotisches Unternehmen gegen die ausländischen Besatzungstruppen und ihre Quislinge oder als revolutionäres Unternehmen gegen die Kräfte der nationalen und internationalen Reaktion dargestellt. In einer weiteren Fernsehübertragung seiner Erinnerungen im Frühjahr 1979 gab Tito zu: „Im Grunde handelte es sich um einen echten Bürgerkrieg, aber damals wollten wir das nicht eingestehen, es hätte unserer Sache geschadet.“

Die Revolution

Tito konnte sich die Unterstützung seiner nicht-kommunistischen Kampfgefährten nur als Führer einer patriotischen Bewegung sichern. Das Hauptziel der KPJ-Leitung lag indes in der Beseitigung all jener Kräfte, die sich der Umwandlung des Befreiungskrieges in einen Krieg zur Etablierung einer kommunistischen Macht hätten widersetzen können. Der Begriff der „nationalen Befreiung“ wurde im Verlauf des Bürgerkrieges, der unter der Besetzung stattfand, zu Zwecken der sozialen Revolution und der Eroberung der Macht verwandt. Eine physisch terrorisierte, wirtschaftlich enteignete und politisch naive Bauernschaft lieferte das Kräftereservoir zu dieser Operation.

Gewisse Aspekte der Rolle Titos als Oberbefehlshaber im Krieg erscheinen seither zumindest fragwürdig, doch mangelte es ihm nie an der Fähigkeit, sich durchzusetzen, und seine größte Qualität war sein politischer Scharfsinn. Ohne Widerspruch oder Heuchelei stellte er eine patriotische Bewegung in den Dienst des Weltkommunismus, der von der UdSSR gelenkt wurde. Im Kampf gegen den Besatzer schuf er eine neue Macht, ohne zwischen der revolutionären Umwandlung Jugoslawiens und seiner persönlichen Macht zu unterscheiden. Als er sich nach dem Krieg mit den westlichen Alliierten über die Gestalt des zukünftigen Regimes in seinem Lande verständigen mußte, hielt er bereits fast alle Karten in der Hand. Ihm fehlte lediglich die Anerkennung der Machthaber, die er durch einige sehr provisorische formelle Zugeständnisse in dem Abkommen erzielte, das er mit dem letzten Ministerpräsidenten von König Peter unterzeichnete. Dieses Abkommen wurde rasch hinfällig, da alle Ansätze einer politischen Opposition vor den Wahlen unbarmherzig ausgeschaltet wurden. Darauf folgte die Eliminierung sämtlicher noch lebender Opponenten; der Bürgerkrieg endete in den fünfziger Jahren dadurch, daß seine Gegner von der Bildfläche verschwunden waren.

Der Konflikt mit Stalin

Im Westen florierten etliche Klischees über Tito. Es hieß, er sei ein „Rebell von Natur“, ein „Pragmatiker“, ein „ideologischer Neuerer“, ein „Nationalist“. In Wahrheit war er lediglich der geborene Führer im vollen Sinne des Wortes, und sein Pragmatismus war vor allem taktischer Natur. Tito war ein Staatsmann, dem es auf den Platz in der Geschichte ankam, den er einnehmen würde. Die Ideologie war für ihn von der Politik nicht zu trennen. Er war alles andere als ein Denker und neigte eher dazu, ideologischen Neuheiten insoweit zu mißtrauen, als sie seine eigenen Leistungen und seine eigene Macht hätten beeinträchtigen können. Zugleich erkannte er stets das Werbepotential bestimmter Ideen und

profitierte häufig von denen anderer. Er war kein wirklicher Nationalist. Er brauchte eine Basis für seine Autorität, und er brauchte einen Handlungsbereich; so wurden Partei und Staat für ihn zum wichtigsten Gut. Indem er sich selbst mit dem Staat identifizierte, setzte er diesen schließlich mit dem Leben der Nation gleich, so wie er es verstand.

Auch der Ursprung seines Widerstandes gegen die sowjetischen Machthaber ist in seinem Selbsterhaltungstrieb und seiner Liebe zur Macht zu suchen. Der Konflikt von 1948 war eine Frage der Macht, nicht der Ideologie. Das Zerwürfnis Stalin – Tito manifestierte sich jedoch zu einer Zeit, da der Patriotismus des revolutionären Krieges noch eine lebendige Kraft in Jugoslawien war. Hinzu kam Titos Entschlossenheit, sich „seinen“ Staat und seine Stellung in diesem Staat zu erhalten. Auch der Personenkult, der damals bereits um ihn entstanden war, stärkte den jugoslawischen Widerstand.

Der Titoismus war mithin die Folge, nicht aber der Ursprung des Konflikts mit Stalin, das Ergebnis von Maßnahmen, die von einer kommunistischen Führungsgruppe ergriffen wurden, um Stalin zum Trotz an der Macht zu bleiben. Vieles hat sich seither in Jugoslawien entwickelt, aber nie gab die oberste Führung ihr Machtmonopol auf. Tito selbst hielt fast bis zum letzten Augenblick das Ruder fest in der Hand. Sein Regime war zwangsläufig von der Sowjetunion unabhängig geworden, es hatte andere Wege eingeschlagen, doch wich Tito niemals von gewissen Grundprinzipien ab, und niemals überschritt er gewisse Grenzen. Der Titoismus hatte an Originalität derart gewonnen, daß er an die spezifisch jugoslawischen Gegebenheiten gebunden war und nicht verpflanzt werden konnte. Ansonsten bewahrte er viel von seinem ursprünglichen sowjetischen Vorbild. Als spezifisch jugoslawisches Modell ist der Titoismus ein Mythos – die heroische Transposition einer historischen Realität, die zum Begriff erhoben und personalisiert wurde.

Der Antistalinismus öffnete natürlich zahlreichen Abweichungen die Tür zur KPJ. Viele Aktivisten faßten den Konflikt mit dem Kreml

als Signal für den Beginn einer inneren Liberalisierung auf. Aus politischen wie aus wirtschaftlichen Gründen mußte Tito sie zweimal gewähren lassen: zu Beginn der fünfziger und dann noch einmal am Ende der sechziger Jahre; niemals aber gab er in der Frage des Machtmonopols der Partei nach. Alles mögliche wurde erlaubt, jedoch nur unter der Bedingung, daß das System selbst nicht in Frage gestellt wurde; und sobald er konnte, nahm Tito wieder Kurs auf den rechten Weg. Er glaubte an die Möglichkeit einer Versöhnung mit der Sowjetunion nach dem Tode Stalins. Tatsächlich akzeptierte ihn Chruschtschow, so wie er war, in einer Zeit der Wende, da Moskau offenkundig nicht mehr das Weltmonopol der ideologischen Autorität besaß.

Auch wenn Tito durch den Sturz Chruschtschows tief beunruhigt war und obwohl der Einmarsch in die Tschechoslowakei seinen Glauben an die UdSSR erschütterte, gelang es ihm doch stets von neuem, „Arbeitsbeziehungen“ zu den sowjetischen Führungskräften herzustellen. Sie verstanden ihn; seine ersten Schritte boten eine Garantie, daß er nicht das Lager wechseln würde. Die bilateralen Beziehungen zwischen Jugoslawien und der UdSSR standen selten in Frage. Es waren vielmehr die internationalen Beziehungen, die Unwägbarkeiten der Dritten Welt, die eine schwer vollziehbare, am Ende jedoch dauerhafte Versöhnung in Mitleidenschaft zogen. Zeitweilige Divergenzen störten nicht die Entwicklung eines Dialogs zwischen den beiden Ländern – wie uns auch Breschnew und Tito anlässlich der letzten Wallfahrt des jugoslawischen Marschalls nach Moskau zu Recht mitteilten.

Einer der Großen dieser Welt

Tito betrachtete sich nicht als Verkörperung einer Herausforderung an die Sowjetunion, ungeachtet des Ansehens, das er sich infolge jener Ereignisse erworben hatte. Ereignisse, die nachträglich als Rebellion gegen Stalin hingestellt wurden und seinen Ruf als siegreicher Führer des Partisanenkampfes festigten. Vielmehr sah er sich als einen Führer des in-

ternationalen Kommunismus und wollte als solcher behandelt werden, da er meinte, daß das Gelingen der jugoslawischen Revolution ihm dieses Recht verliehen hatte. Überdies war ihm klar, daß seine Taktik weniger leicht zu durchschauen war als die der Kreml-Diktatoren, zugleich wollte er einer der Großen dieser Welt sein. Sein Land allein bot ihm keine hinreichend große Bühne, um diese letzte Rolle zu spielen. Die kommunistische Welt weigerte sich, sie ihm zur Verfügung zu stellen. Also machte er sich auf und spielte auf den Brettern der Dritten Welt. Seine Regierung wendete beträchtliche Anstrengungen und Geldsummen auf, um eine fortschrittliche Bewegung der blockfreien Länder unter Titos Leitung ins Leben zu rufen. Gleichwohl verließ ihn nie sein Heimweh nach der sozialistischen Welt. Auf gerissene Weise benutzte er den Westen, um sich vor den Pressionen Moskaus zu schützen, und traf zugleich Maßnahmen, um sich einen vorteilhaften Platz in der ersten Reihe der kommunistischen Front zu sichern; kurz, er versuchte, auf zwei, ja sogar drei Karten zu gewinnen.

Tito wollte für das gewürdigt werden, was er auf Weltebene vollbrachte. Der Bewegung der Blockfreien kam zu einem gewissen Zeitpunkt einige Bedeutung bei der Herstellung des Gleichgewichts zwischen den internationalen Kräften zu. Sie spielte eine Rolle in der jugoslawischen diplomatischen Strategie. Titos unablässige Dienstreisen und „Gipfel“ befriedigten zwar seine Eitelkeit und seine Reiselust – doch was bleibt von alledem? Seit dem Ende der siebziger Jahre entsprach die Blockfreiheit nicht länger einem tiefgründigen Wunsch oder einem wesentlichen Interesse Jugoslawiens. Der Einmarsch in Afghanistan hatte mehr für die Wiederherstellung eines gewissen Maßes an Blockfreiheit unter den Blockfreien bewirkt als die gesamte persönliche und Wanderdiplomatie Titos.

Die Außenpolitik seiner letzten Jahre reflektiert den Ehrgeiz, zwischen Moskau und Peking als Vermittler aufzutreten und dem internationalen Kommunismus neue Lebenskraft zu verleihen. In vielerlei Hinsicht hatte Tito während jenes letzten Jahrzehnts seine Bezie-

hungen zur UdSSR enger gestaltet, ohne jedoch die Unabhängigkeit seines Landes aufs Spiel zu setzen. Titos Pech in seiner Rolle als einer der Großen dieser Welt war ganz einfach sein Land. Jugoslawien war sein Aufstieg, aber auch seine Fessel. In der realen Welt der internationalen Beziehungen zählte als „jugoslawischer Weg“ einzig der seiner Unabhängigkeit. Für Osteuropa bemaß sich die Bedeutung Jugoslawiens nach dessen Fähigkeit, mit der Sowjetunion als gleichwertiger Partner zu verhandeln, und die Westmächte legten Wert darauf, Jugoslawien gegen die Möglichkeit einer sowjetischen Aggression zu stärken.

Ein weiteres Dogma des Titoismus war die Selbstverwaltung, die indes mehr Probleme aufwarf als löste, da sie von Tito nur so weit akzeptiert wurde, als sie nicht das Wesentliche beeinträchtigte, und das Wesentliche war politischer Natur.

Das Ende der Herrschaft

Die Slawen des Südens sind niemals echte Monarchisten im legitimistischen Sinne des Begriffs gewesen, aber sie haben sich zumeist so verhalten, als brauchten sie einen Monarchen, einen Führer sicherlich, aber mehr noch ein Symbol. Die Machthaber wurden verehrt, weil man sie mit den Wünschen und Hoffnungen der Allgemeinheit identifizierte, und die Fürsten kamen diesen Empfindungen meist entgegen, indem sie ihren Verlautbarungen (Verfassungen, Gesetzestexten, Plänen, Programmen, Proklamationen, Botschaften, Slogans, Verboten) eine magische Macht verliehen, um so zu versuchen, die Schwierigkeiten und Differenzen aus dem Weg zu räumen.

Tito hat so lange regiert, daß er alle angestauten Mythen auf sich vereinte. Er hat sicher deren Bedeutung in der Politik begriffen, ein Gutteil von ihnen hat er gefördert – seinen eigenen Mythos mehr als alle anderen. Der Kult um seine Person kam dem der großen Diktatoren dieses Jahrhunderts gleich, und die Propaganda war einer der großen Erfolge seines Regimes. Es war eines jener autoritä-

ren Regime, die von den westlichen Demokratien toleriert werden, solange sie eine scheinbare Stabilität gewährleisten, ohne die empfindsamen und liberalen Seelen allzu sehr zu verletzen.

Titos Regierung war eher autokratisch als totalitär. Ihn interessierten vor allem die unmittelbaren Fundamente der Macht – Partei, Streitkräfte und Sicherheitsdienste. Der Rest kümmerte ihn weniger. Somit konnten Wirtschaft und Kultur mehr oder weniger autonom sein. In diesen Bereichen waren Veränderungen möglich, sofern sie nicht die Kontinuität der politischen Macht beeinträchtigten, oder genauer: sofern sie zu dieser Kontinuität beitrugen. Dabei erreichten jene Veränderungen ein Ausmaß, daß es uns heute scheint, als habe der Titoismus am Ende der sechziger Jahre die Schwelle erreicht, an der er im Begriff war, sich aufzulösen. Deshalb wechselte Tito 1971/72 erneut den Kurs. Mit Hilfe der Armee säuberte er die Partei, nahm die Geheimpolizei wieder selbst in die Hand; eine neue absolute Ära seiner Macht war angebrochen.

Diesem letzten Jahrzehnt der Herrschaft haftete jedoch ein Moment des Unwirklichen an. Der greise Tito kontrollierte im Grunde nicht mehr das tägliche Funktionieren der Regierung; dennoch waren dies *seine* Jahre – mehr als die vorausgegangenen. Den Kult um seine Person nutzte er aus – einen Kult, dessen Opfer er ebenso geworden war wie dessen Priester und Gottheit –, um dem Größenwahn eines alten Despoten freien Lauf zu lassen. Ihm gestatteten der Paternalismus seiner Herrschaft, die Parteikader zur Ordnung zu rufen, ohne ihre Unterstützung zu verlieren, und seine Beliebtheit, mißliebige Maßnahmen zu treffen. Gleichzeitig näherte sich der Titoismus seinem natürlichen Ende.

Die Arroganz der jugoslawischen Blockfreien – über alle erdenklichen Themen zu predigen, sämtlichen auswärtigen Regierungen Ratschläge zu erteilen, von der Außenwelt aber allein Lobreden zu akzeptieren – gehörte zur Politik einer schon sehr geschrumpften Grandezza. Jede Krise schrieben die jugoslawischen Blockfreien dem Wettlauf der Su-

permächte zu und versteckten sich dadurch hinter einer Bewegung – die für Tito viel zu radikal geworden war –, in der ihr Einfluß erheblich zurückgegangen war. Dem Titoismus drohte die Gefahr, in den Augen der eigenen Staatsbürger nur noch als eine Ansammlung von Taschenspielertricks zu erscheinen, mit deren Hilfe sich die herrschende Elite an der Macht halten konnte. Er schien zwar die Probleme des Landes gelöst zu haben, aber mehr und mehr durch eine Mischung aus Magie, Anmaßung, Konsum, Korruption, Zynismus und Anleihen. In einer ständigen Situation von sich ausgleichenden Widersprüchen war Tito – je nach den Gesichtspunkten – zum charismatischen Führer geworden, der allein all diese Widersprüche miteinander versöhnen konnte, oder zum Eigengewicht, das den Weg zu allen Lösungen versperrte.

Titos Erbe

Sechs oder sieben Monate nach Stalins Tod hatte Tito erklärt: „Es ist unglaublich, wie schnell man einen Mann seines Kalibers vergessen hat!“ Die Sorge um seine eigene Unsterblichkeit trieb ihn, seine persönliche Macht durch unpersönliche Institutionen zu kompensieren. Sie hatten ihm von jeher viel bedeutet, und er wollte keinen Nachfolger. Der Slogan seit seinem Tod, „Nach Tito – Tito“, ist keineswegs nur eine Phrase. Er entspricht dem Willen des Toten. Tito wollte einzigartig sein. Er wollte nicht, daß ein anderer nach seinem Tod all seine Befugnisse übernehme, weil er fürchtete, daß sie gegen sein Andenken und seine Leistungen verwandt würden. Er setzte eine kollektive Führung ein, die er als Übergang zu einer führunglosen Rotationseinrichtung plante, doch – widersprüchlich bis zum Schluß – sorgte er dafür, daß darin nur Titoisten aufgenommen wurden, das heißt Leute, die von einer nicht-kollegialen Machtauffassung geprägt waren. Auch hier zeigte sich der unvermeidbare Kontrast zwischen dem gewaltigen persönlichen Erfolg Titos und der Hinfälligkeit seiner Leistungen.

Die von Tito durchgeführte jugoslawische Re-

volution ist mit ihren neuen Klassen und ihren neuen gesellschaftlichen Verhältnissen eine vollendete Tatsache. Ebenso der administrative und kulturelle Föderalismus der historischen Regionen und ethnischen Gruppen Jugoslawiens. Titos kommunistisches Regime in Jugoslawien, das Serben und Kroaten wiedervereinte, welche die Achsenmächte aufeinandergehetzt hatten, und Mazedonien die ethnische Anerkennung gewährte, die die Monarchie ihm verwehrt hatte, gab Jugoslawien eine solidere Grundlage, auch wenn es sein nationales Problem nicht gelöst hat. Das Jugoslawien von heute ist eine von der Macht der Partei umschlossene pluralistische Gesellschaft. Eine bestimmte Denkrichtung geht davon aus, daß ein unabhängiges und vereinigtes Jugoslawien nur unter der Bedingung erhalten werden kann, daß es sein politisches System nicht liberalisiert. Dieser Standpunkt wirft zunächst die Frage auf, ob es sich lohnt, ein solches Jugoslawien zu erhalten. Dieser Standpunkt widerspricht indes einer anderen Auffassung, derzufolge Jugoslawien nur dann überleben und sich entwickeln kann, wenn es sein Regime liberalisiert. Andernfalls riskiert es zwar nicht einen plötzlichen Tod, aber eine zunehmende Schwächung, die es mehr und mehr von der Sowjetunion abhängig macht. Dieses Dilemma gehört zum Erbe, das Tito seinem Lande hinterlassen hat.

Aus dem Französischen von

Eva Brückner-Tuckwiller

MILOVAN DANOJLIĆ:

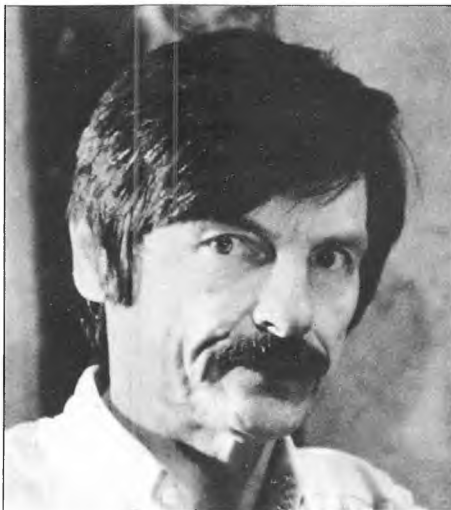
1950

ES LEBE GENOSSE TITO! Alle anderen nieder! Lautstark sind die Lautsprecher, unfruchtbar die Jahre. Schüler, die aus der Schule zurückkommen, und am Mittag geschlossene Bäckereien.

...

In mir ruft etwas. Ist's Freude oder Verzweiflung? Von der Geburt bis zum Tod, ein scharfer Faden gespannt. Ich schaue und weiß es schon: Es wird jener durchhalten, der rechtzeitig eine geheime Stütze findet.

Andrej Tarkowskij, 1932 als Sohn des Dichters Arsenij Tarkowskij an der Wolga geboren, am 29. Dezember 1986 in Paris gestorben. Begann zunächst das Studium der Orientalistik, wechselte dann jedoch zur Moskauer Filmhochschule. Außerhalb der UdSSR wurde er durch seinen Film „Iwans Kindheit“ (1962) bekannt. 1965/66 entstand „Andrej Rubljow“, der aber erst 1973 endgültig freigegeben wurde. Es folgten die Filme „Solaris“, „Der Spiegel“, „Stalker“. 1983



entstand im Westen „Nostalghia“, 1985 „Das Opfer“, 1986 „Der Goldkäfer“. 1984 hatte sich Tarkowskij entschlossen, nicht mehr in die UdSSR zurückzukehren. Kurz vor seinem Tod forderten ihn die sowjetischen Behörden zur Rückkehr in die Heimat auf. Seine Beisetzung in Paris erfolgte unter Teilnahme offizieller sowjetischer Vertreter aus Kultur und Politik. 1985 erschien (auch deutsch) sein Buch „Die versiegelte Zeit“.

ANDREJ TARKOWSKIJ

„Um uns geistig und seelisch zu erheben“

Andrej Tarkowskij zählte zu den bedeutendsten Regisseuren nicht nur der Sowjetunion und zugleich zu den ungewöhnlichsten. Als ein Ästhet hohen Ranges war ihm alles Pathos fremd – darin unterscheidet er sich auffallend von Regisseuren wie Eisenstein. Anlässlich seines frühen Todes nach langer schwerer Krankheit erfuhr Tarkowskij weltweite Würdigungen – auch in der sowjetischen Presse. Seine nachstehend veröffentlichten Gedanken sind einem Gespräch mit Alexander Gerschkowitsch entnommen; der frei gesprochene, nicht geschriebene Text mag in seiner Unmittelbarkeit besonders eindrucksvoll berühren. Eigenartig tröstlich erscheinen seine kurzen Reflexionen über den Tod, mit denen wir diesen gekürzt wiedergegebenen Beitrag abschließen – anstelle eines Nachrufs.

Über meine Kindheit

An meine Kindheit erinnere ich mich sehr gut. Für mich war sie das Allerwichtigste in meinem Leben. Das Allerwichtigste deshalb, weil sie das bestimmte, was viel später in mir Form annahm. Die Jugend bestimmt das ganze Leben eines Menschen, insbesondere, wenn es später mit der Kunst, mit inneren, psychologischen Problemen zu tun hat. Schon Anna Andrejewna Achmatowa sprach von der Bedeutung der Kindheit, einer Kindheit, die sie für ihr gesamtes Schaffen ausgerüstet hat.

Wir lebten zusammen, meine Mutter, meine Großmutter, meine Schwester und ich – das war unsere ganze Familie. In der Tat, ich wurde in einer Familie ohne Männer erzogen. Vielleicht hat sich dies auch auf meinen Charakter ausgewirkt. Meine Eltern hatten sich getrennt. Das war im Jahr 1935/36. Meine Schwester Marija und ich blieben bei der Mutter. Ich erinnere mich an eine kleine Hütte im Wald, etwa 90 oder 100 Kilometer von Moskau entfernt, nicht weit vom Dorf Ignatjewo am Ufer der Moskwa. Hier lebten wir einige Jahre – 1935, 1936, 1937. Es war eine schwere Zeit, weil damals die Beziehungen meiner Mutter zu meinem Vater aus den Fugen gerieten und er unsere Familie verließ. Ich erinnere mich, wie mein Vater einmal in der Nacht zu uns kam und von meiner Mutter verlangte, mich ihm zu überlassen: Ich sollte bei ihm leben. Ich erinnere mich daran, daß ich aufwachte und dieses Gespräch hörte. Mama weinte, aber lautlos. Da nahm ich mir vor, falls Mama mich abgeben sollte, nicht einzuwilligen, bei ihm zu leben, obwohl mir der Vater stets gefehlt hat. Von da an haben wir immer auf seine Rückkehr gewartet, genau so, wie wir später auch auf seine Rückkehr von der Front warteten, wohin er sich als Freiwilliger gemeldet hatte.

Den Krieg haben wir mit großen Schwierigkeiten überlebt. Der Vater war an der Front, wir alle hatten Sehnsucht nach ihm und warteten sehr auf Briefe. Schließlich – nachdem er ein Bein verloren, viele Operationen überlebt, auch eine Gangrän überstanden und in ei-

nem Kriegslazarett gelegen hatte – kehrte er zurück. Er lebte aber nicht mehr mit uns zusammen, er hatte uns ja schon lange zuvor verlassen. Dennoch entsinne ich mich, wenn ich an jene Zeit zurückdenke, daß wir in der Erwartung lebten, der Krieg möge endlich enden. Mein Vater wurde mit dem Orden „Roter Stern“ ausgezeichnet, das ist eine sehr angesehene militärische Auszeichnung. Er kam im Rang eines Hauptmanns zurück. In der Tat, wenn man mich fragt, wovon ich in meiner Kindheit geträumt habe, kann ich mit Bestimmtheit eines sagen: Wir warteten auf das Ende des Krieges. Ich dachte nur an zwei Dinge: daß mein Vater heimkehren und der Krieg enden möge.

Unser Leben war tatsächlich in jeder Beziehung außerordentlich schwer. Und alles, was ich im Leben bekommen habe, alles, was ich besitze – wenn ich etwas besitze –, daß ich Regisseur und Künstler geworden bin – dies alles habe ich erreicht dank meiner Mutter, dank der Anstrengungen, die sie unternommen hat, damit ich wurde, was ich geworden bin.

Es gab in meinem Leben eine sehr schwierige Situation: Als junger Mensch war ich in schlechte Gesellschaft geraten, und meine Mutter rettete mich auf recht eigenartige Weise. Sie brachte mich bei einer geologischen Expedition unter, und ich ging für ein ganzes Jahr als Arbeiter dorthin. Ich habe damals viele Wälder und die Taiga Sibiriens durchstreift. Daran denke ich zurück als an die allerschönste Zeit meines Lebens. Ich war damals 20 Jahre alt.

„Habe ich gefunden, was ich suchte?“

Habe ich gefunden, was ich suchte? Ich weiß es nicht. Es ist schwer, auf diese Frage zu antworten. Natürlich habe ich irgendetwas gesucht. Ich hatte das Gefühl, daß ich in der Zukunft irgendetwas tun müßte. Ich war wohl überzeugt, daß ich für irgendetwas vorherbestimmt war. Gewiß, ich habe nicht gedacht, daß es so schwer sein würde, an diese Vorbestimmung zu glauben. Schwer zu sagen, ob es

ein kindliches Sehnen und Suchen war. Das war es wohl nicht. Es war die Vorbereitung auf das Leben, die Vorbereitung auf das zukünftige Schaffen. Ich war nicht bereit, die Interessen genau zu definieren, für die ich mich damals hätte begeistern können. Ungeachtet der schrecklichen Situation, in der wir lebten, besuchte ich die Klavierklasse an der Musikschule und beendete später auch die Kunstakademie in Moskau. Und natürlich wünschte meine Mutter, daß ich mich mit der Kunst beschäftigte. Für sie waren die Erfahrungen meines Vaters sehr wichtig. Sie hat ihn bis zum Ende ihres Lebens sehr geliebt und wollte, daß ich ihm in irgendeiner Weise ähnlich würde. So habe ich mich denn der Kunst zugewandt. Doch es wurde weder ein Pianist aus mir noch ein Dirigent, und dabei wollte ich eigentlich Dirigent werden. Und ich wurde auch nicht Maler und nicht Bildhauer, was ich ja auch studiert hatte. Ich bedaure sehr, daß ich nicht Musiker, nicht Dirigent geworden bin, denn mir scheint, daß dieser Beruf leichter für mich gewesen wäre.

Und dennoch, ohne diese Mitgift, ohne die Malerei und die Musik, könnte ich nicht so ernsthaft Regie führen, wie ich es jetzt tue.

Erste Schritte beim Film

Meine ersten Eindrücke vom Film waren sonderbar – ich habe nie begriffen, was der Film überhaupt ist. Viele, die das Institut für Filmkunst besuchten, wußten es bereits vorher. Für mich jedoch war der Film ein Rätsel. Auch als ich das Institut für Filmkunst beendete, hatte ich alles in allem überhaupt noch nicht begriffen, was Filmkunst ist; ich hatte kein Gefühl für sie und spürte in dieser Hinsicht keinerlei Neigung oder Berufung. Ich hatte das Gefühl, daß es irgendein Beruf sei, daß es dabei irgendeinen Dreh gäbe, vielleicht einen technischen; doch daß man sich mit Hilfe des Films ausdrücken kann – so wie durch die Poesie, die Literatur, die bildende Kunst –, das habe ich nicht gewußt, nicht gespürt. Ich machte meinen ersten Film „Iwans Kindheit“ und habe dabei eigentlich nicht ge-

wußt, was Regie ist. Es war in jeder Hinsicht ein tastendes Suchen. Ich schritt voran, erprobte dies oder das und suchte nach irgendwelchen Berührungspunkten mit der Poesie. Erst nach diesem Film spürte ich dann ganz plötzlich, daß man mittels des Films etwas machen, daß man bis zu den Inhalten der eigenen Seele vorstoßen kann. Deshalb war die Erfahrung mit „Iwans Kindheit“ für mich so wichtig. Genaugenommen bin ich mir auch jetzt noch nicht sicher, daß ich weiß, was ein Filmmacher ist. Das ist ein ungeheures Geheimnis, wie übrigens die ganze Kunst.

Meine Einstellung zur Kritik

In erster Linie haben sich Sartre und Moravia mit meinem Film „Iwans Kindheit“ auseinandergesetzt, wobei sie unterschiedliche Standpunkte vertraten. Moravia kritisierte mich, während Sartre mich verteidigte. Ich muß sagen, daß ich den Artikel von Moravia, der kein gutes Haar an meinem Film ließ, mit großem Vergnügen gelesen habe. Er tat es auf einem so hohen Niveau der Kritik und drückte seine Gedanken so richtig und präzise aus, daß es ein Vergnügen war, seine Kritik zu lesen. Es war angenehm, auf so sachkundigem Niveau kritisiert zu werden. Ich war ja an schablonenhafte Kritik gewöhnt. Genaugenommen hatte ich mich damals noch gar nicht an sie gewöhnen können, denn es war ja mein erster Film. Mir scheint, daß Moravia recht hatte. Sartre, der mich verteidigte, tat es etwas zu sehr aus philosophischer Sicht, etwas zu abstrakt, als daß seine Verteidigung mich hätte überzeugen können.

Was sind „Autorenfilme“?

Ich habe nie mein persönliches Leben von den Filmen, die ich machte, trennen können. Meine Filme waren immer ein Teil meines Lebens. Um irgendwelche Aufnahmen machen zu können, mußte ich immer eine Wahl treffen, mußte irgendeine lebenswichtige Entscheidung fällen. Ich kenne eine Reihe von Künstlern, die ihr persönliches Leben von

dem Film, den sie gerade machen, trennen können. Das heißt, im Leben verhalten sie sich so, tun das eine, in ihren Filmen aber sprechen sie von etwas ganz anderem, vertreten irgendwelche anderen Ideen, drücken andere Gedanken aus. Irgendwie arrangiert sich ihr Gewissen mit den Gedanken, die sie im Film ausdrücken. Ich kann das nicht. Für mich ist das Filmemachen kein Beruf, es ist mein Leben, und jeder Film ist für mich eine Lebenshandlung.

Ob mir meine Arbeit gefällt? Es gefällt mir sehr, meine Filme zu machen – sie auszudenken, das Drehbuch zu schreiben, die Inszenierung zu entwerfen, die Rollen der Schauspieler einzusetzen, das heißt, all das auszudenken, was mit der Produktion des geplanten Filmes zusammenhängt. Doch den Film dann zu drehen, ist meiner Ansicht nach sehr langweilig und uninteressant. Autorenfilme sind mithin Filme von Poeten, und alle richtigen Regisseure, alle modernen Regisseure, sind Poeten.

Wozu ist die Kunst da?

Bevor man sich eine Konzeption zurechtlegt, insbesondere den künstlerischen Aspekt, muß man vor allem eine andere Frage beantworten, und zwar eine wesentlich wichtigere und allgemeinere: Wozu lebt der Mensch, worin liegt der Sinn der menschlichen Existenz? Mir scheint, wir müssen unser Dasein auf der Erde benutzen, um uns geistig und seelisch zu erheben. Da ich den Sinn der menschlichen Existenz so verstehe, scheint es mir, daß die Kunst dem Menschen helfen sollte, sich in dieser Richtung zu entwickeln. Das heißt, kurz gesagt, die Kunst dient dem Menschen, indem sie ihm hilft, sich innerlich zu verändern und zu wachsen. Es gibt aber auch einen anderen Gesichtspunkt, demzufolge Kunst Erkenntnis ist und einen Erkenntniswert hat, so wie auch andere Bereiche der menschlichen Tätigkeit auf unserem Planeten. Im allgemeinen glaube ich nicht sehr an die Kraft der Erkenntnis, in diesem Sinne bin ich Agnostiker. Je mehr wir über die Welt wissen, um so weniger wissen

wir wirklich über sie, denn wir vertiefen uns immer mehr in einen bestimmten Bereich und verlieren damit die Möglichkeit, breitgefächert all das zu sehen, was wir das Leben, die Welt, nennen.

Die Kunst dient dem Menschen dazu, geistig aufzusteigen, sich über sich selbst zu erheben, das zu nutzen, was wir als innere Freiheit bezeichnen.

In diesem Zusammenhang ergibt sich noch eine andere wichtige Frage. Der Druck, dem ich bei meiner Arbeit ausgesetzt bin, stellt keineswegs eine Ausnahme dar. Der Künstler steht immer unter einem inneren Druck. Der Künstler hatte nie ideale Arbeitsbedingungen. Schafft man für den Künstler ideale, sterile Bedingungen, dann kann seine Arbeit nicht gelingen. Der Mensch kann nicht im luftleeren Raum arbeiten, er muß irgendeinen Druck verspüren. Was für ein Druck das ist, weiß ich nicht. Doch der Künstler existiert insoweit, als die Welt gleichsam nicht geordnet, nicht wohlbestellt ist. Und offenbar existiert die Kunst gerade aus diesem Grunde. Wäre die Welt herrlich und harmonisch, dann wäre die Kunst wahrscheinlich nicht nötig. Der Mensch würde dann keine Harmonie in sogenannten Nebenbeschäftigungen suchen, er würde einfach harmonisch leben, und das würde ihm genügen.

Meiner Ansicht nach gibt es die Kunst nur, weil die Welt schlecht eingerichtet ist. Und gerade das wird in meinem Film „Rubljow“ angesprochen. Der Suche nach Harmonie, der Suche nach dem Sinn des Lebens, wie er sich in harmonischen Beziehungen zwischen den Menschen, zwischen Kunst und Leben, zwischen der heutigen Zeit und der Geschichte vergangener Jahrhunderte ausdrückt, all dem ist, genaugenommen, dieser Film gewidmet.

Über das Auseinanderklaffen von Geist und Materie

Wozu erforschen wir den Kosmos, da wir doch fast nichts über uns selbst wissen? Das zeugt lediglich davon, zu welchen Ergebnissen die Menschheit durch den wissenschaftlichen

Fortschritt gekommen ist. Wir können das im guten wie im schlechten Sinn des Wortes deuten. Mir scheint jedoch, daß ein wissenschaftliches Problem nicht vom Menschen abhängt. Darum kann man nicht von gut oder schlecht sprechen. Das einzige, was man sagen kann, ist, daß im Ergebnis des historischen Fortschritts ein schrecklicher Konflikt zwischen der geistigen Entwicklung des Menschen einerseits und dem materiellen wissenschaftlichen Fortschritt andererseits entstanden ist. Mir scheint, daß die Dramatik unserer Zeit darin liegt, daß wir uns in einem Spannungsfeld, in einem Konflikt zwischen Geist und Materie, befinden. Hier liegt auch der Grund für die heutige Situation unserer Zivilisation – eine dramatische, ja, ich würde sagen, eine tragische Situation, denn als Ergebnis eben dieses Konflikts stehen wir an der Schwelle der atomaren Vernichtung. Mir scheint, daß Galilei und Einstein sich irgendwie geirrt haben. Erkenntnisse über das Leben vermehren unser Glück nicht.

Im Film „Solaris“ nach Lem, dem, wie ich meine, am wenigsten geglückten meiner Filme, interessierte mich nicht so sehr das Problem der Erkenntnis, das Problem der Zusammenstöße menschlichen Bewußtseins auf dem Wege zum Unbekannten, als vielmehr das innerliche, das psychologische Problem. Mich bewegte die Frage: Ist der Mensch fähig, unter nicht-menschlichen Bedingungen zu leben und dabei Mensch zu bleiben? Und der Held des Films, der Held des Romans von Lem, interessiert mich nur insoweit, inwieweit er – für mich – Mensch bleiben konnte, obwohl er sich in einem nicht-menschlichen Umfeld befand, in einer nicht-menschlichen Situation.

Über die Erinnerung und den Nutzen des Alleinseins

Mein Gedächtnis hat die seltsame Eigenschaft, nur das für mich Notwendige zu behalten. Ich erinnere mich niemals an das, was mir schaden könnte. Das entspringt nicht meiner Gewissenlosigkeit, sondern dieser Eigenschaft

meines Gedächtnisses: Ich halte die Ereignisse sozusagen selektiv, ganz unabhängig von meinem Willen fest. Ich würde nicht behaupten, daß ich ein besonders gutes Gedächtnis habe. Eher umgekehrt; nur an wenigere erinnere ich mich konkret. Stark entwickelt ist mein emotionales Gedächtnis. Ich erinnere mich eher an irgendwelche psychischen Zustände denn an Begegnungen, Menschen und Umstände. Ich neige mehr dazu, mich der Welt gegenüber emotional zu verhalten – aber betrachtend; weniger zu denken als vielmehr anzuschauen, zu empfinden. Ich verhalte mich der Welt gegenüber eher wie ein Tier oder wie ein Kind und nicht wie ein erwachsener, reifer Mensch, der nachzudenken und irgendwelche Schlüsse zu ziehen versteht.

Kinder und Tiere sind unschuldig. Kinder sind noch unschuldig, Tiere hingegen sind an sich unschuldig. Sie können nicht lügen, sie sind aufrichtig der Natur und ihrem eigenen Wesen nach. Der Mensch aber – und das gerade, weil er fähig ist, zwischen Gut und Böse zu wählen – lernt es allmählich zu lügen, denn er glaubt, dergestalt wäre es für ihn leichter zu leben. Er glaubt, es wäre leichter, gleichsam auf diplomatischem Wege persönliches Wohlergehen zu erlangen, und später sogar durch glattes Lügen. Darum scheint es, daß Kinder und Tiere der Wahrheit wesentlich näher sind, und infolgedessen gefallen sie mir auch viel mehr. Und nicht nur mir. Kinder gefallen allen mehr als erwachsene Menschen.

Was würde ich der Jugend sagen wollen? Daß junge Menschen es verstehen sollten, mehr allein zu sein, daß sie es lieben sollten, mit sich allein zu sein. Mir scheint, daß das Elend der heutigen Jugend darin besteht, daß sie sich auf der Basis irgendwelcher äußerst lärmender, gelegentlich sogar aggressiver Handlungen zusammenzuschließen versucht. Von meinem Standpunkt aus ist dieser Wunsch, sich zusammenzuschließen, um sich nicht einsam zu fühlen, ein sehr unerfreuliches Symptom. Man muß von Kindheit an lernen, allein zu sein. Das bedeutet nicht, daß man immer einsam sein muß. Das bedeutet nur, daß man sich nicht langweilt, wenn man allein ist; denn der, der sich in der Einsamkeit langweilt, scheint

mir ein Mensch zu sein, der – vom Standpunkt der Moral betrachtet – gefährdet ist.

Über die Liebe zu sich selbst und die Liebe zu den Menschen

Ich habe so ein Gefühl, als sei alles, was mir im Leben zu tun bevorsteht, bereits von jemandem vorgeschrieben. Dieses Gefühl habe ich schon seit meiner Kindheit. Das ist sehr merkwürdig, aber es ist so. Darum hege ich auch keinerlei ehrgeizige Gefühle im Hinblick auf meine Beschäftigung, bei meiner Arbeit mit der Filmkamera. Mir scheint sogar, daß ich mich selbst nicht genug liebe – genau so wie jeder von uns. Wenn wir uns selbst wirklich lieben würden, verstünden wir auch, andere zu lieben. Diejenigen, die sich selbst nicht lieben können, das heißt, die das Ziel ihrer Existenz nicht kennen, können auch anderen und überhaupt dem Leben gegenüber keine Liebe empfinden.

Ich habe einen ernst zu nehmenden Fehler, den man gewissermaßen als Unduldsamkeit bezeichnen könnte. Ich bemühe mich immer, davon loszukommen, aber es gelingt mir nicht. Es fehlt mir an Toleranz, an Duldsamkeit, die sich erst mit der Reife einstellt. Ich leide sehr darunter. Gerade dies macht es mir unmöglich, den Menschen viel Sympathie entgegenzubringen. Menschen machen mich müde.

Überhaupt bin ich nicht gerade ein fröhlicher Mensch, denn ich stand mein ganzes Leben lang vor schweren, fast unlösbaren Aufgaben. Wenn ich lache, entsteht in mir das Gefühl einer gewissen Schuld anderen gegenüber, und mir scheint, daß ich unpassend und ohne Grund lache. In meinen Filmen ist es ebenso. Ich bin beispielsweise überhaupt nicht in der Lage, meine eigenen Filme anzusehen. Gelegentlich ist es mir peinlich, sie anzuschauen, so wie es einem auch peinlich sein kann, Tagebücher zu lesen, die man als junger Mensch, als Kind, geführt hat, damals, als die Gedanken noch nicht reif waren. Ich sehe mir meine Filme nur bei Premieren an.

Über den Film „Der Spiegel“

Vielen scheint, daß dies mein Lieblingsfilm ist. Er ist nicht so sehr mein Lieblingsfilm als vielmehr ein Film, der mir tatsächlich nahesteht; er hängt mit meiner Kindheit zusammen. In diesem Film gibt es nicht eine einzige erdachte Episode, er ist wahrheitsgetreu gemacht, denn er ist eng mit unserer Familiengeschichte verbunden. Ich bin aber nicht davon überzeugt, daß dieser Film allen meinen ästhetischen Konzeptionen entspricht, all dem, was ich im Film ausdrücken will. Es war sehr schwer, diesen Film zu machen, denn er ließ sich überhaupt nicht schneiden. Alle gefilmten Szenen entsprachen nicht der Dramaturgie des Films, das heißt, sie waren nicht nach dem Drehbuch gefilmt. Als wir den Film schnitten, fiel er in einzelne Teile auseinander. Ich mußte 19 grundverschiedene Fassungen des Schnitts vornehmen, wobei jede Szene mehrfach versetzt werden mußte, bis schließlich ein Film daraus wurde. Dieser Film wurde nicht nach den Grundsätzen der modernen Dramaturgie geschnitten, sondern – ich weiß selbst nicht, nach welchem Prinzip. Ich habe den Eindruck, daß ich in der letzten Zeit einfachere Konstruktionen angestrebt habe. Mir scheint, daß ich im „Stalker“, einem meiner letzten Filme, eine große Einfachheit, ja Askese, der Art des Erzählens erreicht habe. „Der Spiegel“ ist für mich ein zu bunter Film, als daß man sagen könnte, er brächte meinen ästhetischen Geschmack voll zum Ausdruck.

Was nennt man Heimat?

Ich liebe mein Land sehr. Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie man längere Zeit, sagen wir mal, in New York leben kann. Hier, in Italien, halte ich mich jetzt schon mehr als ein Jahr auf und sehne mich schrecklich nach meinen heimatlichen Gefilden, nach meinem Dorf, wo wir ein Haus haben. Über alle Maßen liebe ich mein Dorf, das Land, das ich meine Heimat nenne. Ich weiß nicht recht – ich strebe gar nicht mal nach Moskau, wo ich

lange Zeit gelebt habe, sondern nur in das Dorf.

Ich würde gern draußen in der Natur leben, näher beim Dorf, wo es wenig Menschen gibt. Mir scheint, daß das erzwungene Leben der Menschen in großen Städten ein Fehler unserer Zivilisation ist. Der Mensch begann seine geschichtliche Existenz mit dem Kampf ums Überleben und mußte sich dazu mit anderen zusammenschließen. Anstatt voneinander entfernt zu leben und so miteinander zu verkehren, daß einem daraus nur Vergnügen erwächst, verletzt man sich in den großen Städten bei den großen Menschenansammlungen gegenseitig durch den Umgang miteinander. Das heißt, man müßte eigentlich in der Natur leben, müßte freier leben und sich bemühen, weniger Menschen zu sehen. Und obwohl der Mensch nun mal auf andere Menschen angewiesen ist und in einer Gemeinschaft lebt, scheint mir dies eine aufgezwungene Form der Existenz zu sein; es hat sich einfach so ergeben, es ist nun mal die Form unserer Zivilisation. Mir scheint, daß die Menschheit irgendwann zu Beginn in dieser Hinsicht einen Fehler begangen hat.

Ein Tropfen Wasser – das Allerschönste auf der Welt

Ja, in meinen Filmen gibt es viel Wasser. Wasser, ein kleiner Fluß, ein Bach sagen mir sehr viel. Solche Gewässer liebe ich sehr. Und wie stehe ich zum Meer? Es ist meiner inneren Welt irgendwie fremd. Etwas zu viel von dieser eintönigen Weite. Vom Standpunkt meines „Ich“ betrachtet, sagt mir die „Mikrowelt“ viel mehr als die „Makrowelt“. Riesige Räume sagen mir weniger als kleine begrenzte. Beispielsweise gefällt mir die Beziehung der Japaner zur Natur sehr, ihre Wahrnehmung der Natur. Sie haben sehr wenig räumliche Weite, sie streben danach, sich auf kleine Räume zu konzentrieren, und sehen in ihnen sozusagen Spiegelbilder der Unendlichkeit. So ein gleichsam umschlossener Raum ist mir lieber.

In Rußland kann man viel Wasser sehen, viel

mehr als in Italien. Mir gefällt Wasser als Stoff sehr. Erstens ist es überhaupt eine geheimnisvolle Sache. Bekanntlich gibt es nur ein einziges Molekül des Wassers – H₂O. Aber es handelt sich nicht einmal darum. Es handelt sich vielmehr darum, daß Wasser sehr dynamisch ist. Es überträgt Bewegung, Tiefe, Veränderung, Farbe, Widerspiegelung. Es ist einer der allerschönsten Stoffe auf der Welt. Es gibt keine einzige Erscheinung der Natur, die vom Wasser nicht widerspiegelt würde.

Über Armut und Reichtum

Was Armut ist, weiß ich sehr gut. Unsere Mutter erzog uns in einer sehr schweren Zeit. Wir mußten hungern, richtig hungern, das heißt, wir mußten ohne die Hoffnung leben, am nächsten Tage ein Stück Brot zu bekommen. Das ist ein schwer zu ertragendes Gefühl, und es erniedrigt den Menschen. Aber gleichzeitig lehrt es uns auch, Mitleid mit anderen zu haben. Ein Mensch, der gehungert hat, wird nicht habgierig sein.

Reichtum bedeutet für mich eigentlich nichts Besonderes. Für mich kann Reichtum nur eine Art von Leben garantieren, das ich gerne leben würde, doch da ich an ein einfaches Leben gewöhnt bin, glaube ich nicht, daß ich reich sein möchte. Was bedeutet es, reich zu sein? Reichtum ist ein relativer Begriff. Mir scheint, der Mensch braucht keinen Reichtum. Mir scheint, daß ein reicher Mensch sich innerlich zu verändern beginnt, er wird geizig, er fängt an, seinen Reichtum gegen andere zu verteidigen, und beginnt dann, dem Reichtum zu dienen. Diese Abhängigkeit vom persönlichen Reichtum scheint mir das Allergefährlichste dessen zu sein, was Reichtum mit sich bringt.

Sich selbst treu bleiben

Wenn man mich nach dem Film „Stalker“ fragt, gerate ich in Verlegenheit. Wenn ich einen Film mache, denke ich nie daran, daß er einem bestimmten Genre entsprechen müßte.

Was „Stalker“ ist, weiß ich nicht. Am ehesten ist er ein Gleichnis, eine Parabel; eher als wissenschaftliche Phantastik. Ich denke nicht darüber nach, wie sich der Zuschauer dem gegenüber verhält, was ich mache. Es fällt mir irgendwie schwer, in seine Haut zu schlüpfen, um zu erfahren, was er über dies oder jenes denkt. Mir scheint das eine irgendwie undankbare Aufgabe zu sein.

Es gibt Regisseure, die sich den zukünftigen Erfolg ihrer Filme ausrechnen können. Ich gehöre nicht zu ihnen. Mir scheint, der einzige Weg zum Zuschauer besteht darin, sich selbst treu zu bleiben und seine eigene Sprache zu sprechen; nur dann wird man vom Zuschauer verstanden. Man muß gegen die kommerzielle Filmindustrie kämpfen, muß sich ihr widersetzen. Das tun diejenigen, die wir „Autoren“ nennen. Sie unternehmen nicht den Versuch, dem Zuschauer um jeden Preis zu gefallen. Der Zuschauer wird sie früher oder später ohnehin akzeptieren. Gelegentliche Versuche derer, die wir „Autoren“ nennen, dem Zuschauer „zu gefallen“, endeten mit einem Mißerfolg. Der Mensch ist der wirkliche Dichter. Im „Stalker“ lenke ich die Aufmerksamkeit von äußeren auf innere Probleme, auf solche, die mit der Treue des Menschen zu sich selbst, zu seinem inneren Ideal, zu tun haben. Mir scheint, der Mensch ist in eine Sackgasse geraten, als er anfang, seine Probleme mit materiellen Mitteln lösen zu wollen. Das ist keine Lösung des Problems. Solange der Mensch sich nicht harmonisch entwickelt, solange er nicht innerlich, seelisch und geistig, wächst, wird er sich überhaupt nicht entwickeln, und sein Schicksal wird tragisch sein.

Das Allerschrecklichste

Ich spüre sehr deutlich die Wehrlosigkeit des Menschen, darunter auch meine eigene, gegenüber einer feindlichen Welt und insbesondere gegenüber einem feindlich eingestellten einzelnen Menschen. Mir scheint, das ist das Allerschrecklichste. Das Allerschrecklichste, was geschehen kann, ist die Begegnung des Menschen mit der Gewalt, das heißt mit dem Bösen, das ein anderer Mensch in sich trägt.

It's hard to say . . .

Habe ich Angst vor dem Alter? It's hard to say . . . Nein, wahrscheinlich habe ich keine Angst vor dem Alter. Ich kann mich vor Krankheit fürchten, vor dem physischen Alter. Natürlich ist das Alter dadurch gefährlich, daß wir allmählich sterben. Was ist Alter? Es ist ein allmähliches Näherkommen des Todes. Im Prinzip aber hat das Alter, meiner Ansicht nach, seine Reize. Mir scheint, daß das, was dem alten Menschen hinsichtlich seiner Wahrnehmung der Welt, seiner Geduld und seiner Erfahrung zugänglich ist, dem jungen Menschen unzugänglich bleibt. Mir scheint also, daß das Alter seine Werte hat, unveränderliche Werte, in deren Genuß man als junger Mensch nicht kommen kann.

Schreckt mich der Tod? Meiner Ansicht nach gibt es überhaupt keinen Tod. Es gibt einen bestimmten Vorgang, quälend, in der Form von Leiden. Wenn ich an den Tod denke, dann denke ich an physische Leiden und nicht an den Tod als solchen. Den Tod gibt es meiner Ansicht nach einfach nicht. Ich weiß nicht . . . Einmal träumte mir, daß ich starb, und das war der Wahrheit ähnlich. Ich spürte ein solches Freiwerden, eine solch unwahrscheinliche Leichtigkeit, daß mir vielleicht gerade dieses Gefühl der Leichtigkeit und Freiheit das Empfinden gab, daß ich starb, das heißt, daß ich mich von allen Bindungen an diese Welt löste. Auf jeden Fall glaube ich nicht an den Tod. Es gibt nur Leiden und Schmerzen, und oft bringt der Mensch das durcheinander – Tod und Leiden. Ich weiß nicht recht, vielleicht werde ich, wenn der Tod direkt vor mir steht, Angst haben und anders darüber denken. Schwer zu sagen.

Aus dem Russischen von Nonna Nielsen-Stokkeby

Ivan Martijn Jirous (Pseudonym: *Magor*), geb. 1944 in Humpolec (Tschechoslowakei). Nach dem Gymnasium arbeitete er ein Jahr lang als Heizer, 1963–68 Studium der Kunstgeschichte an der Prager Karls-Universität, das er mit einer Diplomarbeit über die visuelle Dichtung von Jiří Kolář abschloß. In den 70er Jahren als Arbeiter tätig; 1973–74 und 1976–78 wegen sog. „Verunglimpfungen des sozialistischen Staates“ in Haft. Jirous' zweitem Prozeß wird insoweit besondere Bedeutung beigegeben, als er zu einer Erneuerung der Opposition

in der ČSSR geführt und somit das Entstehen der Bürgerinitiative „Charta 77“ begünstigt hat. In der Bundesrepublik erschien Jirous' „Nachricht über die Undergroundmusik in der ČSSR“, 1986 erschien (tschechisch) in München seine im Gefängnis verfaßte Gedichtsammlung „Schwanenlieder“. Das nachstehende Interview führte die 1947 geb. Petruška Šustrová, die 1969–1971 in Haft war, am 1. 1. 1977 zu den Erstunterzeichnern der „Charta 77“ zählte und 1985–86 deren Sprecherin war.

„Ich hoffe nie auf ein Regime“

Ein Gespräch Petruška Šustrovás mit Ivan M. Jirous

Du bist von Beruf Kunsthistoriker. Wie stellst du dir die Arbeit eines solchen Historikers vor?

Ich stelle sie mir wirklich nur vor, denn ich habe zwar die Ausbildung eines Kunsthistorikers, doch nicht den Beruf.

Aber du hast ihn doch jahrelang ausgeübt.

Eigentlich war ich Journalist in diesem Bereich. Soweit ich irgendetwas als Beruf empfinde, so eher den des Journalisten mit kunsthistorischer Bildung. Ein Kunsthistoriker ist jemand, der sich wissenschaftlich mit der bildenden Kunst beschäftigt. Ich habe jedoch nie eine akademische Karriere machen wollen, mich hat immer mehr das Leben interessiert, das sich darum herum abspielt. Soweit ich über die Kunstgeschichte als über ein Handwerk nachgedacht habe, war ich immer der Meinung, sie solle zu Vassari zurückkehren, der einfach Biographien von Künstlern geschrieben hat. Er war eigentlich der erste Kunsthistoriker, der Begründer dieses Handwerks. Später hat sich die Kunstgeschichte von ihm abgewendet und wurde zur Wissenschaft. Nach meiner Meinung hat ihr das geschadet, denn die Interpretationen des Kunstwerks werden sich von Epoche zu Epoche unterscheiden. Wir, die Zeitgenossen der Künstler, sollten lieber Zeugnis davon ablegen, wie sie wirklich waren.

Mir geht es nicht einmal darum, Künstler zu sein. Ich glaube, das Geheimnis des Lebens besteht in etwas ganz anderem. Nicht darin, ob ich Karriere als Wissenschaftler mache, als Kunsthistoriker, der ich nie gewesen bin, auch nicht als Dichter (wovon ich zeitweise sogar geglaubt habe, daß ich es sei), sondern in etwas Tieferem: vor allem Mensch zu sein. Das klingt so blöde, daß ich es präzisieren muß: Es scheint mir kein Zufall zu sein, daß die Leute, mit denen ich heute übereinstimme, vor allem Wert auf die sogenannten Menschenrechte legen. Das ist wahrscheinlich das Wichtigste im Leben. Das Übrige, sei es die Wissenschaft oder die Kunst – solange es nicht Kunst ist, die Gott dient oder der Kirche – sind eigentlich nur Vorlieben, mit denen wir unser Leben einzigartig machen und schmücken. Nichts dagegen, ich habe ein geschmücktes Leben gern, doch hauptsächlich sollte Wert gelegt werden auf etwas, was darunter – oder darüber ist. Jetzt ist das wirr, aber ich will

versuchen, es zu ordnen: Kurz gesagt, ist es mir heute gleich, ob ich Kunsthistoriker oder Dichter bin. Ich bin wohl keins von beiden. Ich versuche, in dieser chaotischen Welt aufs neue irgendeine Art zu finden, wie der Mensch existieren kann, ohne das eine oder andere oder irgendetwas anderes zu sein.

Vielleicht ist es besser, das konkreter zu betrachten. Glaubst du, der Künstler müsse überhaupt nicht wissen, ob er Gott dient oder der Kirche?

Mit der Kirche, das muß ich präzisieren. Es geht nicht um einen Dienst der bestehenden Kirche, der katholischen, deren Glied ich bin und der gegenüber ich so viele Vorbehalte habe, daß es zehn solcher Gespräche füllen würde. Die bei weitem schönste Definition dessen, was ich meine, finde ich bei Hanč, der sagt – ich zitiere ungenau, und es kann ungenau bleiben, denn es ist eine genaue Paraphrase –: „Ich habe mich entschlossen, Schriftsteller zu werden, aber nicht Schriftsteller-Hure, auch nicht Schriftsteller-Filzlaus, sondern Schriftsteller, der den Grund für sein Schreiben in der eigenen Brust trägt als den einzigen Grund seiner Existenz.“ Das ist meiner Meinung nach Dienst an Gott oder Kirche, ob einem das nun gefällt oder nicht.

Könnte man also dein Handwerk bezeichnen als Journalist der Richtung . . .

Ich bin kein Journalist irgendeiner Richtung, ich bin einfach Journalist. Ein Journalist sagt etwas zu den Tatsachen der Welt, die ihm auf den Nägeln brennen. Am meisten weiß ich von den Tatsachen der Kunst, also habe ich mich damit beschäftigt. Aber genau so gern, wenn ich die Möglichkeit dazu hätte, schriebe ich über das Waldsterben, über Abtreibungen oder über alles mögliche – und ich könnte das auch.

Ich gehe von denjenigen deiner Artikel aus, die ich kenne, über Musikgruppen und Sänger. Ich habe das Gefühl, daß sie deutlichen Werbecharakter hatten, daß sie hin und wieder Mängel übersahen und die Vorzüge hervorhoben, auch wenn diese Vorzüge nur teilweise bestanden, und ich denke, daß dieser Teil deines Werks ideologisch bestimmt ist.

Was ist das – ideologisch? Ich antworte besser auf einem Umweg. Als ich darüber nachdachte, was ich wäre, wenn ich nicht das wäre, was ich bin, habe ich festgestellt, am liebsten wäre ich wohl Prediger. Weil ich Katholik bin, in katholischen Kirchen – was selbstverständlich nicht geht, ohne daß man Priester ist. Das, was du Ideologie nennst, ist wahrscheinlich zutreffend bezeichnet, doch klingt es pejorativ. Ich behaupte eher, ein Moralist zu sein, was ich leider nur in meinen Artikeln bin, keineswegs in meinem Leben. Sváta Karásek hat mir einmal ganz richtig gesagt: „Jeder ist irgendwo Puritaner. Du bist Puritaner in der Politik.“ Das ist, glaube ich, die absolut treffendste Charakteristik. Ich bin nicht imstande, über irgendein Kunstwerk ohne Zusammenhang mit der Welt zu schreiben, in der es entsteht. Ich will das nicht als Anleitung für andere Kunsthistoriker zugrundelegen. Aber ich – wenn ich über ein Kunstwerk nachdenke – muß mich darum kümmern, unter welchen Bedingungen es entstanden ist. Anfang der 70er Jahre stellte ich mit Schrecken fest, daß jeder meiner Artikel ein Politikum zu werden beginnt, denn es gelingt mir nicht, über ein Bild zu schreiben, das an der Wand hängt, ohne Zusammenhang mit dieser Wand, über ein Konzert, ohne die Bedingungen zu erwähnen, unter denen es stattgefunden hat. So ist aus mir ein Ideologe geworden, aber völlig gegen meinen Willen. Denn am liebsten würde ich in einer harmonischen Welt leben – und dann wahrscheinlich nicht schreiben –, in der diese Erklärungen, dieses Appellieren, nicht nötig wären. Aber leider ist die Welt nicht so.

Und glaubst du, daß sie je so war?

Nein.

Und könnte sie je so sein?

Wir können die Welt um so vieles besser machen, damit zumindest Menschen meines Typs darin ohne den Zwang leben können, etwas erklären zu müssen. Diese Notwendigkeit würden wir einfach den Jüngeren überlassen. Wie bei Alfred Jarry: „Und es wird eine neue Jugend kommen, feststellen, daß wir sehr zurückgeblieben sind, und Schmählieder über uns dichten. Und es gibt keinen Grund, weshalb das nicht so weitergehen sollte.“

Eine Reihe von Aufsätzen behauptet im Gegensatz dazu, die sog. zweite Kultur als einzig wahrhaftige aufzufassen, bedeute, ihre Mängel zu übersehen. Es ist eigentlich ein gegenseitiges Auf-die-Schulter-Klopfen im Ghetto. Gibt es überhaupt eine zweite Kultur? Gilt nicht eigentlich nur die Qualität des Werks, und sind nicht die Umstände seiner Entstehung weniger wesentlich?

Vor allem: Erste und zweite Kultur existieren. Die Ansicht, diese Unterteilung solle aufgehoben werden, hatte ich, als ich von einem – ich weiß nicht mehr, welchem – Gefängnis-aufenthalt kam und mit Václav Havel darüber sprach. Nebenbei – damals las ich zum ersten Male die Materialien der Jazz-Sektion und eine Menge ähnlicher Dinge. Ich war begeistert und sagte: Ich habe das Gefühl, ich sollte an dieser Unterteilung nicht mehr festhalten. Havel sagte: „Halt sie so lange aufrecht, wie du nur kannst.“ Später habe ich begriffen, was er damit gemeint hat. Jeder von uns hat irgendein Imago, und sobald wir uns einmal auf eine öffentliche Laufbahn begeben, müssen wir es offenbar tragen. Oder um den Preis einer List daraus verschwinden. Und ich bin, wie ich festgestellt habe, hier für viele Leute ein Korrelativ dafür, wie weit sie gehen können und wie weit nicht. (So hat mir ein bildender Künstler, den ich nicht nennen möchte, denn er wirkt in der ersten Kultur – nach dieser dummen Unterteilung – gesagt, daß ich genau diese Linie gezogen hätte.) Ich bin froh, daß ich sie für einige Leute gezogen habe. Aber selbstverständlich bin ich nicht der Meinung, in der sogenannten ersten Kultur entstünden keine wertvolleren Werke als in der zweiten. Das Problem liegt nicht in der Bewertung der Kultur, es ist moralischer Art. Was das Schulterklopfen betrifft: Eine der größten Freuden, nachdem ich zurückgekommen war, bereitete mir die Lektüre des *Kritischen Sammelbandes* und von *Mitteleuropa*¹, wo ich feststellte, daß endlich das geschehen war, wonach ich mich konkret in der Charta (77) und ihrem Umkreis immer gesehnt hatte. Daß die Leute untereinander heftig polemisieren, ohne Samthandschuhe, und trotzdem freie und mitfühlende Menschen bleiben. Menschen, die – für manchen mag das eine Phrase sein, für mich ist sie es nicht – von der Unteilbarkeit der Kultur wissen. Am Schulterklopfen würde jede Kultur zugrunde gehen, die erste, zweite oder dritte. Zu einer gewissen Zeit, etwa vor fünf Jahren, drohte das der Charta. Gehörst du zur Charta, dann bist du gut. Aber trotzdem behaupte ich auch heute, daß die minderwertigste Äußerung in der zweiten Kultur, das miserabelste Theater, unter Bedingungen der Bedrohung auf irgendeinem verfallenen Gut in Mähren aufgeführt, größeren Wert hat als die vollkommenste Shakespeare-Inszenierung im Tyl-Theater. Das muß man unterscheiden.

Auch die erste Kultur hat eine Menge von Dimensionen und eine Menge von Schattierungen, und es gibt Menschen . . . Ein Beispiel: Munclinger². Meiner Meinung nach hat er im Leben nichts Schlechtes getan – keine Unanständigkeiten. Und dann gibt es Menschen, die sich in der ersten wie in der zweiten Kultur die Hände schmutzig machen. Kultur ist die

Sache von Schweinehunden und von anständigen Menschen. Und wirkliche Künstler reichen immer über beide Kategorien hinaus. Innerlich sind diese Kategorien längst überwunden, aber wir müssen sie aufrechterhalten, damit Weiß weiß bleibt und Schwarz schwarz, damit das Böse vom Guten getrennt bleibt, damit gesagt wird, ja, ja und nein, nein, und was darüber ist, das ist von Übel. Und das Durchdringen beider Kategorien ist eine Sache des persönlichen Gewissens, ich bin der letzte, der das rügen wollte.

Ganz so habe ich das nicht gemeint. Ich dachte an die Gefahr, die dort droht, wo klar ist, daß die Äußerung aus einem Milieu willkommen sein wird, unabhängig davon, wie ihre Qualität ist.

Die erste Kultur, wenn wir bei dieser Teilung bleiben, verdirbt die Menschen durch die Karriere und alles mögliche, die zweite Kultur dadurch, daß sie ihnen, wie du sagst, auf die Schulter klopf. Aber ich kann nicht für jeden die Amme spielen und ihm hinterherlaufen und sagen: Du bist nicht so gut, wie du glaubst, trotzdem gehörst du zur zweiten Kultur. Ich liebe es im Gegenteil, daß die Leute meine Sachen nicht loben. Ich bin für jede Kritik dessen, was ich geschrieben habe, dankbar. Wenn ich einer von denen bin, die die zweite Kultur in Gang gebracht haben . . .

Es ist selbstverständlich Unsinn, daß du die zweite Kultur ins Leben gerufen haben könntest . . .

Entschuldige, aber das ist kein Unsinn; „zweite Kultur“ ist mein Terminus. Ich habe ihn mir mit Bondy³ vor Bonaparte ausgedacht. Erst etwa ein halbes Jahr später wurde mir klar, daß er eigentlich vom englischen *second culture* abgeleitet ist. Darüber hinaus habe ich einst das *Mittelbare Manifest einer anderen Kunst* von Tápies sehr geliebt, das war Ende der fünfziger Jahre, so daß diese Dinge also zusammengekommen sind. Aber Tatsache bleibt, daß ich den Terminus zweite Kultur in der Tschechoslowakei eingeführt habe, genau so wie *Underground*.

Mir geht es doch nicht um den Terminus. Mir geht es darum, daß zweite Kultur Bücher bedeutet, die maschinenschriftlich erscheinen, unabhängige Ausstellungen, Konzerte – das kann doch ein einzelner Mensch nicht in Gang bringen.

Du solltest wissen, daß erst dann, wenn man ihnen einen Namen gibt, die Dinge wirklich existent werden. Ich zum Beispiel habe Bücher schon in den fünfziger Jahren abgeschrieben, und die Banden unbeaufsichtigter Langhaariger waren nur Jagdwild, bevor man ihnen sagte, sie seien *Underground*, sie hatten keinerlei Stolz. Eine andere Sache ist, was davon geblieben ist und wie viele von ihnen sich würdig erwiesen haben, daß sie einen Namen erhielten.

Aber nimm nur die Charta 77. Schließlich ist das eine Gemeinschaft einsamer Langstreckenläufer. Jeder von uns war vor der Charta und – wie ich einmal im „U Šupú“⁴ geschrien habe – wird nach ihr sein. Das besondere Funktionieren der Charta besteht gerade darin, daß diese Leute imstande sind – jeder möglicherweise von einem vollkommen anderen Ausgangspunkt aus, in seiner Richtung und in seiner gegenwärtigen Haltung –, sich auf einer bestimmten Basis zu verständigen. Diese Basis begann zu existieren, als sie einen Namen erhielt, und existiert eigenartigerweise unabhängig – oder kaum merklich abhängig – von der persönlichen Haltung ihrer Träger.

Warum hat es keine Bewegung der „2 000 Worte“⁵ gegeben? Ich glaube, das haben mehr Leute unterschrieben als die Charta. Eine Reihe von Unterzeichnern der „2 000 Worte“ hat auch die Charta unterschrieben. Charta wurde eine annehmbare Bezeichnung für etwas,

was zu entstehen begann und was möglich war. Der *Underground* war auch schon da, ich habe ihn mir nicht ausgedacht, ich habe ihn bloß benannt. Die zweite Kultur ebenso, auch die habe ich mir nicht ausgedacht, nur benannt.

Gesessen hast du insgesamt . . .

Sieben Jahre und zwei Monate.

Und du selbst hast das Gefühl – trotz aller Ungerechtigkeit der Urteile und Unsinnigkeit der Anschuldigungen –, daß du irgendwie zu Recht gesessen hast?

Das ist eine andere Frage. In den Formulierungen haben die es im Grunde getroffen, aber ich habe nicht den mindesten Grund anzunehmen, daß gerade sie diejenigen sind, die das Recht haben, mich einzusperren. Daß ich zu Recht gesessen habe, davon bin ich überzeugt aus Gründen des Bewußtseins von eigener Schuld vor Gott. Ich betrachte meine Strafen als eine gewisse Erleichterung, denn wir Katholiken glauben an sogenannte zeitliche und ewige Strafen. Zeitliche Strafen sind die, die man noch im hiesigen Leben abbüßen kann, und es gibt die Hoffnung, daß man um so weniger danach, nach dem Tode, leiden muß. Also, alle diese Strafen waren für mich eine Gnade. Freilich von seiten Gottes.

Zum ersten Mal habe ich gesessen, weil ich mich in einem Wirtshaus betrunken habe. Es war ein üblicher Wirtshauskonflikt, niemandem habe ich etwas getan, aber weil ich es war, ging es ab ins Gefängnis. Dann hab' ich sozusagen für die „Plastic People“⁶ gesessen, aber ich habe weder gespielt noch gesungen, nur ermöglicht, daß sie es taten. Zum dritten Mal hab' ich gesessen, weil ich mich bei einer Ausstellung nicht beherrscht und etwas geschwätzt habe. Es war nichts Kluges, aber es war auch keine Kunst. Zum vierten Male habe ich gesessen, weil ich angeblich der Redakteur der Zeitschrift *Vokno*⁷ bin, aber das bin ich nie gewesen. Kein einziges Mal habe ich wegen der Kunst gesessen, kein einziges Mal hab' ich dessentwegen gesessen, was ich bin.

In Wirklichkeit sitze ich wahrscheinlich, weil das Regime in mir wesenhaft eine ihm feindlich gesonnene Person fühlt, d. h. eine Person, die seine wirkliche Dimension kennt. Ich habe doppelt gerecht gesessen. Einmal, weil ich ein Schuft bin und der Herrgott das sehr gut weiß, zum zweiten, weil das Establishment weiß, wie ich ihm schade, das aber nie vor Gericht bringen kann, da diese Dinge nicht strafbar sind. Daraus folgt freilich, daß ich nie mit dem Gefühl der Demütigung im Gefängnis gesessen habe. Ich weiß sehr gut, weswegen ich da bin. Wenn sie mich niemals wegen der Pflaumen einsperren konnten und es auch nicht können werden, dann tun sie es eben wegen der Birnen, das kommt auf das gleiche heraus.

Als du eingesperrt warst, war das verständlicherweise für eine Reihe von Leuten so etwas wie Schuld; so pflegt das zu sein, wenn jemand eingesperrt wird. Obwohl etwa Fidelius weiter mit dir polemisiert hat, einige andere waren der Meinung, er müsse mit der Polemik warten, bis du wieder zurückkommst. Häufig traf ich auch auf die Ansicht, daß du ein wenig selbst schuld bist, daß du „unnötig heftig provoziert“ hast. Trotzdem glaube ich aber, daß es für die Menschen, die so geredet haben, zumindest unangenehm sein mußte, daß du sitzt. Weil jedem, der sich engagiert, klar sein muß, daß er es genau so gut sein könnte.

Ich weiß nicht. Du hast Fidelius erwähnt – ich hab' keine Ahnung, wer das ist – ein Pseudonym –, der einmal eine Polemik gegen mich geschrieben hat; ich war dabei, eine Antwort zu verfassen, aber unterdessen wurde ich verhaftet. Du sagst, da könnte ein jeder von solcher Art sitzen. Wohl kaum. Ohne prahlen zu wollen, ich konstatiere nur: Meiner Meinung nach haben meine Sachen eine so große Wirkung, weil ich sie unterschrieben habe. Sie sind

mit dem Namen Magor unterzeichnet, das bin ich, das ist kein Pseudonym. Jeder weiß das, ich habe das auch bei Verhören gesagt. Ich glaube, daß die Nichtanonymität unseres Tuns eine der Möglichkeiten ist, den Gang dieser Welt zu ändern, der auf Anonymität gegründet ist. Warum unterschreiben wir die Charta mit unseren Namen? Ich führe ein absurdes Beispiel an: Eine von zweihundert Pseudonymen unterschriebene Charta ist etwas, mit dem sich niemand beschäftigen würde.

Jemand hat einmal von uns gesagt, wir seien kulturelle Kamikaze-Flieger, auch ich habe mich für einen solchen gehalten. Tatsache ist, wenn außer dem, was ich schreibe, ich nicht noch etwas anderes hätte, ich wahrscheinlich nicht ins Gefängnis käme. Ich sage das nicht als Aufforderung zum Nachmachen. Das Schlimmste an totalitären – nicht nur – Systemen, sondern an totalitären Gruppierungen und Gedanken ist, daß sie von den anderen die totale Übereinstimmung mit ihnen selbst verlangen. Ich bin Magor, das bedeutet Ivan Jirous, ich setze mich mit „ihnen“ auf diese Weise auseinander, und ihr folgt mir nach. Das verlange ich von Fidelius nicht, ich wäre nur froh, wenn ich nicht gegen eine anonyme Macht kämpfen müßte . . .

Was hat dich nach der Rückkehr aus dem Gefängnis am meisten gefesselt?

Ich könnte dir sagen: wie ich einige Zeit zwar nicht Tagebuch geschrieben, aber so etwas wie Aufzeichnungen gemacht habe. Der erste Hase, den ich gesehen habe. Der erste Storch, die erste Blume. Man kommt aus dem Gefängnis wie ein nacktes Kind neu auf die Welt, und jeder Grashalm fesselt einen, jede Schafgarbe und jeder Beifuß. Danach fragst du offensichtlich nicht.

Was mich gefesselt hat – was ich wohl den Leuten sagen möchte? Wenn hier jemand kontinuierlich lebt, wird ihm nicht einmal deutlich, wie die Dinge besser werden. Die allgemeine Tendenz ist es, die Verhältnisse zu beklagen und eher die Repressionen zu beachten. Ich saß angeblich wegen einer Zeitschrift, und nach meiner Rückkehr stellte ich fest, daß allein in unserem Gebiet fünf weitere entstanden waren. Im Ausland sind etwa drei neue Verlage und einige weitere Periodica entstanden. Es ist eine solche Eskalation der Samisdat- und Exilliteratur, wie wir uns das vor fünf Jahren nicht träumen ließen. Immer noch können wir uns nicht mit Polen messen, wo das schon lange Realität ist, aber ich fühle, daß auch hier unser Bemühen nicht vergeblich wäre, wenn das, was einst die Tätigkeit von Selbstmördern war, zur geläufigen Routine von Menschen guten Willens wird.

Und dann die Verfeinerung der Ansichten! Mit Freude beobachte ich, wie man sehr scharf in einem Ton aufeinander losgeht, der mich an die Vorkriegspolemiken erinnert. Mit allem Respekt, mit aller Frechheit, mit Humor und klarer Definition der Standpunkte. Auch wenn hier und da beleidigte Töne anklingen; Überbleibsel aus einer Zeit, die wir nicht mehr erleben möchten. Mir scheint, ich bin in eine sehr viel informiertere Welt zurückgekehrt, und wenn ich eingestehe, daß ich in einem Ghetto lebe, dann in einem sehr viel freieren.

Mithin hat dich die Veränderung im Milieu gefesselt?

Ich würde sagen, die Veränderung des geistigen Milieus zum Besseren hin. Und darüber hinaus: Ich habe eher von der geistig-kulturellen Situation gesprochen. Was die politische betrifft: Die Dokumente der Charta – zumindest in den letzten zwei Jahren – sind beispielsweise deutlich akribischer, besser als die vorhergehenden, von ihrer Anzahl nicht zu reden. Mir scheint, die Charta hat sich zum zweiten Mal gefunden. Und weiter: Die Bevölkerung – oder die Bevölkernden, wie Háfíz die Leute aus der Gesellschaft nannte, um meinen Guru Bondy zu zitieren – ist, je länger es dauert, desto ärgerlicher, so daß das Gesamtklima das Regime nötigt, seine Eingriffe sorgsamer abzuwägen. Vielleicht ist das nur

mein optischer Eindruck, nichtsdestoweniger: Seitdem wir wegen *Vokno* ins Gefängnis gekommen sind, hat kein großer Prozeß mit einer ähnlichen Gruppe von Leuten mehr stattgefunden. Es gab Eingriffe, Repressionen, aber keinen Monsterprozeß. Vielleicht ist das die Ruhe vor dem Sturm. Mir scheint es jedoch eher der Anfang von etwas zu sein, das wir bislang nicht abschätzen können, das mich jedoch mit Optimismus erfüllt. Ich habe das Wort nicht gern – eher Hoffnung auf etwas, was möglicherweise hier unter uns entsteht.

Ich gehe davon aus, daß du damit wohl kaum die Hoffnung auf Gorbatschow meinst. . .

Es überrascht mich, daß du ihn überhaupt erwähnst. Ich habe den Eindruck, wie sehr wir uns auch in unseren Ansichten unterscheiden, in einem zumindest sind wir uns einig: Dieses System beruht nicht auf Personen. Für mich sind alle Überlegungen dazu, wie das Regime mit oder ohne Gorbatschow sein wird, völlig irrelevant. Ich kann dir darauf nur mit dem Witz von dem Zigeuner antworten, dem sie bei Arbeitsantritt ein Photo von Breschnew und anderen zeigen und den sie fragen, ob er weiß, wer das ist. Er antwortet: Ich weiß nicht, ich weiß nicht. Dann wird er ärgerlich, zieht sein Portemonnaie heraus und zeigt ihnen ebenfalls Photos: Das ist Gajza, den kennst du nicht? Das ist Lajos, den kennst du nicht? Das ist Peter . . . Ich habe meine Kumpel, ihr habt eure Kumpel. Petruška, ich habe meine Kumpel, Gorbatschow gehört nicht dazu. Einmal hat mir Vera, meine ehemalige Frau, gesagt, ich sollte ein Buch lesen – da kam ich auch gerade aus dem Gefängnis zurück – von Mlynář⁸, *Der Frost kommt aus dem Kreml*. (Deutsch erschienen unter dem Titel *Nachtfrost*.) Ich habe nur gelacht und gesagt: Dein Vater war in den fünfziger Jahren in der Kaderabteilung eines Ministeriums, meine Tante hat gegessen; daß der Frost aus dem Kreml kommt, wußte ich im Unterschied zu dir schon damals, und das muß mir nun nicht gerade Mlynář erzählen. Ebenso ist es mir völlig egal, wer heute im Kreml sitzt. Das überlasse ich auch wieder Mlynář, Thatcher und denjenigen, die Gorbatschow bewundern, weil er Golf spielen und Whisky trinken kann. Mir ist das egal. Ich bin nie Politiker gewesen. Ich hoffe nie auf ein Regime. Im Jahre 1968 habe ich keinen einzigen Text unterschrieben. Für mich war das ihr Spiel. „Ihr“ – das heißt der Mlynářs, Gorbatschows und ähnlicher.

Noch eine letzte Frage: Was wirst du schreiben, was schreibst du jetzt?

Eine Gedichtsammlung „Schutzaufsicht“. Womit nicht die Aufsicht gemeint ist, die mir das Establishment angetan hat, sondern die Aufsicht im Sinne der schützenden Hand Gottes.

Oktober 1985

Aus dem Tschechischen von Joachim Bruss

Anmerkungen

- 1 In unregelmäßiger Folge erscheinende Samisdatperiodica.
- 2 Bekannter tschechischer Dirigent.
- 3 *Egon Bondy* – tschechischer Schriftsteller und Philosoph, der seit den 50er Jahren im Untergrund wirkt.
- 4 Name einer Prager Kneipe.
- 5 Das von dem Schriftsteller *Ludvík Vaculík* am 27. Juni 1968 veröffentlichte „Manifest der 2 000 Worte“ erschien während des „Prager Frühlings“ in vier führenden tschechoslowakischen Zeitungen. Der von 70 Personen unterzeichnete Aufruf für eine entscheidende Demokratisierung des Landes diente der Sowjetunion als Anlaß für schärfste Angriffe gegen die Reformer.
- 6 Die erste (inoffizielle) Rock-Gruppe nach dem „Prager Frühling“, die von Anfang an von den Behörden scharf verfolgt wurde und für die sich später die „Charta 77“ eingesetzt hat.
- 7 Eine von jüngeren Leuten herausgegebene Samisdatzeitschrift.
- 8 *Zdenek Mlynář* gehörte zu den Wortführern des „Prager Frühlings“, vom 1. 6. bis 30. 11. 1968 war er Sekretär des ZK der KPC. 1970 wurde er zusammen mit Tausenden anderer aus der Partei ausgeschlossen. 1977 emigrierte er in den Westen, wo er in jüngerer Zeit auch als einstiger Kommilitone Michail Gorbatschows ins Gespräch kam.

Irina Ratuschinskaja, geb. 1954 in Kiew, Physikerin. Als Verfasserin eines im Samisdat verbreiteten Gedichtbandes, eines Aufsatzes und als Mitglied der unabhängigen Gewerkschaftsbewegung SMOT (= „Freie Interprofessionale Vereinigung der Werktätigen“) wurde sie 1982 verhaftet und am 3. März 1983 zur Höchststrafe von sieben Jahren Lagerhaft zuzüglich fünf Jahren Verbannung verurteilt. Als jüngste der weiblichen



politischen Häftlinge im Lager Baraschewo (Mordwinien) war Irina Ratuschinskaja besonders häufigen Sonderstrafen ausgesetzt. In der Folge erkrankte sie ernstlich. Nach einer weltweiten Kampagne wurde sie am 9. Oktober 1986 vorzeitig aus der Haft entlassen. Am 18. Dezember 1986 konnte sie zusammen mit ihrem Mann nach Großbritannien ausreisen. Die hier veröffentlichten Prosastücke entstanden in den Jahren vor ihrer Haft.

IRINA RATUSCHINSKAJA

Erzählungen und Märchen

Kiewer Erzählung

Das Wetter war schön – Knospen, Pflützen, Vorschulkinder auf der Straße, in Reih’ und Glied – schneller, schneller, wer trödelt da – du, Nikolajew? – schau zu mir her! – Langsam trocknete der Bibikowsker Boulevard; sanft raschelnd hüpfen bunte Papierchen über ihn hin; Gierige haschten nach ihnen um die Wette – ach, es bräuchten ja nicht gleich fünftausend zu sein, nein, keine fünf, nur eintausend, wenn’s wären, eintausend nur, dann trat’ ich ins Haus wie ein Mann – Nadjeshda, würd’ ich sagen . . . , aber ich krieg’s nicht auf, das verflixte Papierchen – am Ende ist gar nichts drin? Leben, liebes Leben, ach warum liebst du mich so wenig?

Das Wetter war also schön, und an dem Ort war auch nichts auszusetzen, aber weder mit dem Wetter noch mit dem Ort war der nicht anerkannte Dichter Nikiforow zufrieden, der zögernd den Boulevard in Richtung Besarabka entlangging. Je weiter er kam, desto schwerer wurde ihm ums Herz: Oh, schlecht endete der Boulevard für ihn an jenem Ende. Nein, dachte Nikiforow, ich geh’ nicht. Ich hab’ einfach nicht die Kraft.

Wo er aber statt dessen hingehen sollte, wußte er auch nicht. Der Freund, dem er vor einer Stunde begegnet war, hatte ihm dringend abgeraten, nach Hause zu gehn; zu dem Freund konnte er auch nicht, geschweige denn zu Majetschka. . . ganz gefährlicher Ort, dachte Nikiforow, der

Dichter. Das Vernünftigste wäre, zum Bahnhof zu gehn und sofort wegzufahren, aber man kann zwar eine Menge Dinge durchaus entbehren – Frau, Wohnung, sogar Arbeit und schon gar Liebe und Zärtlichkeit, auch ohne Brot kann man auskommen und ohne Fett – sagen Sie nichts, das ist einwandfrei erwiesen – all dies, behaupte ich, kann man entbehren, aber eines ist unentbehrlich – Papiere. Ohne Papiere kann man nicht leben.

Seine Papiere aber hatte der Dichter Nikiforow im Nachttisch in eben jenem Haus, in das er so sehr – so sehr. . . Nun, wenn schon nicht zum Bahnhof, so konnte er ja in die U-Bahn gehen. Und er steckte den warmen Fünfer in den Schlitz und ging mit einem unbehaglichen Gefühl zwischen den Pfosten hindurch, jeden Augenblick gewärtig, daß sich die automatische Sperre klirrend schließen und der Piff ertönen würde.

Er trat auf den Brest-Litowsker Prospekt hinaus, und sogleich stürzte sich der Frühling wieder auf ihn, zerrte an ihm und verhöhnte ihn in Gestalt einer Saatkrähe, blendete ihn und kreischte ihn schließlich noch an mit Autobremsen. Na schön, dachte Nikiforow, und weil er ein zwar nicht anerkannter, aber immerhin doch ein Dichter war, spielte er nun einfach den Dummen.

Anstatt irgendetwas zu tun – logisch, wohl durchdacht und vor allem rasch –, blieb er mitten auf dem Prospekt stehen und starrte die Kastanienbäume an. Diese trieben gerade die ersten Blättchen, und diese Blättchen strahlten noch so gar nichts Selbstzufriedenes aus, stellten noch so gar nichts dar, sondern hingen einfach nur da, zottig und rührend, wie die ungetrimmten Ohren eines Welpen.

Plötzlich packte Nikiforow die Wut. Soll sie doch alle. . ., dachte er, ich bleib' jetzt einfach hier auf dem Grünstreifen stehen, verwandle mich in sowas da und spitz' auch die Ohren.

Die Zeiten können sich plötzlich ändern, und dann wollen sie bestimmt die ursprünglichen Entwürfe wiederherstellen – und schon bin ich zur Stelle! Er schaute sich um, ob ihn jemand beobachtete, schlüpfte aus den Schuhen und begann sich einzuwurzeln. Es klappte.

Warum bin ich Esel denn nicht schon früher auf diese Idee gekommen? dachte Nikiforow beglückt und trieb sein erstes Blatt. Bald lernte er seine Nachbarn kennen. Der nächste, Jakow Semjonowitsch, stand schon seit 1952 da und galt als Veteran. Er erinnerte sich sowohl an das Tauwetter als auch an die Dürre, hatte seinerzeit einen guten Spürsinn dafür entwickelt, woher der Wind wehte, und hatte ein für allemal gelernt, sich nicht auf die trügerischen Aprilwetter einzulassen. Nikiforow erfuhr von ihm viel Interessantes und versorgte ihn seinerseits mit den letzten Neuigkeiten. Jakow Semjonowitsch war aber, wie sich herausstellte, bereits auf dem laufenden.

Sein anderer sympathischer Nachbar war Wolodetschka, ein junger Mann aus einer intellektuellen Familie, der, wie sich gezeigt hatte, den Problemen des Alltags ganz und gar nicht gewachsen war. Er schwärmte von Skrjabin, verehrte Annenskij und wollte Historiker werden. Im Vergleich zu ihm fühlte sich Nikiforow unendlich alt und weise, und dieses Gefühl war durchaus angenehm, wenn auch natürlich schmerzlich. Mit den anderen schloß Nikiforow ebenfalls rasch Freundschaft und ließ sich langsam in den herrschenden, gemächlichen Trott hineingleiten.

Eines Nachts wachte er jedoch von einer bösen Vorahnung auf und weckte Jakow Semjonowitsch. Sie warteten schweigend, bis der graue, warme Morgen dämmerte – ein sanfter Sprühregen ging nieder, und alles schien zu sein wie immer – die Hausmeister werkten herum, der Strom der Passanten auf der Chaussee verdichtete sich, und soeben setzte die morgendliche Stoßzeit ein – der Tag war da, und womöglich wäre ihnen nun leichter geworden, aber da hielten ihnen gegenüber mehrere Wagen. Männer stiegen aus und hoben etwas heraus, was genau, konnte Nikiforow nicht erkennen. Mit diesem Ding gingen sie auf den nächstgelegenen Baum zu, und noch ehe das markerschütternde Heulen einsetzte, wußte Nikiforow: Sie wollen uns fällen. Er sah, wie der stille Andrejtsch umsank, aber er wußte auch, daß er selbst sich noch retten konnte, wenn er auf der Stelle, noch in dieser Sekunde. . . verzweifelt riß er sich die Wurzeln aus.

Ich mach' eben gerade einen Spaziergang – dachte er und stellte sich schützend vor Wolodetschka – macht doch nichts, daß ich barfuß bin, . . . bin eben ein bißchen wunderlich. . . ich jogge ums Haus. . . wie Lew Nikolajewitsch* . . . und auf dem Grünstreifen steh' ich ganz aus Versehen. . . bin bereit, die Strafe zu zahlen. . . Wolodetschka, hast du dir die Adresse gemerkt? Bringst du's auch nicht durcheinander? Majetschka ist sehr nett, du brauchst dich vor ihr nicht zu genieren, erzähl ihr alles. . . na los, Dummkopf, mach schon, da, dem Bus nach! Er folgte ihm mit den Augen und wartete eine Minute, dann trat er auf den Asphalt und wollte ihm nach, aber da spürte er, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte.

*

Das Märchen von den drei Köpfen

Es war einmal ein Drache, ein gewaltiger Faulpelz.

Normale Drachen haben bekanntlich zwischen sieben und zwölf Köpfen, aber dieser hatte es nur auf drei gebracht, und auch das nur mit Mühe. Dafür, daß es nur drei waren, waren diese Köpfe aber recht pfiffig – regelmäßig klauten sie die Becher aus den Automaten.

Eines schönen Freitags setzte sich der Drache zum Mittagessen. Alles war, wie es sich gehört: drei Teller Vorspeise, dreimal Hauptspeise und dreimal Kirschkompott. Der erste und der dritte Kopf fingen an zu lächeln und sich das Maul zu schlecken, der zweite aber dachte: So viel Geschirr zu spülen! – und seine Stirn umwölkte sich. Er schwieg eine Weile und platzte dann plötzlich heraus: „Jungs, das Geschirr muß vergesellschaftet werden. Schmeißt alles, wie es ist, in eine Schüssel.“

„Auch das Kompott?“ fragte der dritte Kopf entgeistert.

„Auch das Kompott“, keifte der zweite, obwohl er an das Kompott gar nicht gedacht hatte. Aber da war nichts zu machen – die Initiative durfte nicht sterben.

Sie vergesellschafteten also und begannen zu essen. Da zeigte nun aber der zweite Kopf sein wahres Gesicht: Er langte zu, und weg war das ganze Essen. Den beiden anderen blieben nur die Knochen. Aber der zweite Kopf beeilte sich, ihnen klarzumachen, daß gerade in den Knochen sämtliche Vitamine steckten. Und die beiden Köpfe sagten dem zweiten ganz automatisch „danke“, als sich der Drache vom Tisch erhob. Der heimtückische Zweite wunderte sich erst etwas, aber dann zog er seine Schlüsse.

Am nächsten Tag sagte er:

„Jungs, wir müssen eine Zelle organisieren. Wir sind ja gerade drei und bisher nicht erfaßt.“

„Wozu müssen wir denn erfaßt werden?“ fragte der erste Kopf zaghaft.

„Das muß sein“, sagte der zweite Kopf barsch (denn er hatte bereits begriffen, daß man unbedingt barsch antworten muß).

„Ja, wenn es sein muß, dann natürlich“, gab der Erste nach, „aber was machen wir denn dann?“

„Na das, was gemacht werden muß, das machen wir auch“, antwortete der Zweite. „Aber mach dir nur keine Sorgen, wir werden tolle Dinger drehn.“

„Aber das kann ich nicht – Dinger drehn“, stotterte der Erste.

„Na, dann bringen wir dir's bei, wenn du allerdings nicht willst. . .“

„Doch, doch, ich will, ich will“, beeilte sich der erste Kopf zu versichern, der inzwischen gar nicht mehr scharf darauf war zu erfahren, was passieren würde, wenn er nicht wollte.

„Na, dann ist ja alles in Ordnung“, meinte der zweite Kopfforsch, der nun schon sichtlich Geschmack an der Sache fand. „Und du machst natürlich auch mit“, zwinkerte er dem dritten Kopf zu.

„Eigentlich nicht, ich finde irgendwie. . .“, murmelte dieser, ohne auf das Zwinkern einzugehen.

* Tolstoj

Nun fielen die beiden anderen aber schon vereint über ihn her: „Was? Zum Teufel mit dir, du willst aus dem Kollektiv ausbrechen?“

„Nun, ich werd's mir noch mal überlegen. . .“, wehrte sich der Dritte schwach, und seine Stellung war bereits merklich erschüttert.

„Ja, ja, überleg du nur, überleg nur! Willst wohl gescheiter sein als alle anderen. Überleg's dir nur gut!“ sagte der zweite Kopf mit einer ganz neuen Stimme und beendete das Gespräch.

Die ganze Nacht seufzte und schluchzte der dritte Kopf und wischte sich mit den Ohren die Tränen übers Gesicht. Morgens sagte er dann, daß er zwar nicht alles verstünde, im großen und ganzen aber einverstanden sei und sich nicht gegen das Kollektiv stellen werde.

Also organisierten sie die Zelle.

Sie begannen, heimlich ihre tollen Dinger zu drehn, wobei der dritte Kopf nach wie vor nicht alles verstand. Die übrigen Drachen machten trotz ihrer zwölf Köpfe tiefe Bücklinge vor ihnen, und wer aus alter Gewohnheit Feuer spie, den fraßen sie auf – schwupp, weg war er.

So ging es weiter, bis der dritte Kopf schließlich doch ein wenig zu verstehen begann. Da wurde der Zweite unruhig.

„Unser dritter Kopf scheint mir inzwischen allzu gescheit geworden zu sein“, meinte er zum ersten Kopf, „außerdem hat er einen kleinen Hang nach rechts, sonst hätte er uns nicht in die unnötige Diskussion verwickelt.“

Kurz und gut, sie überlegten eine Zeitlang, berieten sich flüsternd miteinander und – fraßen den dritten Kopf auf.

Alles wäre nun weiter gut gegangen, wenn nicht der erste Kopf seit jener Zeit die Gewohnheit gehabt hätte, nachts zu zucken und zu schreien. Das war äußerst lästig, zumals er ja nun die Hälfte der Stimmen auf sich vereinigte.

Dem zweiten Kopf blieb nichts anderes übrig, als die Nacht abzuwarten und ihn aufzufressen. Seinen erstaunten Bekannten erzählte er, der erste Kopf sei auf Kosten der Versicherung aus gesundheitlichen Gründen in Kur gegangen.

Und nun ging endlich alles reibungslos. Die siebenköpfigen Drachen machten weiterhin Bücklinge, und die zwölfköpfigen waren irgendwohin verschwunden.

Und dann lag unser – inzwischen einköpfiger – Drache eines Tages faul an der Endstation der Metro herum. Da klemmte ihm eine Tür den Kopf ein, und die Metro trug ihn in unbekannter Richtung davon.

Und so mußte es kommen, denn was wäre das für ein Märchen, wenn es schlecht ausginge?

*

Die Heimkehr

Der Kosmonaut Gawrjuschin kehrte endlich auf die Erde zurück. Er war so lange weg gewesen, daß man sich irgendwie daran gewöhnt und aufgehört hatte, seinen Namen in Zeitungen und Reportagen zu erwähnen. Auch er selbst hatte sich schon so an seine Raumstation gewöhnt gehabt, daß er nicht einmal mehr sündige Träume gehabt hatte. Er hatte sich mit seinem armen, juckenden Körper, mit dem Gefühl, schmutzig und aufgeschwemmt zu sein, abgefunden und sich nicht mehr mit Liedern Mut gemacht, sich auch nicht mehr über das närrische Herumschweben der Gegenstände in der Kabine amüsiert.

Jetzt aber würde das alles nur noch etwas mehr als vierundzwanzig Stunden dauern – ausgenommen natürlich die Landung – aber die ging schnell –, und dann würde der Kosmonaut Gawrjuschin auf die Knie fallen und den Heimatboden küssen, und alles wäre gut, ein für allemal. Was ihn eigentlich auf den Gedanken gebracht hatte, den Boden zu küssen, wußte er selbst nicht mehr genau. Wahrscheinlich hatte er dergleichen einmal irgendwo gelesen oder in einem Lied gehört. Aber von diesem Heimatboden hatte er eine bis in die letzte Kleinigkeit gehende, genaue Vorstellung – ganz von warmen Runzeln durchzogen würde sie sein, und riechen würde sie nach

jenem sauren Kraut, an dessen Namen er sich beim besten Willen nicht mehr erinnern konnte, den er aber als Kind gewußt hatte.

Als sie dann das Bullauge abschraubten und den erschöpften Gawrjuschin herausholten, hielt er auch sogleich, noch ehe er den ersten Schritt hinaus tat, Ausschau nach seinem Heimatboden, an den er sein Herz drücken wollte.

Boden war auch da, aber ein ganz anderer, kirgisischer, mit Steppengras bewachsen und vermutlich salzig im Geschmack. Gawrjuschin wollte sich trotzdem fallen lassen, aber bevor er den Boden berühren konnte, packten ihn fürsorgliche, muskulöse Arme und hoben ihn auf.

Dann schritt er feierlichen Schritts – die Hand an der Schläfe – über den roten Teppich und grüßte korrekt – dann waren da gewaltige Parkettböden – und Gawrjuschin folgte einem umgekehrten, plattgedrückten Gawrjuschin, und Steinmosaiken waren da und Stufen – aber all das konnte man eigentlich nicht küssen.

Dann wohnte Gawrjuschin im besten Haus im besten Wohnviertel in einem Meer von Grün – geradezu wundervoll, und als er frühmorgens zum Dauerlauf aufbrach, vermeinte er sogar, jenes saure Kraut zu riechen, und näherte sich zögernd dem Grünstreifen. Auf dem Grünstreifen aber waren Hunde verboten, und das irritierte Gawrjuschin irgendwie, obwohl er keinen Hund bei sich hatte und niemand ihn beobachtete. Nein, er brachte es nicht fertig, hier auf die Knie zu fallen, obwohl ihm klar war, daß die Gelegenheit wahrscheinlich nicht wiederkehren würde.

Und das tat sie auch nicht.

*

Der Traum

Alexej Iwanowitsch Aksjutin wachte um sieben Uhr früh auf, merkte aber sofort, daß er noch schlief. Ein wohlvertrautes Gefühl der Unwirklichkeit hüllte ihn ein. „Na los“, dachte Aksjutin ungeduldig, „gleich schneit’s, und zwar nach oben, nicht nach unten.“

Er schaute aus dem Fenster. Draußen stob und wirbelte es so, daß ihn schwindelte. Er hatte nun keine Angst mehr vor dem Aufwachen. Er wußte, alles würde gut enden, und so trat er auf die Straße hinaus und überlegte: Soll ich laufen oder fliegen? Dann beschloß er aber doch zu laufen: Es knirschte so schön unter den italienischen Schuhen, und sie hinterließen so prachtvolle Abdrücke, feste Abdrücke, nach denen die weiche Wohlgefälligkeit dieses Wohnviertels förmlich schrie.

Der Bus wartete bereits an der Haltestelle. Ohne Hast, den Blick lächelnd in die Ferne gerichtet, stieg Aksjutin ein. Die gefrorene Scheibe lockte zum Malen, und so malte er nach dem halbvergessenen Sprüchlein seiner Kindertage „Punkt, Punkt, Komma Strich. . .“ unter den neidischen und bewundernden Blicken der Fahrgäste. Auf den letzten paar Metern vor seinem Arbeitsplatz bemerkte Aksjutin seinen Abteilungsleiter. Der rannte gebückt dahin. Ein angenehmer Schauer lief Aksjutin über den Rücken. Rasch und sicher formte er einen Schneeball und – traf. Ein paar Minuten vergnügten sich die beiden damit, Schnee in die Luft zu werfen, dann steckten sie sich eine Zigarette an und stiegen einträchtig plaudernd die Treppe hinauf – sie war mit einem Läufer belegt, aber nicht etwa wegen der Besuchskommission, nein, natürlich nicht.

Der glückliche Traum währte den ganzen Tag, und an diesem Tag erfüllte sich für Aksjutin alles, was er nur wünschen mochte, und seine Wünsche waren wie ein Lied.

Beschwingt kam er von der Arbeit nach Hause, öffnete die Tür, setzte sich und wartete. Gleich würde Warja hereinkommen, ihm die Hand vor die Augen halten, und er würde ihre Handfläche küssen, wie damals – mein Gott, wieviele Jahre war das her! „Schon wieder die Füße nicht abgetreten, immer muß man hinter ihm herputzen“, hörte er Warjas Stimme aus dem Flur. Und da wußte Aksjutin, daß alles zu Ende war, für immer zu Ende, und das war kein Traum.

Er wollte weinen und wandte sich zum Fenster. Draußen taute es.

Aus dem Russischen von Madeleine Gräfin Ballestrem

Gedichte

Anstelle eines wilden Tieres ging ich in den Käfig,
Aritzte die Zeit meiner Haft und die Klopfschläge meiner Mitgefangenen
mit einem heißen Nagel in die Barackenwand.
Ich lebte am Meer, spielte Roulette,
dinierte im Frack, weiß der Teufel, mit wem.
Von der Höhe eines Eisberges überblickte ich die halbe Welt.
Dreimal ertrank ich, wurde zweimal geprügelt.
Ich verließ das Land, das mich großgezogen hat.
Mit denjenigen, die mich vergessen haben,
kann man eine Stadt bevölkern.
Ich trieb mich in Steppen herum,
die sich an das Geschrei der Hunnen erinnerten . . .
Ich kleidete mich nach der letzten Mode,
säte Roggen, deckte die Tenne mit Teerpappe
und unternahm alles nur mögliche.
Den Rabenblick des Wachpostens ließ ich in meine Träume ein,
aß das Brot des Vertriebenen, ohne ein Stück Rinde übrigzulassen.
Meinen Stimmbändern erlaubte ich jeden Ton, nur kein Heulen.
Ich habe zu flüstern angefangen.
Jetzt bin ich vierzig – was soll ich vom Leben sagen?
Daß es lang wurde.
Nur mit dem Kummer fühle ich Solidarität.
Doch solange man mir den Mund nicht mit Lehm vollstopft,
wird aus ihm nur Dankbarkeit ertönen.

*

Leb wohl,
vergib und verurteile nicht.
Die Briefe jedoch verbrenn wie eine Brücke.
Dein Weg soll mannhaft sein,
er soll gerade und einfach sein.
Möge für dich im Dunkel
das Flimmern der Sterne leuchten.
Möge die Hoffnung ihre Hände
an deinem Lagerfeuer wärmen.
Mögen auch Schneestürme, Regen
und das rasende Gebrüll des Feuers tosen –
so möge dir mehr Erfolg beschieden sein als mir.

Möge der Kampf, der in deiner Brust dröhnt,
heiß und herrlich sein.
Ich empfinde Glück für diejenigen,
die vielleicht den gleichen Weg mit dir gehen.

*

Nein, keinen Friedhof will ich wählen,
auf die Wassiljew-Insel* werde ich zum Sterben kommen.

* eine große Insel im Nawa-Delta

NAUM KORSCHAWIN

Das Gedicht vom Strick

Seit der Kindheit waren wir höflich
und hüteten lebenslang unsere Flügel.
Wir lebten im Haus des Gehenkten . . .
vom Strick wurde niemals gesprochen.

Unsre Hoffnung waren die Flügel,
waren Luft und unendliche Weite . . .
doch wir flogen nur über ein Haus,
nur über das Haus des Gehenkten.

Wie die Rasenden wirbelten wir
jede Runde wieder aufs neue,
denn unerbittlich gebunden
hielt uns der Strick des Gehenkten . . .

Wir drängten ins Uferlose,
wir stürzten, verloren die Kraft –
das dumpfe Haus des Gehenkten
rings um uns – es war Rußland.

Auch verzweifelte ich in der Fremde . . .
es schwieg das Knirschen geöffneter Tore –
doch der Strick des Gehenkten, er hält
mich auch hier in Fesseln gebunden.

Schneidet ab mir den Flug, reibt mich wund,
sobald ich ihn einmal vergesse . . .
Die Last der verderbenden Heimat
ist unsrem Schicksal untrennbar verbunden.

Durch ihn lebe ich noch – diesen Strick,
diese dumme, sinnlose Bindung . . .
und ich fürchte sogar, in die Leere
von ihr losgerissen zu werden.

Uns wird spöttisch als einfache Lösung
die schreckliche Wahl überlassen,
mit dem Strick des Gehenkten zu leben
oder tief ins Leere zu fallen.

Da gibt es rein gar nichts zu deuteln –
wozu auch? Es bringt keinen Nutzen.
An der gleichen Schnur tanzt die Welt,
am Strick, an den sie gebunden

Immer glücklich tanzt sie und wilder,
all unsre Trauer verachtend –
sie tanzt am Strick des Gehenkten,
von dem wir von Kindheit an schwiegen.

Aus dem Russischen von Mary von Holbeck

Semjon Tschertok, geb. 1931 in Moskau. Beendete 1953 daselbst das Staatliche Juristische Institut. Begann 1956 zu publizieren und veröffentlichte neben mehreren Büchern über tausend Artikel und Rezensionen in sowjetischen, bulgarischen, rumänischen, ungarischen, tschechoslowakischen Zeitungen und Zeitschriften sowie in Publi-



kationen der DDR, der Bundesrepublik Deutschland und Frankreichs. Thema seiner Arbeiten war vor allem der Film, aber auch andere Bereiche der Kunst. Nach seiner Ausreise aus der UdSSR ließ sich Tschertok in Jerusalem nieder, wo er als Journalist beim israelischen Rundfunk tätig ist. Vgl. seinen Beitrag in KONTINENT 16.

SEMJON TSCHERTOK

Eine Lektion für Eisenstein

Sergej Eisenstein, der Regisseur von „Panzerkreuzer Potemkin“, „Alexander Newskij“ und „Iwan Grosnyj“, gilt im Westen bis heute vielfach als „revolutionärer Künstler“. Sein einstiger Ruhm hat sich hier mehr erhalten als in der Sowjetunion, wo man sich seiner Rolle als eines von Stalin bestellten Künstlers nachhaltig erinnert. Eisenstein drehte die oben genannten und andere Filme im Auftrag Stalins unter Berücksichtigung der amtlichen Historiographie; dergestalt ist seinen Filmen, ungeachtet Eisensteins Talent, ein apologetisches, plumpes Element eigen. Eisenstein, im Zuge der „Säuberungen“ von Verhaftung bedroht, rettete – der damaligen Zeit gemäß – sein Leben, indem er sich als Künstler korrumpieren ließ. Er stellte einen bereits großen Namen in den Dienst Stalins, der die Kinematographie persönlich beaufsichtigte, die Drehbücher selbst las. Nachstehend veröffentlichte Episode ist einem größeren Aufsatz über die Rolle Eisensteins entnommen. In ihr wird ein berühmtes Gespräch Stalins mit dem Regisseur über den zweiten Teil des Films „Iwan der Schreckliche“ wiedergegeben. Erst 1958, nach jahrelangen parteiinternen Diskussionen, gelangte – im Zuge des „Tauwetters“ – jener Film in der UdSSR und anschließend auch im Westen zur Aufführung.

Im Dezember 1944 gab Stalin dem ersten Teil ohne Korrekturen seine Zustimmung, und Ende des Krieges kam „Iwan der Schreckliche“ in die Kinos. Stalin erkannte ihn als Musterbeispiel eines historischen Films an. Im Februar 1946 fand im „Haus des Kinos“ anlässlich der Verleihung von Stalin-Preisen auf Staatskosten ein Bankett statt. Eisenstein bekam für den ersten Teil des Films „Iwan der Schreckliche“ die Preisträger-Medaille. Beim Festmahl führte er den Vorsitz, war fröhlich und tanzte – bis er die Mitteilung erhielt, daß der zweite Teil des Films zur Vorführung in den Kreml geschickt worden sei. Eine halbe Stunde später mußte der Regisseur mit einem schweren Infarkt ins Krankenhaus eingeliefert werden. Dort erfuhr er dann vom Verbot des Films. – Er sollte erst nach zwölf Jahren freigegeben werden, und Eisenstein selbst hat ihn schon nicht mehr gesehen.

Warum hat der zweite Teil – „Die Verschwörung der Bojaren“ – Stalin nicht gefallen? Die Grundidee ist doch die gleiche: Der Zweck heiligt das Mittel. Mythologische, biblische und literarische Reminiszenzen gibt es hier mehr als im ersten Teil, wenngleich es auch dort genug davon gab. Etwa deshalb, weil die Atmosphäre schrecklicher ist und Stalin das für unvorteilhaft hielt? Aber auch im ersten Teil reichte es an Grauen und Greueln. Als er seinerzeit über den geplanten Film nachdachte, hatte sich Eisenstein am 16. November 1941 folgende Notiz gemacht: „Das Thema der Alleinherrschaft ist unter zwei Aspekten zu sehen, dem der Alleinherrschaft und dem der Vereinsamung. Erstere ist das Thema der Staatsmacht (die in der gegebenen historischen Periode fortschrittlich ist), also ein politisches Thema. Letztere ist das persönliche, das psychologische Thema des Films.“

„Alleinbestimmend, aber einsam“ – diese tragische Formel für Herrschaft und Einsamkeit wurde von Stalin, der darin eine Anspielung sah, nicht akzeptiert. Elemente des Zweifels und der inneren Gemütsbewegung enthielt allerdings auch der erste Teil des Films. „Bin ich im Recht bei meinem schweren Kampf?“ fragt sich Iwan am Grabe von Anastasija. Am Ende des zweiten Teils ist er aber ausweglos einsam – alle außer dem treuen „Hund des Zaren“, Maljuta Skuratow, haben ihn verraten, verlassen, betrogen. Im „Iwan“ klang deutlich das Motiv Godunows an: „Sechs Jahr' regier' ich nun schon ruhig, doch meine Seel' ist glücklich nicht.“ Stalin erbosten die Zweifel Iwans. Er, der selbst Millionen von Menschen in den Tod schickte und dabei keine Gewissensbisse, kein Schwanken, keine Zweifel kannte, hielt eine solche Konzeption des Films für falsch.

In dem das Filmwesen betreffenden Erlaß des ZK der WKP(b)¹ vom 4. September 1946 wurde Eisenstein zu denen gezählt, die „sich ihren Pflichten gegenüber leichtsinnig und verantwortungslos verhalten und bei der Produktion von Filmen nicht gewissenhaft arbeiten. „Die am schwersten wiegende Beschuldigung konnte man wohl darin erblicken, was Stalin als „Hamletismus“ bezeichnete: „Der Regisseur S. Eisenstein bewies im zweiten Teil des Films Unwissenheit bei der Darstellung historischer Tatsachen, als er die fortschrittlichen Opritschniki²-Truppen Iwans des Schrecklichen als einen Haufen von Degenerierten, ähnlich dem amerikanischen Ku-Klux-Klan, und Iwan den Schrecklichen, also einen Menschen mit starkem Willen und Charakter, als charakterschwach und willenlos darstellte – als eine Art Hamlet.“³ V. Schklowskij berichtet, daß Eisenstein ihm am Tage der Publikation des Erlasses am Telefon gesagt habe: „Das aller schlimmste ist, daß ich es überleben werde.“

Als der Film zwölf Jahre später in die Kinos kam, löste er Diskussionen aus. Nach Ansicht der einen war er eine prostalinistische Apologie Iwans des Schrecklichen und des Zarenregimes überhaupt. In *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* von Alexander Solschenizyn führen zwei Personen folgenden Dialog:

„Iwan der Schreckliche – ist das nicht genial? Der Tanz der Opritschniki mit den Masken! Die Szene in der Kathedrale.“

„Alles Firlefanz!“ ruft Ch-123 verärgert und hält kurz mit seinem Löffel vor dem Munde inne. „So viel Kunst, daß es schon keine Kunst mehr ist. Pfeffer und Mohn statt dem täglichen Brot.“

Und dann diese hundsföttische politische Idee: die Rechtfertigung der autokratischen Tyrannei. Die Verspottung des Andenkens von drei Generationen russischer Intelligenzija!“ . . .

„Und welche andere Version hätte man durchgehen lassen?“

„Aha, durchgehen lassen?! Dann reden Sie aber nicht von Genie! Sagen Sie doch gleich, daß er ein Speichellecker ist und einen hündischen Auftrag ausgeführt hat. Genies unterwerfen ihre Darstellung nie dem Geschmack von Tyrannen.“

Gegenteiliger Ansicht war M. I. Romm⁴: „Als der Film beendet war, wurde ein Gruppe von Regisseuren ins Ministerium gerufen. Man sagte uns: Seht euch diesen Film von Eisenstein an. Das gibt Ärger! Wir taten es und waren ebenso beunruhigt, hatten das gleiche Gefühl von zu schrecklichen Andeutungen wie die Mitarbeiter des Ministeriums. Doch Eisenstein trug nur eine verwegene Fröhlichkeit zur Schau. Am Glanz seiner Augen, an seinem herausfordernden skeptischen Lächeln spürten wir, daß er vorsätzlich handelte und daß er es darauf ankommen lassen wollte. Das war schrecklich.“

So war denn der Film für die einen unmoralisch, für andere hingegen hoch moralisch. Es gibt auch dritte. Diese behaupten, daß Eisenstein sein Werk als eine Verherrlichung Iwans des Schrecklichen angelegt hatte und daß nur die Gesamtkomposition der Darstellung das ursprüngliche Vorhaben zunichte gemacht habe. Seine emotionale Farbe erhält der Film durch Hinrichtungen, Ächtungen, Denunziationen, Hinterlist, Verrat, Mordanschläge, Verschwörungen, Raub, Brandstiftung, Niedertracht, Gehässigkeit, Angst, Mißtrauen, Verkommenheit, Kriecherei, Verwahrlosung – und dies alles bleibt auch im Gedächtnis der Zuschauer hängen, nicht aber die verkündeten Ziele einer Sammlung und Stärkung des Reichs. Und darum wirkt der Film, ganz unabhängig vom Willen des Autors, objektiv wie die Verurteilung der Macht von Autokraten und Tyrannen. Eisenstein bleibt zwar stets im Rahmen der offiziellen Konzeption und der genehmigten Interpretationen, doch überall schimmert eine schreckliche Zeit hindurch, eine so schreckliche Zeit, daß alle Schemata, Interpretationen und Konzeptionen einfach davonfliegen und nur der Künstler zurückbleibt, der den Menschen Eisenstein besiegt hat.

Eisenstein als Kämpfer gegen den Gott? Eisenstein als bewußt Protestierender? Eisenstein ein rationaler, kalter und zynischer Erfinder, dessen künstlerisches Temperament plötzlich seine Vernunft, seine Vorsicht und seine ganz gewöhnliche menschliche Angst besiegte?

Solschenizyn und der Häftling Ch-123 haben wohl kaum die Niederschrift des Gesprächs gelesen, das nach dem ZK-Erlaß zwischen Stalin und Eisenstein stattfand, doch diese Notizen beseitigen alle Zweifel daran, daß sie recht hatten.

Eisenstein schrieb Stalin einen Brief, in dem er die begangenen Fehler eingestand und darum bat, ihm bei der Beseitigung derselben zu helfen. Er zeigte den Text vorsorglich Tscherkassow⁵, und sie kamen überein, gemeinsam zu unterschreiben. Die Rechnung ging auf: Stalin zürnte dem Regisseur – was kann man schon dem Schauspieler vorwerfen –, und im übrigen imponierte ihm Tscherkassow.

Die Antwort auf den Brief kam nach einigen Monaten: Sie sollten sich am 24. Februar 1947 im Kreml einfinden. Eisenstein zitterte vor Angst. Tscherkassow regte sich nicht auf; bei Regierungsempfängen, Banketten und anderen Zusammenkünften hatte er sich eine besondere Art des Umgangs mit den Führern zugelegt, er verstand es, sie zu erheitern, und wußte auch, daß Schauspieler sich mehr erlauben dürfen als gewöhnliche Sterbliche. Von den Gesprächen fertigte er sorgfältige Niederschriften an – das wurde gerne gesehen, denn es zeugte von der Bereitschaft, „Anweisungen“ nachzukommen. Noch zu Stalins Lebzeiten schrieb er an dem Buch *Notizen eines sowjetischen Schauspielers*, in dem das bewußte Gespräch mit Stalin kurz wiedergegeben wird. Im Jahr 1976 erschien dann in der Reihe „Das Leben bemerkenswerter Menschen“ auch das Buch *Tscherkassow*, in dem die Niederschrift des Gesprächs bei Stalin zwar ausführlicher, aber auch noch nicht vollständig abgedruckt ist. Wir veröffentlichen es jetzt hier erstmals in voller Länge nach einer Samisdat-Kopie des Tscherkassowschen Originals:

Stalin veranstaltete eine Art Konferenz am langen Tisch seines Arbeitszimmers. Er selbst nahm am Kopfende den Platz des Vorsitzenden ein, zu seiner Rechten setzte er Molotow und Shdanow, zu seiner Linken Eisenstein und Tscherkassow. Letzterer hatte offenbar die Rolle eines Blitzableiters zu spielen – Stalin wandte sich nicht an Eisenstein, sondern an ihn. Er begann streng und sachlich:

„Ich habe Ihren Brief erhalten, ich erhielt ihn bereits im November, da ich jedoch sehr beschäftigt war, habe ich unsere Zusammenkunft hinausgeschoben. Gewiß, ich hätte auch schriftlich antworten können, doch ich kam zu dem Schluß, daß ein persönliches Gespräch besser sein würde. Also, was wollen Sie mit dem Film machen?“

Eisenstein antwortete, er sehe seinen Fehler darin, daß er den zweiten Teil zu sehr ausgedehnt und künstlerisch nochmals in zwei Teile aufgespalten habe. Dadurch seien die für den ganzen Film wesentlichsten Geschehnisse, also die Vernichtung der livländischen Ritter und der siegreiche Vorstoß Rußlands zum Meer, also all das, weswegen der Film überhaupt gemacht wurde, nicht mehr in den zweiten Teil hineingekommen. So wäre ein gewisses Ungleichgewicht entstanden, und Episoden, die eigentlich nebensächlich hätten behandelt werden müssen, hätten sich als besonders herausgestellt erwiesen.

. . . Vor lauter Aufregung konnte er nicht weitersprechen, und so fuhr denn Tscherkassow fort: „Der Film kann, wie mir scheint, korrigiert werden, doch dazu müßte man das gedrehte Material rigoros kürzen und Szenen des livländischen Feldzuges neu filmen.“

Stalin fragte: „Haben Sie die Geschichte dieser Zeit studiert?“

„Mehr oder weniger“, antwortete Eisenstein vorsichtig.

„Mehr oder weniger?“ fragte Stalin drohend. „Auch ich bin mit der Geschichte ein wenig vertraut. Sie haben die Opritschnina falsch dargestellt. Die Opritschnina war eine königliche Truppe. Im Unterschied zur Feudalarmee, die jederzeit mit ihren Fahnen kehrtmachen und den Kriegsschauplatz verlassen konnte, entstand mit der Opritschnina eine reguläre Armee, eine progressive Armee. Bei Ihnen sind die Opritschniki wie der Ku-Klux-Klan dargestellt. Der Zar ist in Ihrer Darstellung unentschlossen und ähnelt Hamlet. Alle soufflieren ihm, was er zu tun hat, und er selbst fällt keine Entscheidung . . . Zar Iwan war jedoch ein großer und weiser Herrscher, und wenn man ihn mit Ludwig XI. vergleicht – haben Sie von Ludwig XI. gelesen, der den Absolutismus Ludwigs XIV. vorbereitete? –, dann steht Iwan der Schreckliche wie im zehnten Himmel da. Die Weisheit Iwans des Schrecklichen besteht darin, daß er auf einem nationalen Standpunkt stand, daß er keine Ausländer in sein Land ließ und sein Land gegen ausländische Einflüsse abschirmte. Diesbezüglich wurden von Ihnen bei der Darstellung Iwans des Schrecklichen Abweichungen und Ungenauigkeiten zugelassen. Peter I. war auch ein großer Herrscher, doch er . . . öffnete die Tore etwas zu weit und duldete ausländische Einflüsse im Land. In noch größerem Maße ließ Katharina II. dies zu. Und weiter – war etwa der Hof Alexanders I. ein russischer Hof? War etwa der Hof Nikolaus I. ein russischer Hof? Nein, das waren deutsche Höfe . . . Eine bemerkenswerte Maßnahme Iwans des Schrecklichen war es, daß er als erster das Außenhandelsmonopol einführte. Iwan der Schreckliche war der erste, Lenin der zweite.“

Shdanow: „Der Eisensteinsche Iwan der Schreckliche geriet zum Neurastheniker.“

Molotow: „Überhaupt liegt das Schwergewicht auf dem Psychologischen, auf der übermäßigen Hervorhebung innerer psychologischer Widersprüche und persönlichen Leidens.“

Stalin: „Historische Figuren müssen auch hinsichtlich der äußeren Stilelemente richtig dargestellt werden. So ist beispielsweise im ersten Teil nicht richtig, daß Iwan der Schreckliche seine Frau so lange küßt. In der damaligen Zeit war das nicht zulässig.“

Molotow: „Der zweite Teil steckt zu sehr voller Keller und Gewölbe, es gibt keine frische Luft. Die ganze Weite Moskaus, auch das Volk, werden nicht gezeigt. Man kann natürlich Verschwörungen zeigen, aber nicht nur Verschwörungen.“

Stalin: „Iwan der Schreckliche war sehr grausam. Daß er grausam war, kann dargestellt werden;

es muß aber auch gezeigt werden, warum es notwendig war, grausam zu sein. Einer der Fehler Iwans des Schrecklichen bestand darin, daß er die fünf verbliebenen großen feudalen Familien nicht zu liquidieren vermochte, daß er den Kampf gegen den Feudalismus nicht zu Ende führte. Wenn er das getan hätte, wäre Rußland manche trübe Zeit erspart geblieben. . . Hier stand ihm Gott im Wege. Iwan der Schreckliche geißelte sich selbst und betete ein ganzes Jahr lang um Vergebung seiner ‚Sünden‘; statt dessen hätte er noch entschlossener vorgehen sollen. . . .“

Stalin war mittlerweile müde geworden, und in sein Sprechen begannen sich Pausen einzuschleichen. Tscherkassow sagte voller Überzeugung:

„Kritik ist hilfreich. Pudowkin hat auch, nachdem er kritisiert wurde, den guten Film ‚Nachimow‘ gemacht. Wir sind überzeugt, daß unser abgeändertes Drehbuch richtig und wahrheitsgetreu sein wird.“

Stalin wandte sich an Molotow und Shdanow: „Nun, wollen wir es versuchen?“

Tscherkassow begann, sie leidenschaftlich davon zu überzeugen, daß die Umarbeitung gelingen würde.

„Gebe Gott, daß jeder Tag Neujahr sei“, antwortete Stalin mit einem Sprichwort und lachte. Eisenstein hatte sich inzwischen gefaßt und fragte, ob es noch irgendwelche speziellen Anweisungen gäbe. Stalin antwortete feindselig:

„Ich gebe keine Anweisungen, sondern mache lediglich als Zuschauer Anmerkungen. . . Die historischen Gestalten müssen wahrheitsgetreu und eindrucksvoll dargestellt werden. Sehen Sie, Alexander Newskij beispielsweise ist ausgezeichnet gelungen. Der Regisseur muß sich nicht genau an die Geschichte halten. Er muß sie nicht kopieren, er kann seine Phantasie einsetzen, muß dabei aber stilistisch im richtigen Rahmen bleiben.“

Shdanow: „Eisenstein ist in den Bart Iwans des Schrecklichen verliebt. Und Tscherkassow hebt zu häufig den Kopf, um den Bart sichtbar zu machen.“

Eisenstein: „Ich werde den Bart kürzen, ich verspreche es.“

Stalin: „Im ersten Teil des Films ist Kurbskij ausgezeichnet. Sehr gut ist auch Starizkij. Der zukünftige Zar aber fängt mit der Hand Fliegen! Solche Details sind notwendig. Sie legen das Wesen eines Menschen bloß. Die wichtigste Eigenschaft eines Schauspielers muß sein Vermögen sein, sich in andere hineinzusetzen. Nehmen Sie zum Beispiel den Film ‚Glinka‘. Ist das etwa Glinka? Das ist doch Maxim. Tschirkow kann sich nicht in andere hineinversetzen. Sie, Tscherkassow, können es.“

. . . Tscherkassow lockerte die Stimmung noch weiter auf, indem er Stalin fragte, ob er rauchen dürfe. Dieser spielte den Erstaunten:

„Soviel ich weiß, hat es kein Verbot gegeben. Vielleicht stimmen wir ab?“ Dann bot er seine Zigaretten „Herzegowina Flor“ an. Tscherkassow versuchte, so gut er konnte, die Rauchpause in eine für alle Beteiligten angenehme Unterhaltung zu verwandeln. Als die Glocken auf dem Spasskij-Turm Mitternacht schlugen, wandte sich Stalin wieder an Molotow und Shdanow:

„Nun, haben wir die Frage entschieden? Was meinen Sie? Lassen wir sie also den Film zuende bringen. Sagen Sie Bolschakow (Minister für das Filmwesen) Bescheid.“

. . . Um den Erfolg festzuhalten, präzisiert Tscherkassow noch einige Details:

„Soll das Erscheinungsbild des Zaren verändert werden?“

Stalin: „Das Erscheinungsbild ist richtig. Es muß nicht verändert werden. Das äußere Erscheinungsbild ist gut.“

Tscherkassow: „Kann die Szene mit der Ermordung von Starizkij so bleiben?“

Stalin: „Die kann so bleiben. Ermordungen hat es gegeben. . . .“

Tscherkassow: „Und die Erdrosselung des kleinen Philipp?“

Stalin: „Kann so bleiben. Das wäre historisch richtig.“

Molotow: „Die Repressionen müssen gezeigt werden, doch man muß zugleich erklären, warum es sie gab.“

Eisenstein: „Ich fasse das Beste aus dem zweiten und dritten Teil zusammen.“

Stalin: „Womit endet der Film?“

Tscherkassow: „Der Kleine stirbt am Meeresufer. Iwan sagt: Wir stehen am Meer und werden am Meer bleiben.“

Stalin: „So kam es dann ja auch, und sogar noch etwas mehr.“

Tscherkassow: „Muß das Politbüro das neue Drehbuch bestätigen?“

Stalin: „Damit sollten Sie selbst fertig werden. Nach einem Drehbuch kann man schlecht urteilen. Aber vielleicht will Molotow es tun?“

Molotow: „Nein, ich habe einen anderen Beruf. Soll Bolschakow es lesen.“

Eisenstein: „Hat es Eile. . .?“

Stalin: „Sie sollten sich in keinem Fall beeilen. Und überhaupt, überstürzt gedrehte Filme werden wir immer sperren und nicht freigeben. Meinethalben soll es weniger Filme geben, dafür aber solche von höherer Qualität. Unsere Zuschauer sind nun erwachsen, und wir müssen ihnen gute Produktionen bieten. Repin hat zwölf Jahre an seinen ‚Saporosher Kosaken‘⁶ gearbeitet.“

Molotow: „Neun Jahre.“

Stalin: „Nein, elf. . .“

Tscherkassow erheuerte dann alle mit seiner Erklärung, daß er den zweiten Teil überhaupt nicht gesehen habe. Auch Eisenstein sagte, daß er den Film in seiner endgültigen Fassung nicht kenne, was lebhaftes Erstaunen hervorrief. Stalin erhob sich mit den Worten ‚Gott helfe Ihnen!‘ von seinem Stuhl und reichte zuerst Tscherkassow und dann Eisenstein die Hand.

Am nächsten Tag, am 26. Februar, veröffentlichten die Zeitungen eine Anordnung, mit der Tscherkassow der Titel eines Volksschauspielers der UdSSR verliehen wurde. Eisenstein wurde nicht ausgezeichnet, bekam aber die Genehmigung, seine Arbeit fortzusetzen. Allerdings sah er sich nicht in der Lage, davon Gebrauch zu machen – er fühlte sich schlecht. Den fertigen Film hat er nie gesehen, denn nach weniger als einem Jahr, am 11. Februar 1948, starb er. Er wurde keine 50 Jahre alt. Der tödliche Anfall begann in der Nacht, nachdem im Rundfunk ein ZK-Erlaß bekanntgegeben worden war, in dem Prokofjew des Formalismus beschuldigt wurde.

Mit diesem Gespräch endet also Eisensteins Weg als Filmemacher – danach konnte er schon nicht mehr arbeiten, obwohl er nicht zum erstenmal im Kreml Anweisungen erhalten und nicht zum erstenmal die Ausführung dieser Anweisungen gemeldet hatte. Von Anfang an hat er sich zum Handlanger der Partei und des Genossen Stalin persönlich gemacht. Er hat nie widersprochen, auch dann nicht, wenn Widerspruch gestattet war. Er hat seine Lage am Kreml-Hof selbst bestimmt, als er sich damit einverstanden erklärte, einen Film zu drehen, der den Terror rechtfertigte, die Tyrannei eines einzelnen verherrlichte und sich ganz nebenbei auch noch gegen „westliche Einflüsse“ wandte. . . Eisenstein akzeptierte alles, bis hin zur Anordnung über die Länge der Bärte und die Dauer der Küsse. *Aus dem Russischen von Nonna Nielsen-Stokkeby*

Anmerkungen

- ¹ *Vsesojuznaja Kommunističeskaja partija (bol'sevikov)* – Allunions-Kommunistische Partei (der Bolschewiki).
- ² Spezialtruppe Iwans des Schrecklichen, die, im 16. Jh. als Terrororgan geschaffen, den russischen Staat nahezu verwüstete.
- ³ Ende des Krieges wurden auf persönliche Anweisung von Stalin im Moskauer Akademischen Künstler-Theater die Proben von *Hamlet* in der Übersetzung von Boris Pasternak abgebrochen. Die Theater führten auch *Macbeth* und *Boris Godunow* nicht mehr auf: „Die Darstellung der Figur eines Herrschers, der sich auf seinem Wege zur Macht mit Verbrechen beschmutzt hatte, war nicht nach seinem Sinn.“ (A. Gladkow in *Begegnungen mit Pasternak*.)
- ⁴ Michail Romm, 1907–71, sowjetischer Filmregisseur der Stalinzeit; Träger hoher Auszeichnungen; besonders bekannt geworden durch seine Personenkultfilme „Lenin im Oktober“ und „Lenin im Jahre 1918“.
- ⁵ Nikolaj Tscherkassow, 1903–66, sowjetischer Theater- und Filmschauspieler; Träger hoher Auszeichnungen; bekannteste Rollen: Peter der Große, Alexander Newskij; in „Iwan der Schreckliche“ spielte er die Titelrolle.

Aufzeichnungen aus dem polnischen Alltag

Von Zeit zu Zeit fallen mir verschiedene Emigrationszeitschriften in die Hand, darunter oft die *Kultura*, die ich mit großem Interesse von A bis Z lese. Nur drängt sich mir die Beobachtung auf, daß in diesen Zeitschriften die Realität unseres Alltagslebens in Polen zu kurz kommt. Diese Skizze, geschrieben von einem normalen Sterblichen, kann vielleicht diese Lücke schließen.

Ein paar Worte über mich: Ich bin 39 Jahre alt, Hochschulbildung in Nationalökonomie, meine Frau, fünf Jahre jünger, ist Lehrerin. Wir haben zwei Kinder (die Tochter elf, der Sohn neun Jahre alt), eine Dreizimmerwohnung in einer großen Mietskaserne, die man bei uns Ameisenhaufen nennt, mein Monatseinkommen beträgt 35 000 Złoty, zusätzliche Einkünfte nicht miteingerechnet – Prämien und das dreizehnte Gehalt, mit denen die ewigen Löcher im Budget gestopft werden.

Unser Budget

Für ein sehr bescheidenes Leben, Miete, Strom usw., kleine Einkäufe für Kleidung sowie die Erhaltung unseres Autos, des „Knirps“ (Fiat 126 P), geben wir monatlich über 50 000 Złoty aus. Für die zusätzlichen 15 000 Złoty müssen Nachhilfestunden, die meine Frau erteilt, und mein Verdienst bei einem Privatunternehmer herhalten. Eine Lehrerin darf keinen Nachhilfeunterricht an Schüler ihrer eigenen Schule erteilen, denn das würde als Bestechung angesehen. Also schickt

eine Studienkollegin, die in einer anderen Schule arbeitet, meiner Frau ihre Schüler, und *vice versa*. Formal ist alles in Ordnung, aber Korruption gibt es in den Schulen ohnehin. Es ist ein offenes Geheimnis, daß manche Lehrer von den Eltern fünf- bis zehntausend für eine bessere Behandlung und Benotung der Kinder kassieren.

Mein Honorar vom Privatunternehmer ist zwar nicht ganz legal, aber redlich verdient. Der Handwerker, der Autoersatzteile für private Kunden herstellt, wurde durch die sich dauernd ändernden Steuervorschriften so sehr in die Enge getrieben, daß er für eine angemessene Pauschale jemanden beschäftigen muß, der sich in der Materie auskennt und ihm hilft, die Steuerklippen zu umschiffen. 8 000 monatlich für ein paar Stunden in der Woche sind nicht zu verachten, und ich segne meinen Brötchengeber, einen dickfelligen Muskelprotz, der sich im Schweiß seines Angesichts für seine Familie abrackert. Da bekanntlich Initiative und Arbeitsamkeit in der Volksrepublik Polen nicht belohnt werden, wird mein Handwerker – vom Finanzamt gepiesackt und der Möglichkeit beraubt, Rohstoffe aus einer legalen Quelle zu beziehen – wohl bald den Laden schließen müssen.

80 Prozent unseres Budgets geben wir für Nahrungsmittel aus. Es wird immer schwerer, sich einen ganzen Monat lang über Wasser zu halten, mithin ernähren wir uns mehr schlecht als recht. Fleisch auf dem privaten Bauernmarkt, das derzeit legal zu 700 bis 800 Złoty pro Kilogramm verkauft wird, können wir uns

nicht leisten. Es bleiben die Lebensmittelkarten. Aber vor dem Fleischerladen muß man sich schon um fünf Uhr früh anstellen, um auf die Lieferung gegen Mittag zu warten, was für uns, die wir arbeiten, unmöglich ist; abends aber bekommt man nur minderwertiges, mit Knochen und Knorpeln durchsetztes Fleisch. Meine Frau gibt sich alle erdenkliche Mühe, daraus etwas zu kochen, aber Wunder gibt es nicht, also besteht unser Speisezettel aus Milchprodukten, Kartoffeln und Gemüse. Als Polen unter der radioaktiven Wolke von Tschernobyl lag und Milch und Käse ungenießbar waren, halfen wir uns mit Konserven und Tiefkühlprodukten.

Für größere Einkäufe von Kleidung für uns und die Kinder reicht unser Budget nicht, da sind wir ausschließlich auf Geldüberweisungen von unseren Verwandten im Ausland angewiesen. Unseren Bedarf decken wir im Devisenladen PEWEX, denn in den Geschäften, in denen man mit Złoty zahlen kann, sind die entsprechenden Größen und gute Qualität kaum aufzutreiben, und um Ramsch zu kaufen, dazu sind wir zu arm. Übrigens sind die Preise in diesen Geschäften, umgerechnet in Dollar, zum einzig realen, d. h. Schwarzmarktkurs, der ca. 700 Złoty beträgt, kaum niedriger als im PEWEX. Meine Frau hat vor kurzem eine Strickjacke in einem staatseigenen Laden für 12 000 Złoty gesehen (fast ihr ganzes Monatsgehalt!). In Frankreich kostet eine solche Jacke 130 bis 150 Francs.

Die Erhaltung unseres Autos beschränkt sich nicht nur auf die Kosten des auf Bons erhältlichen Benzins, 24 Liter monatlich à je 60 Złoty, kleine Reparaturen und die periodischen Prüfungen sowie die zusätzlich gekauften 20 bis 30 Liter à je 150 Złoty. Der Wagen ist ein Thema für sich.

Unser Auto

Stolze Besitzer des populären polnischen Fiat 126, bei uns „Knirps“ genannt, wurden wir dank einer Anzahlung von 65 000 Złoty im Jahre 1980. Nachdem wir ihn in den folgenden Jahren in Monatsraten von einigen tausend

Złoty abgestottert hatten, bekamen wir den Wagen (durch Auslösung) im Jahre 1984 für 300 000 Złoty. Heute gibt es keine Vorauszahlungen mehr noch andere Möglichkeiten, ein Auto anders als für Devisen zu erwerben oder für Gutscheine, die an Bonzen der Partei, des Staatsapparats und der Gewerkschaften vergeben werden. Ein Auto kann man auch in der Lotterie gewinnen. Darüber hinaus gibt es einen freien Markt, die Autobörse (am Sonntag wird in allen Städten mit Autos gehandelt), wo man für einen „Knirps“ ca 700 000 Złoty zahlt, für einen Fiat 125 über eine Million, für einen Polonaise (auch nach Fiat-Lizenz gebaut) 1 600 000 bis 1 700 000. Auf diesen Börsen werden auch westliche Wagen feilgeboten, für drei bis fünf Millionen, manchmal sogar bis zu zehn Millionen Złoty, je nach dem Preis im Ausland. Wer Dollar hat, kann ohne jede Wartezeit ein Auto im PEWEX kaufen. Die Preise sind dort sogar niedriger als im Ausland, besonders für japanische Wagen, weil die Japaner sich den Markt erschließen wollen und den Preis trotz des gesunkenen Dollarkurses nicht angehoben haben. Im PEWEX kann man natürlich auch jeden in Polen oder in einem anderen sozialistischen Land produzierten Wagen kaufen, z. B. einen sowjetischen Lada für 2 800 Dollar, der sich durch dickes Blech auszeichnet (biegt sich, aber bricht nicht) und der doppelt soviel Benzin schluckt wie ein westlicher Wagen. Ein Fiat 126 kostet etwas mehr als tausend Dollar, aber es gibt auch einen kombinierten Preis: 850 Dollar und 270 000 Złoty.

In Polen ist das Leben ohne Auto besonders schwer, weil Taxis knapp sind, Straßenbahnen und Autobusse unregelmäßig verkehren und total überfüllt sind. Die Überfüllung der Eisenbahnen an Feiertagen und in den Ferien ist geradezu unbeschreiblich (chronischer Mangel an Waggons, die vor allem für den Export in die Sowjetunion produziert werden).

Aber auch mit dem Auto hat man es nicht leicht. Als uns zum Beispiel zwei Reifen gestohlen wurden, mußten wir uns überzeugen, daß vom Erwerb neuer in einem Laden keine Rede sein konnte. Ersatzteile gibt es entweder für Dollar oder auf der Börse, vorwiegend ge-

stohlene. Für zwei Reifen mußten wir 20 000 Złoty berappen, wieder mußte die Familie im Ausland einspringen. In letzter Zeit muß man sogar für Öl mit Dollar zahlen, das für Złoty fehlt immer.

Vom Kauf eines neuen Pkw aus normalen Einkünften kann man heute nicht einmal träumen, wir denken also mit Schrecken daran, wie es weitergehen soll, wenn unser „Knirps“ auseinanderfällt oder von Korrosion zerfressen wird. Polnische Autos sind davor nicht gesichert wie die im Westen, und nach vier bis fünf Jahren wird die Karosserie löcherig wie ein Sieb. Die Autoschlosser, die berühmten „goldenen Hände“, wirken Wunder, damit diese löcherigen Wagen noch irgendwie funktionieren, aber alles hat seine Grenzen, also wird in einigen Jahren auch unser braver „Knirps“ auf dem Schrotthaufen landen, denn eine neue Karosserie ist selbst auf der Börse nicht zu haben.

Unsere Wohnung

Wir wohnen, wie gesagt, in einem Ameisenhaufen, einem Hochhaus, aus Fertigteilen, großen Platten, gebaut. Es wurde von einer Mietergenossenschaft errichtet, und das heißt, daß die Wohnung nicht uns gehört, sondern der Genossenschaft, die – sollten wir einmal ausziehen – uns unsere entwertete Einlage in der Höhe von einigen hunderttausend Złoty rückerstatten würde. Auf die Wohnung haben wir vom Moment der ersten Anzahlung an *nur* elf Jahre gewartet, weil meine Eltern Beziehungen zum Vorsitzenden der Genossenschaft hatten, das ist schon lange her. Jetzt wartet man auf eine Wohnung 15 Jahre und länger. Ebenso lange wartet man auf ein Telefon. Wir haben es bis heute nicht.

Nach unserer Hochzeit wohnten wir viele Jahre lang in einem Zimmer zur Untermiete, was fast die Hälfte des Gehalts meiner Frau verschlang. Eine Wohnung zu mieten, konnten wir uns nicht leisten. In Volkspolen kann man eine Wohnung nur von jemandem mieten, der legal für längere Zeit ins Ausland reist oder etwa nach der Hochzeit in die Wohnung des

Ehepartners zieht und eine der beiden Wohnungen innerhalb eines Jahres liquidieren muß, denn zwei Wohnungen darf man bei uns nicht haben. Natürlich kann jede Vorschrift umgangen werden, es kommt also vor, daß sich ein Ehepaar nach einem Jahr fiktiv scheiden läßt, um nicht die zweite Wohnung zu verlieren, die hohe Einkünfte bringt. Man kann auch auf die formelle Heirat verzichten und in sogenannter „wilder Ehe“ leben.

Viele junge Ehepaare, die heute jahrelang zur Untermiete oder bei der Familie wohnen müssen, leiden an Neurosen und anderen psychischen Krankheiten. Wenn unter solchen Bedingungen Kinder zur Welt kommen, kommt es zu Konflikten und sehr oft zu Scheidungen.

Unsere Ehe hat diese schwierige Zeit heil überstanden, aber mir und meiner Frau viele Entbehrungen abverlangt. Als wir endlich an der Reihe waren, die Wohnung zu bekommen, haben wir vor Glück geweint, aber bald erwies sich die Freude als verfrüht. Das Unternehmen, welches das Haus gebaut hatte, übergab es auf der Jagd nach der Planerfüllung den Mietern in einem zum Wohnen absolut ungeeigneten Zustand. Der auf den rauen Zement schlecht aufgeklebte Fußbodenbelag beulte sich an vielen Stellen aus, an den Wänden dunkelten Wasserflecke. Bald hörte die Zentralheizung zu funktionieren auf, und wir mußten uns auf der Suche nach Elektroöfen abhetzen.

Das Badezimmer war so schlampig ausgeführt, daß wir Handwerker anheuern und es ganz umbauen mußten, auch die Badewanne mußten wir austauschen.

Wieder kam eine schwere Zeit, in der wir den Gürtel enger schnallen, uns verschulden und die Verwandten im Ausland anbetteln mußten.

Zu guter Letzt zeigte es sich, daß die Wände unseres aus großen Platten errichteten Hauses eine gesundheitsschädliche Substanz absonderten und der Bodenbelag toxisch war. Viele Mieter klagen über Kopfschmerzen und Übelkeit, manche starben an Krebs.

Theoretisch hätten wir die Wohnung tauschen können, aber für derartige Häuser aus großen

Platten finden sich kaum Liebhaber, wir mußten also in unserer bleiben. Man kann ausziehen, wenn man zum Beispiel eine Wohnung in einer Eigentums-Genossenschaft kauft, die noch aus der Vorkriegszeit stammt, für einen Preis von 150 000 Złoty pro Quadratmeter, oder ein Einfamilienhaus für 20 bis 30 Millionen Złoty, für uns geradezu abstrakte Summen, selbst wenn man einen Sechser im Toto-Lotto trifft.

Nach einigen Jahren der Reparaturen und des Hickhacks mit ewig betrunkenen Handwerkern nahm unsere Wohnung das Aussehen der Standardwohnung einer kultivierten Familie an. Das Glück währte jedoch kurz. Eines Tages traf uns wie ein Blitz die Nachricht, man werde im ganzen Block die Mauern aufbrechen und die Rohre der Zentralheizung auswechseln, weil die bisherigen von Rost zerfressen waren (in den noch vor dem Krieg gebauten Häusern dienen die alten Rohre bis heute). Ein halbes Jahr machten wir die Hölle durch, und wieder das Gezerre mit den Handwerkern, denn die aufgerissenen Wände mußte man auf eigene Kosten in Ordnung bringen. Unlängst haben wir gehört, daß die neuen Rohre wieder zu rosten beginnen und nächstes Jahr abermals ausgewechselt werden sollen. . . Das lohnt wohl nicht die Mühe, denn die Zentralheizung funktioniert miserabel. Die Zimmertemperatur übersteigt nie 17 Grad, und die häufigen Pannen im Fernheizwerk lassen uns oft tagelang ohne Heizung und ohne Warmwasser.

Eine zusätzliche Attraktion in unserem Haus ist der Aufzug, der meistens außer Betrieb ist, und die immer schmutzigen, nach Unrat stinkenden Treppen, stets von Betrunknen verunreinigt, Kunden zweier reibungslos funktionierender, als Wohnung getarnter geheimer Kneipen, wo man um jede Tages- und Nachtzeit Alkohol, vorwiegend billigen Obstwein und Fusel, und einen Imbiß bekommt. Die gepeinigten Mieter haben sich zu wiederholten Malen bei der Miliz beschwert, ohne jeden Erfolg. Eingeweihte behaupten, daß die Milizionäre von den Kneipenbesitzern hohe Schmiergelder bekommen und beide Augen zudrücken. Die Situation wird dadurch ver-

schärft, daß es keinen Hausverwalter gibt. Herr Kazio, ca. fünfzig Jahre alt, Schmerbauch, Schnauzbart, übernahm die Funktion des Hauswarts sofort nach dem Einzug der Mieter und bezog die Dienstwohnung. Da er auf seine Pflichten pfiff und nie einen Besen in die Hand nahm, wurde er gekündigt und bekam die Order, die Dienstwohnung zu räumen. Aber Herr Kazio, der nicht auf den Kopf gefallen ist, konnte darüber nur lachen, denn er weiß, daß er nicht rausgesetzt wird, weil es keine Ersatzwohnungen gibt noch geben wird. Jetzt blickt er verächtlich auf die Frauen von der Genossenschaft „Sauberkeit“, die einmal jährlich, so um Ostern herum, die Treppen wischen.

Das Problem der ehemaligen Hausverwalter, die Dienstwohnungen einnehmen, konnten die Behörden Volkspolens in 41 Jahren nicht lösen, trotz der ewig wiederkehrenden Erklärungen aller aufeinanderfolgenden Minister. Ebenso wenig konnten sie das Problem der Überholung der staatseigenen Häuser lösen, von denen heute die Hälfte abbruchreif ist, wegen leckerer Dächer, Mauerschwamms und fortschreitenden Verfalls. Wo man dann die Mieter unterbringen wird, weiß kein Mensch.

Schlangen, Schlangen. . .

Das Symbol des Sozialismus sind Schlangen. Von jenen vom frühen Morgen an vor den Fleischerläden bis zu den tagelangen um Möbel, Waschmaschinen usw. Mein Tag beginnt damit, daß ich mich auf dem Weg zur Arbeit für die Zeitung *Życie Warszawy* anstelle. Das Parteiorgan *Trybuna Ludu* ist ohne Schlange zu jeder Tageszeit zu haben, aber die Auflage von *Życie Warszawy* ist zu klein und schon um zehn Uhr vormittags vergriffen. Die Attraktion des *Życie*, das jetzt ebenso verlogen ist wie *Trybuna*, sind die Annoncen und Todesanzeigen. Pensionäre stehen hauptsächlich deshalb schon um sieben Uhr früh in der Schlange für *Życie*: „Ohne diese Gesellschaftsspalte in schwarzem Rahmen wäre die Welt zu traurig“, sagt unser alter Nachbar. Die Lektüre der Todesanzeigen drängt inter-

essante Schlußfolgerungen auf. Noch nie sind so viele junge oder in den besten Jahren stehende Menschen plötzlich gestorben, hauptsächlich an Herzversagen. Sie halten den Druck der uns umgebenden widerwärtigen Verhältnisse, ohne einen Schimmer von Hoffnung, nicht aus. Die von Jahr zu Jahr sinkende durchschnittliche Lebenserwartung in Polen sagt über den realen Sozialismus mehr aus als alle Reden Jaruzelskis.

Schlangen. . . Für alles muß man sich anstellen, für Milch, Brot, Waschpulver, Süßigkeiten für die Kinder (Schokolade noch immer auf Karten!), sogar für Bier und Wodka. Seit dem frühen Morgen bilden sich Schlangen vor Textiläden in der Hoffnung, daß gegen Mittag eine Partie Handtücher oder Bettwäsche eintrifft. Für Waschmaschinen mußte man sich einige Wochen anstellen, Tage und Nächte. Die Behörden haben das Problem gelöst, indem sie den Preis für Waschmaschinen erhöhten. Jetzt genügt es, sich vor den Läden abends oder vor Morgenanbruch einzufinden, um am selben oder am nächsten Tag die begehrte Ware zu kaufen.

Schlangenkomitees – ein Thema für Soziologen. Diese Komitees entstehen spontan, sofort nachdem sich die Schlange gebildet hat, wenn es danach aussieht, daß man den ganzen Tag oder länger stehen müssen wird. Immer findet sich dann jemand mit einem Heft, in das er die Namen der Reihenfolge nach einträgt. Einen Längenrekord erreichen die Schlangen im Frühling und Sommer vor dem italienischen Konsulat. An den Pilgerfahrten nach Rom, die von den Pfarrgemeinden, dem Reisebüro „Orbis“, der Bauernorganisation „Gromada“ u. a. organisiert werden, nehmen Tausende von Gläubigen teil. Die Kosten, einige zigtausend Złoty und 200 Dollar, decken meistens ausländische Verwandte, oder sie werden aus den Sparstrümpfen geholt. Die Italiener, nicht gerade als gute Organisatoren berühmt, können des Ansturms der Visa-Antragsteller nicht Herr werden. Die Schlangenkomitees vor dem Konsulat arbeiten viel effizienter als dessen Angestellte. Die Namensliste wird einige Mal täglich, zu bestimmten Stunden, verlesen, die Abwesenden werden

gestrichen. In der Nacht versehen, mit dem Heft in der Hand, ausgewählte Vertreter des Komitees den Dienst.

Schlangen sind ein Wahrzeichen der städtischen Landschaft und eine Lektion der sozialistischen Wirtschaft. Wenn sich die Schlange vor einem Laden blitzschnell verlängert, weiß man, daß eine Mangelware auf den Markt geworfen wurde, etwa Toilettenpapier, kubanische Orangen, die wie Holz schmecken, jugoslawische Sardinen oder chinesische Baumwollwäsche. Es entstehen auch neue Wörter, z. B. „Schlangensteher“. Das ist einer, der Schlange steht, um eine begehrte Ware zu kaufen und sie mit Gewinn loszuschlagen, oder der sich bei jemandem „verdingt“ (Stundenlohn 100 bis 120 Złoty). Auf diese Weise verdienen viele alte Menschen, die von ihrer Rente nicht leben können, ein Zubrot.

Urlaub, Ferien, Reisen

Ferien mit den Kindern zu verbringen ist für die meisten Familien ein Ding der Unmöglichkeit. Für einen Monat an der verschmutzten Ostsee oder an den verseuchten Seen müßte eine mehrköpfige Familie mindestens 100 000 Złoty auf den Tisch legen, also fast sechs Monatsgehälter einer Lehrerin zum Beispiel. Hinzu kommt, daß es an der Ostsee immer weniger Ortschaften gibt, wo das Baden erlaubt ist (die Verseuchung des Meeres wächst) und man sich am Strand sonnen kann, mithin sind in den nicht umweltgeschädigten Orten die Preise viel höher. Die Mehrheit der polnischen Familien muß im Sommer mit einer Reise zu Familien auf dem Lande, wenn es unter ihren Verwandten noch Bauern gibt, vorliebnehmen oder irgendwo das Zelt aufschlagen, wozu man aber unbedingt ein Auto und Campingzubehör braucht, das gegenwärtig um keinen Preis zu haben ist. Die Kinder kann man eventuell in Ferienkolonien, die von den Schulen organisiert werden, schicken oder in ein Pfadfinderlager, was aber das Familienbudget auch schwer belastet. Denn für alles muß man jetzt die realen Kosten bezahlen, und die steigen von Monat zu Monat. Es

gibt auch Ferien für Werktätige, zwei Wochen zu einem relativ mäßigen Preis (zwischen 12 000 und 16 000 *Złoty* pro Person), aber die werden vorwiegend von den neuen Gewerkschaften zugeteilt. Hat man dagegen viel Geld, kann man mit „Orbis“ Urlaub machen, mit „Sport-Tourist“ oder einem anderen Reisebüro. Der Urlaub mit zwei Kindern kostet beispielsweise am Plattensee in Ungarn oder in Bulgarien rund 200 000 *Złoty*, mit dem eigenen Zelt weniger. Als Einzelreisender kann man nicht in die sozialistischen Länder fahren, es sei denn, man bekommt eine Einladung von Bekannten, versehen mit dem Stempel der lokalen Behörden. Auch in den Westen kann man aufgrund einer Einladung reisen. Ein zufällig im Paßamt mitangehörtes Gespräch: Ein älterer Herr, sichtlich aufgeregt, zur Beamtin des Innenministeriums:

„Ich habe viele Jahre im Ausland gearbeitet. Das verdiente Geld habe ich nach Hause geschickt und habe hier in der Bank ein ansehnliches Devisenkonto. Und wenn ich irgendwo hinfahren will, muß ich Bekannte anbetteln, daß sie mir eine Einladung schicken. Das ist demütigend! Und verstößt gegen die Menschenrechte.“

„Sie können auch ohne Einladung fahren“, lautet die gleichmütige Antwort, „mit Reisen von ‚Orbis‘!“

Tatsächlich arbeitet „Orbis“ recht gut und organisiert Reisen in viele europäische und sogar exotische Länder, nach Mexiko, Thailand, Japan. Reisen ausschließlich für Inhaber von Devisenkonten, zu Weltmarktpreisen, vielleicht sogar höher als in westeuropäischen Reisebüros. Geschäftstüchtige Landsleute haben schnell herausbekommen, daß man bei solchen Reisen nicht schlecht verdienen kann, indem man im Ausland attraktive, bei uns nicht erhältliche Waren kauft, also muß man zum Beispiel Reisen in die Türkei – ein Eldorado für Lammfellmäntel – viele Monate im voraus buchen.

Ein gewöhnlicher Sterblicher, der weder Spekulant ist noch reiche Verwandte im Ausland hat, kann von einer solchen Reise nur träumen. Denn woher soll man ein paar hundert Dollar, den Mindestbetrag, nehmen, wenn

man monatlich den Gegenwert von einigen zig Dollar verdient? Einen solchen Betrag von den normalen Einkünften zusammenzukratzen, dazu brauchte man etwa fünfzehn Jahre.

Meine Arbeit

Ich arbeite in einem staatlichen Betrieb, wie die meisten meiner Studienkollegen. Als Parteilooser, der unabhängig im Denken ist und auf Versammlungen kein Blatt vor den Mund nimmt, konnte ich nicht aufsteigen und blieb – zwar in leitender Stellung – auf niedriger Stufe. Bekanntlich machen in Polen nur solche Leute Karriere, auf die die Maxime paßt: In der Arbeit mittelmäßig, aber politisch zuverlässig. Seit dem 13. Dezember 1981 gilt diese Regel wieder.

Zur *Solidarnóć* habe ich selbstverständlich gehört, war aber nicht sonderlich aktiv, das habe ich den Jüngeren überlassen, die weniger mit der Sorge um den Lebensunterhalt der Familie beschäftigt sind. Nach der Ausrufung des Kriegsrechts wurden zwei unserer Mitarbeiter interniert, einige nach einer peniblen Hausdurchsuchung nur 48 Stunden festgehalten. Die Türe zur *Solidarność* in unserem Betrieb wurde gewaltsam aufgebrochen, die Mitgliederkartei und die Bibliothek wurden beschlagnahmt. Mit mir sprach die Polizei nur einmal, als die neuen Gewerkschaften gebildet wurden. Man drohte mir, ich werde meinen Posten verlieren und nie einen Auslandspaß bekommen, wenn ich der offiziellen Gewerkschaft nicht beiträte. Ich habe es nicht getan, wie die Mehrzahl meiner Mitarbeiter auch. Am unbeugsamsten sind die körperlich Arbeitenden, sie pfeifen auf die Polizei und deren Erpressungen, sie können jederzeit eine andere, vielleicht sogar besser bezahlte Arbeit finden.

Mein Betrieb ist ein Beispiel jener Widersinnigkeit, von der unsere ganze Wirtschaft regiert wird. Auf einige hundert Arbeiter entfallen fast ebenso viele Angestellte. Das verlangen verschiedene sinnlose Vorschriften, vor allem die idiotische, völlig überflüssige „Berichterstattung“ die dann kein Mensch liest.

mit dieser „Berichterstattung“ befaßt sich auch das mir unterstellte Büro, das über zehn Personen beschäftigt.

Die Reformen haben wir siegreich abgeschlossen, indem wir die Preise unserer Produkte, deren Qualität immer schlechter wird, erhöht haben, aber bei der auf dem Markt herrschenden Warenknappheit finden sie gleichwohl Absatz. Schlimmer ist es um die Ausfuhr bestellt. Unter Gieriek haben wir immerhin rund 50 Prozent unserer Produktion exportiert, jetzt will uns auch für den halben Preis niemand unseren Ausschuß abnehmen. Ähnlich sieht es in anderen mir bekannten Betrieben aus.

Lektüren und andere verbotene Dinge

Am liebsten lesen wir die im Samisdat erscheinenden Bücher, obgleich von dem kleinen Druck die Augen schmerzen. Was die Untergrundpresse betrifft, lesen wir sporadisch viele Titel. Im Betrieb bekomme ich regelmäßig das *Tygodnik Mazowsze* (Wochenblatt Mazowsze), die hiesige Zeitung der *Solidarność*, von Zeit zu Zeit zahle ich meinen Beitrag dafür (auch mein Kollege zahlt, Parteimitglied, aber einer der unsrigen).

In der Wohnung besucht uns jede Woche eine Zeitungsausträgerin, eine noch junge und hübsche Frau, alleinstehende Mutter, die ein kleines Kind aufzieht. Alle ihre Kräfte und ihr persönliches Leben hat sie der *Solidarność* im Untergrund gewidmet. Nach der Arbeit eilt sie in den Kindergarten, um das Kind abzuholen und es einer Nachbarin anzuvertrauen. Dann macht sie sich auf den Weg in die Stadt und schleppt eine schwere Tasche, in der unter den täglichen Einkäufen Zeitungen und Bücher verborgen sind.

Außer ihr kommen auch Freunde bei uns vorbei, um uns mitzuteilen, daß bei gemeinsamen Bekannten ein verbotenes Stück aufgeführt oder ein Videofilm gezeigt wird. Unlängst haben wir uns den in Paris gedrehten Film über die *Kultura* angeschaut. In einem Zimmer mittlerer Größe saßen auf dem Fußboden an die fünfzehn Personen im Alter von dreizehn

bis 80 Jahren und starrten wie gebannt auf den von Farben pulsierenden Fernsehfilm.

Eine große Rolle spielt der ausländische Rundfunk in unserem Leben, die einzige Quelle glaubwürdiger Information. Am populärsten ist das spritzig und lebhaft gemachte „Radio France Internationale“, dann das objektiv informierende London und die „Stimme Amerikas“, die bei uns gut zu hören ist. Den Empfang von „Radio Free Europe“ machen die mächtigen Störsender fast unmöglich.

Für die Störsender gibt die Volksrepublik Polen Riesensummen aus, und keine Strommengen sind ihr dafür zu teuer. Die armen Kumpel müssen unter Tage auch samstags und sonntags arbeiten, an unseren Kohlevorräten wird Raubbau betrieben, wofür uns noch unsere Urenkel verfluchen werden, aber die Störsender sind ununterbrochen in Betrieb.

Mit Strom gibt es in Polen dauernd Schwierigkeiten. In der Provinz wird der Strom oft abgeschaltet, die Kühe können nicht mit den elektrischen Melkmaschinen gemolken werden, Sägewerke und Ziegelbrennereien stehen still, aber die Störsender arbeiten nonstop.

Die offizielle Presse ist langweilig und verlogen, die Zensur läßt das Erscheinen interessanter Bücher nicht zu, herausgegeben werden fast ausschließlich die Werke von Mitgliedern des neuen Schriftstellerverbandes (der alte wurde im Kriegszustand aufgelöst), den der Volksmund in Abwandlung des Namens Verband Polnischer Schriftsteller – Verband Pflichteifriger Schriftsteller nennt. In den Buchhandlungen häufen sich die Ladenhüter, während es an Papier für den Druck von Telefonbüchern fehlt. Wie kann ein normales Leben in einer Hauptstadt funktionieren, in der das letzte Telefonbuch vor acht Jahren erschienen ist, wo doch seit dieser Zeit neue Telefonzentralen entstanden sind und viele Telefonnummern geändert wurden? Eines der vielen Paradoxa unserer Wirklichkeit, die mehr an die Satiren von Sławomir Mrożek erinnern als an die Werke Lenins.

Warschau, Juni 1986

Aus dem Polnischen von Edda Werfel

Larissa Bogoras, geb. 1929 in Charkow. Nach dem Krieg Studium an der Universität Charkow, wo sie ihren ersten Mann, den späteren Schriftsteller und Dichter Julij Daniel, kennenlernte (der 1966 in einem aufsehenerregenden Prozeß zusammen mit A. Sinjajskij verurteilt wurde). Zusammen mit Daniel unterrichtete L. B. an einer Dorfschule im Gebiet Kaluga russische Sprache und Literatur. Nach ihrer Übersiedlung nach Moskau promovierte sie mit einem sprachwissenschaftlichen Thema zur Polonistik und widmete



sich den Problemen der mathematischen Linguistik. Nach dem Prozeß gegen Daniel und Sinjajskij begann ihre aktive Rolle in der Rechtsschutzbewegung und im Samisdat. 1968 wurde sie wegen der Teilnahme an der Demonstration gegen die Besetzung der CSSR auf dem Roten Platz in Moskau zu vier Jahren sibirischer Verbannung verurteilt. Nach ihrer Rückkehr heiratete sie den 1981 zum sechsten Mal verurteilten Bürgerrechtler und Schriftsteller Anatolij Martschenko. Vgl. ihre Beiträge in KONTINENT 21 u. 34.

LARISSA BOGORAS

„Damit andere frei sein können“

Zum Tode Anatolij Martschenkos

Am 9. Dezember 1986 um zwölf Uhr erhielt ich ein Eiltelegramm aus Tschistopol: „Ihr Ehemann Anatolij Tichonowitsch Martschenko ist im Krankenhaus verstorben. Anreise möglich. Antwort dringend erbeten. Achmadejew.“

Ich wollte gerade aus dem Haus gehen, um meinem Mann ein Päckchen zu schicken; ich hatte verstanden, der viermonatige Hungerstreik sei zu Ende. Das Leben meines Mannes sei bereits außer Gefahr. In der letzten Zeit hatte ich das Gefühl, daß er bald wieder in Freiheit sein werde, ich hatte gehofft, daß ein Treffen mit ihm nur noch eine Frage von Tagen wäre.

Die Nachricht von Anatolij's Tod traf mich bis ins Innerste.

Am 9. Dezember fuhren wir nach Tschistopol – meine Verwandten, einige Freunde, unser 13jähriger Sohn Pawel und ich. Neun Personen. Am 10. 12. erreichten wir bei Tage das Städtchen und waren um vier Uhr an den Gefängnistoren von Tschistopol. Der Gefängnisleiter Achmadejew gab sich als krank aus, und bis zu unserer Abreise ist es mir auch nicht gelungen, ihn zu sehen. Ich wurde vom stellvertretenden Leiter der politischen Abteilung Tschurbanow empfangen, alle weiteren Unterredungen wurden nur mit ihm geführt, sonst haben wir niemanden von der Gefängnisverwaltung zu Gesicht bekommen; am letzten Tag kam Tschurbanow zu uns ans Tor und sagte schroff: „Ab sofort wird sich niemand mehr mit Ihnen treffen.“

Am ersten Abend sprachen wir mit dem Leiter der medizinischen Abteilung Almejew – er ist der einzige Arzt für das ganze Gefängnis. Dies war indes die einzige Begegnung mit einem Mitarbeiter der Krankenabteilung des Gefängnisses: Bereits am 11. 12. war und blieb er verschwunden.

Wir hatten viele Fragen, und jeden Tag kamen neue hinzu: Woran ist Anatolij Martschenko gestorben? In welcher Verfassung war er in der letzten Zeit, hat er den Hungerstreik wirklich beendet und wann? War er bei Bewußtsein, als er starb? Wer war in den letzten Stunden seines Lebens bei ihm?

Almejew und Tschurbanow logen von Anfang bis Ende. Auf die meisten Fragen erhielten wir überhaupt keine Antwort.

Tschurbanow war es nur darum zu tun, so schnell wie möglich, schon morgen um neun Uhr, den Leichnam Anatolij Martschenkos zu bestatten, zu vergraben. Wir baten, man möge uns den Toten übergeben, um ihn in Moskau beizusetzen, dort, wo auch die sterblichen Überreste meiner Eltern ruhen. Das wurde kategorisch abgelehnt. „Sie werden den Toten in der Leichenhalle sehen, im Sarg, der für das Begräbnis bereitgemacht ist. Dort können Sie von ihm Abschied nehmen.“

An diesem Abend gab man uns nicht die Möglichkeit, den Verstorbenen zu sehen und die letzte Nacht an seinem Sarg zu wachen.

Aber dann hörten wir, daß der Verstorbene doch nicht allein war: Vom Morgengrauen des 9. 12. bis zur Beerdigung hielten drei Mitarbeiter des Innenministeriums (bzw. des KGB) ununterbrochen Wache. Sie bewachten den toten Anatolij Martschenko!

Nach unseren nächtlichen Telegrammen und Anrufen in Moskau und Kasan gab man uns immerhin die Erlaubnis, für Anatolij in der orthodoxen Kirche von Tschistopol die Totenmesse lesen zu lassen, und verschob die Beerdigung um zwei Stunden.

Der Leichenwagen, ein Bus, war voll von Männern in Zivil, die uns nicht eine Minute von der Seite wichen. Hinter dem Bus fuhr ein Gasik* mit unseren „Begleitern“.

* Bezeichnung für Pkw der Automobilfabrik in Gorkij „GAS“. *Anm. d. Übers.*

Der Bus wurde zur Leichenhalle gejagt, buchstäblich wie eine „grüne Minna“. Tschurbanow sprang aus dem Gasik und kommandierte: „Alle bleiben sitzen! Jetzt holen wir den Sarg.“ Aber wir standen alle auf und sagten, keiner von ihnen solle den Sarg anrühren, wir trügen ihn selbst hinaus und würden ihn selbst beisetzen. Sie wollten uns nicht in die Leichenhalle lassen, aber wir sind hineingegangen.

In dem ungestrichenen, schlecht gehobelten Kiefernarg lag Tolja.

*

Wir trugen den Sarg selbst in den Bus. Wir waren neun Personen: drei Frauen, zwei Jungen und vier Männer. Der Bus fuhr zur Kirche, wir trugen den Sarg in die Kirche. Unsere Begleiter gingen auch mit hinein – und nahmen die Mützen ab. Sie blieben abseits stehen.

Als bald begann der Priester mit der Totenmesse. Er hielt die Messe mit ganzer Seele, und der Chor, bestehend aus ein paar alten Mütterchen, sang erstaunlich schön und gefühlvoll. Der Priester streute Erde in den Sarg, und wir verschlossen ihn. Die alten Mütterchen geleiteten den Sarg mit Gesang zum Bus.

Begleitet von dem Gasik fuhr der Bus aus der Stadt hinaus und gelangte auf einem menschenleeren Weg zum Friedhof. Hier war schon ein tiefes Grab ausgehoben, auf dem zwei Brechstangen lagen, auf die der Sarg gestellt werden konnte. Unsere Männer und Jungen trugen – auf den gefrorenen Erdklumpen schlitternd – den Sarg zum Grab. Auch Pascha trug den Sarg mit dem Leichnam seines Vaters.

Um uns war es menschenleer, ein schneidender Wind blies, außer uns und Toljas Konvoi war niemand da. Alles Nötige – ein langes weißes Handtuch – hielten sie bereit. Aber sie begriffen, daß wir sie nicht an das Grab lassen würden, und hielten sich abseits bis „zum Ende der Operation“, wie sich einer von ihnen ausdrückte.

Toljas Freunde sprachen einige Abschiedsworte. Und wir begannen, das Grab mit Erde

zuzuschütten, zuerst mit den Händen, dann mit Schaufeln. Nach einer Stunde hatten wir einen großen Hügel aufgeschüttet. Darauf legten wir frische und künstliche Blumen, Äpfel und Brotkrumen. Wir stellten ein weißes Kiefernkreuz auf – ich hoffe, es war von Häftlingen angefertigt. Auf das Kreuz schrieb ich mit Kugelschreiber:

Anatolij Martschenko.

23. 1. 1938 – 8. 12. 1986

*

Während jener Tage – des 10., 11. und 12. Dezember – versuchte ich, die Begleitumstände von meines Mannes Tod zu klären. Es ist mir nicht gelungen.

Die letzten Monate von Martschenkos Leben haben die Behörden in eine so dichte, geheimnisvolle Atmosphäre gehüllt, die zu durchdringen fast unmöglich war. Diese Heimlichkeit galt dem Bestreben, zusammen mit Anatolij Leichnam auch den Sinn seines ganzen Lebens zu begraben, den Sinn seines Kampfes in diesen letzten Monaten.

Die Behörden lügen, sie drücken sich vor den Antworten, sie verstecken sich einfach vor mir.

Die wirkliche Diagnose verschweigt man mir. Almejew sagte, daß der Tod eine Folge der zunehmenden Herz-Lungen-Insuffizienz war, die durch eine Herzmuskeldystrophie hervorgerufen ist. Aber der Neurologe des städtischen Krankenhauses, der Martschenko unmittelbar vor seinem Tod gesehen hatte, sagte uns, er sei mit einer Störung der Atem-, Schluck- und Sprechfunktionen eingeliefert worden. Nach Meinung dieses Arztes ist Anatolij an einem ischämisch bedingten Schlaganfall gestorben. Wem soll ich glauben? Der Gefängnisarzt beharrt nicht von ungefähr nach Kräften auf der Version von der Herzkrankheit – die Behörden fürchten, daß ich mich erinnere, wie im Dezember 1983 Aufseher im Lager Perm Martschenko mit dem Kopf auf den Zementboden schlugen. Sie schlugen ihn so lange, bis er das Bewußtsein verloren hatte, dann warfen sie ihn – mit Handschellen gefes-

selt – in die Arrestzelle. Seine Atemfunktion war gestört, und nur auf Verlangen anderer Häftlinge, die sein Röcheln gehört hatten, wurde ihm ärztliche Hilfe zuteil. Noch tagelang hatte Anatolij unter starken Folgeerscheinungen der Schläge zu leiden: Störung des Geruchssinns, des Sehvermögens sowie des Geschmackssinns. Dies ist nicht spurlos vorübergegangen, – während der letzten drei Jahre quälten ihn Kopfschmerzen und Schwindelgefühle. Ich bin kein Mediziner, aber ich kann durchaus erkennen, daß die Folgeerscheinungen der Schläge eben jene Ursache sein könnten, die zur Störung der Blutzirkulation im Gehirn geführt hat; sofern man dieser Version glauben kann.

Aber auch die andere von den Behörden vorgebrachte Variante der Diagnose kann die Wahrheit nicht verdecken, denn eine „Herz-Lungen-Insuffizienz als Folge einer Herzmuskeldystrophie“ ist nichts anderes als die Folgeerscheinung des Hungerstreiks, in dem er sich seit dem 4. August befunden hatte.

Im einen wie im anderen Fall ist Anatolij nicht eines „natürlichen Todes“ gestorben, wie man mir zu versichern sucht – ihn hat das Gefängnis umgebracht.

Auf die gleiche Art und Weise verheimlicht man mir auch die *Krankheitsumstände*. Zwei Wochen vor dem Tod meines Mannes teilte man mir im KGB der UdSSR mit, daß „es ihm ausgezeichnet geht“. Am 11. Dezember, als der stellvertretende Leiter der politischen Abteilung auf meine Fragen nach den letzten Wochen in Martschenkos Leben antwortete, versprach er sich: „Er ist ab und zu aufgestanden.“ Das bedeutet, daß Anatolij Gesundheitszustand lange vor seinem Tod besorgniserregend war. Tags zuvor aber, am 10. Dezember, hatte Almejew gesagt: „Ihm wurde plötzlich übel, und wir brachten ihn sofort ins Krankenhaus.“ Am gleichen Tag haben, wie ich jetzt weiß, Amtspersonen in Moskau westlichen Korrespondenten mitgeteilt, daß „Martschenko nach langer und schwerer Krankheit verstorben ist“.

Alles, was den Sachverhalt um Anatolij Gefängnisleben betrifft, ist durch Verwirrung und Lüge gekennzeichnet.

Auf die Frage: „Warum hat man meinem Mann alle Besuche verweigert, ihn in die Arrestzelle gesteckt, warum ist von den allgemeinen Haftbedingungen zu verschärften übergegangen worden?“ – (Die schlimmste unter den in der Sowjetunion existierenden Haftbedingungen ist die strenge Gefängnishaft, diese hat Martschenko mehrfach erlebt.) – antwortete Tschurbanow plötzlich, eigentlich „hatten wir bei Martschenko nichts zu beanstanden.“ Wenn sie nichts zu beanstanden hatten, wer dann? Ist dies so zu verstehen, daß sie nur die ausführenden Organe irgendeines höheren Willens sind, nach dem Martschenko umgebracht werden sollte? Oder kann es sein, daß Tschurbanow sich einfach der Verantwortung für den Tod meines Mannes entledigt? Mal sagte der stellvertretende Leiter der politischen Abteilung, Martschenko sei nicht gezwungen worden, im Gefängnis zu arbeiten, von ihm – ich zitiere – „ist auch keine Norm verlangt worden“, mal verlas er gar die Verfügung vom August 1986: „Wegen böswilliger Nichterfüllung der Norm wird Martschenko das Besuchsrecht verweigert.“

Dann sagte er, daß kein Mitarbeiter des KGB je zu Martschenko gekommen sei, ein andermal versprach er sich plötzlich: „Woher soll ich das wissen, sie haben freien Zutritt, mich benachrichtigen sie nicht.“

Aber die größte Lüge ist die Lüge über den Hungerstreik.

Auf die Frage, ob mein Mann gehungert hat, wann, von welchem Tag an und bis wann, wagte Tschurbanow nicht, „nein“ zu sagen. Aber er sagte auch nicht die Wahrheit. Seine Worte: „Mal hat er gehungert, mal nicht, ganz unterschiedlich.“

– Nennen Sie uns genaue Daten!

– Wissen Sie, ich kann mich nicht erinnern.

Das wiederholte sich einige Male.

Jedem, der Tolja kannte, ist klar, daß es eine *Lüge* ist, zu behaupten, er sei mehrfach in Hungerstreik getreten und habe ihn wiederholt abgebrochen.

Aus einigen Quellen, von denen ich nicht alle nennen kann, erhielt ich *zuverlässig* Kenntniss von folgendem.

Am 4. August 1986 ist Martschenko in den

Hungerstreik getreten. Möglicherweise hielt er bis zum Tod an, möglich, daß er Ende November beendet wurde – davon später. Aber im August, September, Oktober und November war Anatolij im Hungerstreik.

Unmittelbar nach Beginn des Hungerstreiks sind seine Haftbedingungen verschärft worden. Schon nach zwei Tagen wurde ihm das Wiedersehen mit mir und unserem Sohn verweigert. Was sie noch mit ihm gemacht haben, kann ich vorläufig nicht sagen, aber Martschenko hat den Hungerstreik weder im August noch im September, noch im Oktober abgebrochen.

Irgendwann nach dem 8. Oktober sind die verschärften Haftbedingungen für ihn verlängert worden, und bald danach geschah etwas Wesentliches, für das es bislang keine genaue Erklärung gibt: Entweder ist Martschenko aus Tschistopol abtransportiert worden, oder er war einen Monat lang in der Arrestzelle. Ich habe allen Grund anzunehmen, daß letzteres wahrscheinlicher ist. Das bedeutet, daß man ihm – im dritten Monat des Hungerstreiks – warme Kleidung, Decke und Matratze entzog; er erhielt keine Briefe, Zeitungen und Zeitschriften, hatte nicht das Recht, zu schreiben. Man hat Anatolij umgebracht.

Meine Frage an Tschurbanow: „Hat man ihn zwangsernährt?“ – „Nein, was denken Sie“, antwortet er. Ich hoffe, er lügt.

Der November begann. Die Gefängnisverwaltung behauptet, Anfang November sei Martschenko in die Krankenstation im Gefängnis verbracht worden, wo er Diätkost erhalten habe. Lüge. Der Hungerstreik hielt an.

Im November wurden die Forderungen der Weltöffentlichkeit nach Freilassung Anatolij Martschenkos immer stärker. Die Behörden erwogen die Möglichkeit, mit mir in dieser Sache zu verhandeln. Doch Martschenko hungerte nach wie vor, sein Zustand wurde kritisch.

Am 13. November begannen die Verhandlungen. An diesem Tag sprach ein verantwortlicher Parteifunktionär mit mir, der, wie er sagte, bevollmächtigt war, auf meinen Brief an den Generalsekretär des ZK der KPdSU zu antworten. (Den Brief über die Notwendig-

keit, das Schicksal Martschenkos sofort zu entscheiden, hatte ich im Januar 1986 an Gorbatschow geschickt, doch die Zeit der „Antwort“ war erst jetzt gekommen, da die ganze Welt Freiheit für Martschenko forderte, er aber ging währenddessen in Tschistopol zugrunde.) Dieser Parteifunktionär empfahl mir, ein Gnadengesuch für meinen Mann zu schreiben. Am 20. November habe ich ein solches Gesuch abgeschickt.

Am 21. November wurde mir im KGB der UdSSR die sofortige Emigration nach Israel mit Anatolij und unserem Sohn vorgeschlagen. „Entscheiden Sie sich unverzüglich“, beharrten „auf Weisung von oben“ die Mitarbeiter Topolew und Below. Ich verlangte einen Besuch bei meinem Mann. Am 24. 11. erklärten sie jedoch: „Ein Besuch ist nicht möglich, aber stellen Sie einen Besuchsantrag.“ Das tat ich. Zwei Tage danach hat – wie ich glaube – mein Mann den Hungerstreik abgebrochen. Zwei Fakten sprechen dafür: Am 26. November wurden in Tschistopol für meinen Mann plötzlich Lebensmittel für fünf Rubel aus dem Gefängnisladen bezogen. Das weiß ich aus Martschenkos Lohnauszahlungsliste im Gefängnis. Dieses Papier, das ich durch ein Versehen der Vorgesetzten für ein paar Minuten in die Hände bekam, sagte alles. (Insbesondere bestätigte es überzeugend das Faktum des andauernden Hungerstreiks in den Monaten August bis November.)

Unter der Eintragung vom 26. November fehlt die Unterschrift Martschenkos. Ich glaube, er hat nicht um Lebensmittel gebeten. Er hat sich an sie mit keiner Bitte gewandt. Aber sie hatten den Auftrag, Martschenko auf die Beine zu helfen, einen gequälten Menschen so wieder herzustellen, daß er mir oder – falls wir der Emigration zustimmten – den Menschen im Westen gezeigt werden konnte.

Das zweite Faktum: Am 28. November schrieb mir Tolja einen Brief mit der Bitte um ein Lebensmittelpaket für ihn auf den Namen des Leiters der Krankenabteilung. Weder das Paket noch der Brief entsprachen ihm. Falls dieser Brief echt ist, heißt das, daß der Hungerstreik beendet war oder er ihn möglicherweise beenden wollte.

Ob Anatolij den Hungerstreik abgebrochen hat oder nicht: Fest steht, daß sich sein Gesundheitszustand Ende November zusehends verschlechterte. Ob es ein Schlaganfall war oder etwas anderes – die letzten Tage lag er bereits im Sterben. Selbst jetzt erlaubte man mir nicht, meinen todkranken Mann wiederzusehen. Sein Tod kam nicht unverhofft für die Gefängnisverwaltung, so sehr sie mich auch vom Gegenteil zu überzeugen suchten. Nun das Wichtigste. Die Begründung für den Hungerstreik war die vorrangige Forderung nach *Freilassung der politischen Häftlinge* in der UdSSR. Eines weiß ich ganz sicher: Der am 4. August begonnene Hungerstreik hätte mindestens bis zum 4. Mai andauern sollen. Keine Hafterleichterungen für Martschenko hätten ihn beenden können. *Die einzige Erklärung für die Beendigung des Hungerstreiks* (sofern sie stattgefunden hat) wäre die, daß man meinem Mann mitgeteilt hat, daß in nächster Zeit die Frage der politischen Amnestie entschieden wird. Wer konnte ihm das übermitteln? Offensichtlich einer der hochgestellten Moskauer Beamten, die am 25./26. November bei ihm waren.

*

Woran ist Martschenko gestorben? Die mir mitgeteilten Diagnosen widersprechen einander. Jedoch sind dies alles mündliche Mitteilungen. Verlogene mündliche Mitteilungen.

Den Totenschein meines Mannes hat man mir nicht ausgehändigt.

Die Krankengeschichte meines Mannes ist mir nicht gezeigt worden. Man hat sich sogar geweigert, mir einen kurzen Auszug daraus zu machen. Oder auch nur vorzulesen.

Auch das pathologisch-anatomische Gutachten ist mir nicht ausgehändigt worden, ja nicht einmal gezeigt worden.

Man hat es sogar abgelehnt, mir eine Bescheinigung über die Beisetzung zu geben. So habe ich nicht ein einziges Schriftstück über den Tod meines Mannes. Nur das Telegramm mit der Benachrichtigung. Natürlich nicht beglaubigt, d. h., auch das ist keine Urkunde.

Nicht zurückgegeben hat man mir Briefe von Freunden an Martschenko, einen Teil seiner Photos; meine letzten Briefe an Anatolij sind verlorengegangen. Man hat mir keinerlei Aufzeichnungen meines Mannes ausgehändigt. Aber er hat ständig Aufzeichnungen gemacht, das weiß ich. Auch seine Zeitungsausschnitte, die er mit Randbemerkungen versehen hat, sind nicht zurückgegeben worden.

Man hat mir nicht den letzten Brief meines Mannes ausgehändigt, den Brief, den er im Oktober geschrieben hat und der in den ersten Dezembertagen abgeschickt werden sollte. Warum? Aus einem einzigen Grund: Die Behörden fürchten, daß die Aufzeichnungen die Umstände der letzten Monate im Leben Anatolij Martschenkos aufdecken würden.

Die Heimlichkeit, mit der die Behörden den Tod meines Mannes umgeben, kann das Wichtigste nicht verbergen: Anatolij Martschenko ist im Kampf gefallen. Dieser Kampf hat für ihn vor einem Vierteljahrhundert begonnen, und niemals, nicht ein einziges Mal, hat er die weiße Fahne des Waffenstillstands

gehißt. Zwanzig Jahre von diesen fünfundzwanzig kämpfte er in Gefängniszellen, Lagerbaracken, in der Verbannung. Anatolij hätte in Freiheit leben können, aber er wählte bewußt das Gefängnis – *damit andere frei sein könnten*.

Ich bin all jenen unendlich dankbar, die am Schicksal meines Mannes Anteil genommen haben. Ich bitte alle, Nahe und Entfernte, nicht zu vergessen: Der „Fall Martschenko“ ist nicht abgeschlossen. Eine *allgemeine politische Amnestie, Freiheit für alle politischen Häftlinge* – für dieses hohe Ziel hat Anatolij sein Leben geopfert, dafür hat er die letzten vier Monate seines Lebens gehungert, dafür ist er am 8. Dezember 1986 im schrecklichen Gefängnis in Tschistopol umgekommen.

Moskau, 13./14. Dezember 1986

Larissa Bogoras

Tel. 134–68–98

Moskau, Leninskij Prospekt, d. 85, kw. 3

Aus dem Russischen von Vera Huppfeld

„Der tragische Hungerstreik Anatolij Martschenkos war der verzweifelte Versuch, die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit zu erregen, jener, für die die menschliche Person, die Menschenrechte und die Freiheit den höchsten Wert ausmachen. Es war der Versuch, die Aufmerksamkeit jener Menschen auf den tatsächlichen Zustand in der Sowjetunion zu lenken – hinter die Fassade der sogenannten ‚Liberalisierung‘, ‚Demokratisierung‘ und ‚glasnost‘.“

Anatolij Martschenko ruft die Staatsführer mit demokratischen Systemen, die Teilnehmer der Helsinki-Vereinbarungen, auf, nicht in Gleichgültigkeit zu verharren, sich nicht mit der empörenden Verletzung der humanitären Teile jener Beschlüsse abzufinden. Er ruft dazu auf, keine unwürdigen Kompromisse einzugehen.“

Malwa Landa/Valerija Nowodworskaja: *Anatolij Martschenko und der sozialistische Superstaat. (Moskau/Petuschki, Dezember 1986 – Januar 1987)*

Sergej Swetuschkin, geb. 1955 in Moskau. Ent-
stammt einer Lehrerfamilie. Infolge seines Inter-
esses am geteilten Deutschland lernte er Deutsch.
1975, nach dem Wehrdienst, Aufnahme in das In-
stitut für Internationale Beziehungen (MGIMO).
1979 Eintritt in die KPdSU, besucht in der Folge
als Austauschstudent die DDR, absolviert sein
Praktikum in der Auslandsabteilung des ZK. We-
gen seiner kritischen Äußerungen zum sowjetischen
Vorgehen in Afghanistan, Polen, im Fall Sacharow
u. a. erhält er nur ein „bedingtes Diplom“, das
eine Karriere im erlernten Beruf verbietet. S. ar-
beitet daraufhin in der Agentur für Autorenrechte
(WAAP) und beim sowjetischen Sportkomitee.
1983 wird unerwartet seine frühere Bewerbung als
Militärdolmetscher in die DDR angenommen. Als
er gegen amoralische Praktiken der sowjetischen
Armeeghörigen gegenüber den Deutschen vor-

zugehen sucht, wird er fristlos entlassen. Nach
Moskau zurückgekehrt, erhält er nur mehr eine
Stelle als Nachtwächter. Er wird aktiv in der inof-
fiziellen Gruppe „Herstellung des Vertrauens zwi-
schen der UdSSR und den USA“. In der Folge
einer Demonstration im Anschluß an die Katastro-
phe von Tschernobyl wird S. am 2. 9. 1986 festge-
nommen. Während der 15tägigen Haft tritt er in
einen Hungerstreik; seine Arbeitsstelle geht ihm
unterdessen verloren. Er wird daraufhin unter
dem Vorwurf des Parasitentums am 25. 11. 1986
verhaftet. Unter der Anklage, seiner geschiedenen
Frau die Zahlung von Alimenten vorenthalten zu
haben – es handelte sich um einen Betrag von
vier Rubel, die aufgrund eines Fehlers der Buch-
haltung nicht ausbezahlt wurden –, wurde
Swetuschkin am 23. 1. 1987 zu einem Jahr
Lagerhaft verurteilt.

SERGEJ SWETUSCHKIN

Brief aus dem Gefängnis

Diesen Brief schrieb ich in
schrecklicher Eile nach ein-
em zweiwöchigen Hungerstreik
in einer Gefängniszelle, darum
bitte ich um Nachsicht für den
konfusen Stil. Ich habe es eilig,
mich mitzuteilen, denn ich spüre
die Gefahr im Nacken.
Nach einem Gespräch mit mein-
em Vater Ende August 1986
fühlte ich instinktiv, daß mir das
Gefängnis drohte, besonders als
er mir von der Warnung der Mil-
liz, ich bewegte mich auf Messers
Schneide, erzählte. Und so kam
es auch. Am 2. September 1986
wurde ich wegen meiner Teilnah-
me an einem Seminar der Grup-
pe „Vertrauen“ (*Dowerije*¹), das
bei Anna Nelidowa stattfand, für
15 Tage in Haft genommen. Das
Gefühl der Gefahr verstärkte
sich nach dem zweiten Gespräch
mit meinem Vater, in dem ich
das Angebot der Miliz ablehnte,
als Gegenleistung für einen Ar-
beitsplatz in meinem Beruf und
eine Wohnung auf eine weitere
Mitarbeit in der Gruppe „Ver-
trauen“ zu verzichten und Kon-
takte mit Ausländern zu unterlas-
sen.

Die 15 Tage Haft verstärkten in
mir nur die Gewißheit, daß die
Gruppe „Vertrauen“ für eine ge-
rechte Sache eintritt. Das KGB
wird von meiner zunehmenden
Bereitschaft, dafür weiter aktiv
zu werden, wenig erbaut sein.
Und da es heute in der UdSSR
für Menschen, die sich wirklich
um den Frieden und das Schick-
sal ihres Landes sorgen und dafür
aktiv werden, nach meiner Über-
zeugung nur zwei Wege gibt –
den in den fernen Westen oder
den in den fernen Osten (und
den ersteren lehne ich ab, weil
ich es als dringend notwendig
empfinde, für Frieden und Ver-
trauen hier, in der UdSSR, ein-
zutreten) –, habe ich begriffen,
daß auf mich der zweite Weg
wartet. Ob es Sibirien sein wird
oder Mordwinien oder irgendwo
sonst (Orte dieser Art gibt es ge-
nug in diesem von Stacheldraht
umschlossenen Land) – es macht
keinen Unterschied, und ich wer-
de das wohl durchstehen müs-
sen.
Während meiner Mitarbeit in der
Gruppe sah ich deutlich die dop-
pelbödige Politik der Staatsorga-

ne: Sie liebäugeln mit dem We-
sten (insbesondere mit den west-
lichen Friedensbewegungen),
machen Zugeständnisse, indem
sie von Zeit zu Zeit Gefangene
freilassen (wozu man, beiläufig
gesagt, doch irgend jemanden
verhaften muß) oder sie gar in
den Westen ausreisen lassen, und
zu gleicher Zeit setzen sie die
Repressalien fort, um andere ab-
zuschrecken, sich der Gruppe an-
zuschließen und damit ihren Be-
stand und ihren realen Kampf für
Frieden und Abrüstung durch die
Schaffung von Vertrauen für ein-
en längeren Zeitraum zu si-
chern. Wenngleich das KGB in
seiner Zwangslage, eine heuchle-
rische Politik betreiben zu müs-
sen, nicht zu beneiden ist, bleibt
dennoch festzustellen, daß seine
Mitarbeiter in ihrer Jagd auf die
Gruppe Erfolge vorweisen könn-
en. Selbst wenn man die Mög-
lichkeit von Provokationen von
seiten des KGB-Apparats außer
acht läßt, muß man zugeben, daß
es jede Menge sowjetischer Ge-
setze und strafrechtlicher Pa-
ragraphen gibt, mittels deren die
Staatsorgane jeden beliebigen

Menschen ins Gefängnis werfen können; um so mehr Menschen, die einen politischen Kampf führen. Jeder weiß dies. Eine Arbeit in seinem Beruf kann man in diesem Land nur im Austausch gegen Loyalität oder zumindest Passivität erhalten. Mitglieder der Gruppe „Vertrauen“, die das Diplom einer Hochschule erworben haben, müssen als Nachwächter arbeiten, weil sie sich nicht kompromißbereit zeigen und sich von ihren Überzeugungen nicht lossagen wollen.

Ich bilde darin keine Ausnahme. Mit 80 bis 90 Rubel Monatslohn (abzüglich 25 Prozent Alimente und andere Abgaben) auszukommen, das ist nicht sehr lustig, besonders wenn man mindestens 50 Rubel Miete für ein Zimmer bezahlen muß. Aber es ist zu schaffen, wenn man irgendwo noch etwas hinzuverdienen kann. Da gibt es jedoch auch eine Menge strafrechtlicher Fallstricke. Die Mitglieder der Gruppe müssen vollkommen saubere Hände haben, weil sie sich alle der realen Gefahr bewußt sind, wegen eines kriminellen Vergehens verhaftet zu werden, was dem KGB sehr willkommen wäre, böte es ihm doch die Möglichkeit, die Gruppe auf diese Weise in den Augen der westlichen und der sowjetischen Öffentlichkeit in Mißkredit zu bringen.

Ich verzichtete auf die Almosen des Staates, weil ich in meinen Ansichten unabhängig bleiben und sie äußern wollte, um auf diesem Wege meinen bescheidenen Beitrag dafür zu leisten, daß das Vertrauen zwischen den Menschen in unserem Land und auf der ganzen Welt wächst – und auf dieser Grundlage alle übrigen vor der Menschheit stehenden Probleme gelöst werden können, angefangen vom Problem der Abrüstung bis zu Problemen des Umweltschutzes, von energietechnischen bis zu sozialen, demographischen u. a. Problemen.

Damit habe ich mich in Gefahr begeben, denn diesen „Verrat“

verzeiht mir das KGB nicht (wußte ich doch aus nächster Nähe von vielen ihrer geheimen Dienstsachen, die in Wirklichkeit scheußliche Verbrechen sind: Ich habe sechs Jahre am Institut für Internationale Beziehungen studiert, ein Jahr lang in der Internationalen Abteilung des ZK der KPdSU gearbeitet, ein weiteres Jahr in der WAAP², ein Jahr im Sportkomitee und über ein Jahr in der militärischen Abwehr). Ich bin mir vollauf bewußt, daß den Mitgliedern unserer Gruppe ständig – auch wenn sie sich nichts zuschulden kommen lassen – Gefängnis, Arbeitslager, psychiatrische Klinik, Verbannung, Wegnahme der Kinder, psychiatrische Überwachung oder einfacher Terror, physische Gewalt u. ä. drohen. Die Staatsorgane haben die Möglichkeit, jeden zu schikanieren, selbst einen einfachen betrunkenen Arbeiter (worüber mir in den 15 Tagen Haft manches zu Ohren gekommen ist), und scheuen auch vor Provokationen nicht zurück, d. h., wenn man keinen anderen Verhaftungsgrund findet, wird einem ein Verstoß gegen das Gesetz untergeschoben.

Die Doppelbödigkeit der Politik des KGB zeigt sich immer wieder, dies konnte ich sogar in der – leider – kurzen Zeit, die ich in der Gruppe zubrachte, feststellen; als man Larissa Tschukajewa am 20. Mai 1986, dem Tag unserer Demonstration, verhaftete und gegen sie zur gleichen Zeit gerichtlich verhandelte³, da man gleichzeitig Schatrawka aus der Haft entließ, Wolodja Brodskij freiließ und den Medwedkows und Dina Sissermann die Ausreise gestattete, in den Tagen, als ich (ich gestatte mir, unbescheiden zu sein) 15 Tage zusammen mit Nikolaj Chramow und Alexander Sajzew im Gefängnis zubrachte. Meine Situation ist mithin so, daß ich jede Minute ein Anwärter auf einen freiwerdenden Gefängnisplatz sein kann (und intuitiv fühle ich dies).

Ich schreibe diesen Brief, um alle Menschen, die an meinem

Schicksal und an dem meiner guten, ehrlichen, treuen und tapferen Freunde in der Gruppe „Vertrauen“ Anteil nehmen, vorbeugend davon in Kenntnis zu setzen, daß – im Falle, mir geschieht wirklich etwas – es sich um eine Provokation handelt, da ich mich prinzipiell vor strafbaren Delikten hüte, schon allein, um die Gruppe nicht zu diskreditieren. Ich werde zudem keinerlei Kompromisse mit der Staatsmacht eingehen, keinerlei Zugeständnisse machen, selbst für eine in Aussicht gestellte Haftverkürzung nicht, ich werde mich um keinen Preis der Welt von meinen Freunden lossagen. Wenn ich auch mit vielen von ihnen aufgrund meiner – vielleicht naiven – radikaleren Einstellung zu den Verhältnissen in diesem Land nicht völlig einer Meinung war, nicht immer die nötige Vorsicht und taktische Klugheit im Umgang mit den Machthabern walten ließ und nicht in jedem Fall die Entscheidung von Freunden, zu emigrieren, guthieß (auch wenn sie mir menschlich begreiflich erschien) – die großartigen Ideen der Gruppe „Vertrauen“ waren und werden mir immer teuer sein. Dies ist die Aufgabe meines Lebens, bis wir gesiegt haben, und dafür bin ich bereit, hier, in Rußland, zu kämpfen, weil ich glaube (und die westlichen Friedensfreunde mögen mir dies verzeihen!), daß die Geschicke des Friedens und der Menschheit eben hier entschieden werden. Und allein schon mit der Tatsache, daß ich dafür im Gefängnis bin, trage ich einen kleinen Beitrag zu unserer Sache bei.

Und darüber werde ich froh sein, denn es ist mir gleichgültig, ob ich mit dreißig oder mit achtzig Jahren sterbe; sollte es früher sein, so werde ich auf immer ein wirklich freier und unabhängiger Mensch sein, was mir wichtiger ist als irgendwelche materiellen Güter. Ich bin ein anspruchsloser Mensch und kann mich schnell an verschiedene Umstände und Bedingungen anpassen. Und

wenn ich auch kein Freund von kategorischen Aussagen bin, so glaube ich doch nicht, daß man mich in Arbeitslagern und Gefängnissen geistig brechen kann (freilich habe ich große Angst vor einer „Behandlung“ mit Drogen in einer Psychiatrieanstalt). Bitte vergeßt nicht, daß ich auch im Gefängnis fortfahren werde, die Menschen für die Ideen der Vertrauensbildung zwischen den Völkern zu gewinnen. Ich glaube daran, daß die menschliche Vernunft siegen wird (und sei es auch erst nach uns), daß die Zukunft uns gehört und die Men-

schen nach den Gesetzen der Logik sich millionenfach den Ideen des Vertrauens anschließen werden, weil dies die einzig vernünftige Alternative der Menschheit ist. Noch befindet sie sich in einem jugendlichen unverständigen Stadium, doch ich glaube daran, daß wir den Krieg verhindern können und auch alle übrigen Probleme lösen werden.

18. September 1986

*Aus dem Russischen von
Peter Birken*

- 1 Die inoffizielle und behördlich verfolgte Friedensgruppe in der UdSSR.
- 2 *Vsesojuznoe Aгенstvo po Avtorskim Prawam* = Unions-Agentur für Urheberrechte.
- 3 L. Tschukajewa wurde im Dezember 1986 vorzeitig aus der Haft entlassen.

„Westlicher Druck (im Bereich der Menschenrechte) würde unter keinen Umständen Gorbatschows Lage verschlechtern. Weder Druck seitens der Regierungen noch Druck seitens der Gesellschaft. Im Gegenteil: Solches würde ihn in seinen Reformen unterstützen, sofern er es mit diesen Reformen ernst meint. Innere Kräfte, die an Veränderungen nicht interessiert sind, können ihn (Gorbatschow) aufhalten . . . nicht der Einfluß des Westens . . . Wir können unsere Handlungen nicht auf unklare Aussagen darüber gründen, was der Generalsekretär will oder nicht will; dies ist nicht das Problem. Wir haben an Menschenrechte gebundene Grundsätze, und wir müssen ständig und entschlossen diese Grundsätze in unser Leben einbringen. Dies sollte unsere Position sein.“

Jurij Orlow in einer Fernsehdiskussion am 22. Januar 1987

Informationen über eine Lagerabteilung der 80er Jahre

Der nachfolgend veröffentlichte Text kursiert im Samisdat, er erreichte unlängst den Westen. Er ist weder namentlich gezeichnet, noch trägt er eine Ortsangabe oder ein Datum. Es handelt sich vermutlich um eine aus einem Straflager herausgeschmuggelte Notiz eines bzw. mehrerer Häftlinge. Die hier enthaltene Schilderung dürfte repräsentativ sein für ein durchschnittliches sowjetisches Arbeitslager der 80er Jahre, das nicht ausschließlich resp. vornehmlich politischen Häftlingen vorbehalten ist.

Von der Gesamtzahl der Häftlinge einer der Lagerabteilungen sterben drei Prozent. Sechs Prozent werden im Lager wiederverhaftet. Sehr viele sind sogenannte „bessrotschniki“ („Unbefristete“, immer wieder im Lager Verurteilte), die bereits über 15 bis 20 Jahre sitzen.

Der Arbeitsweg in eine Richtung dauert zwei Stunden, daher verlassen die Menschen das Lager bereits um sieben Uhr morgens und kehren erst nach 21 Uhr zurück.

Geweckt wird um sechs Uhr, danach ist Gymnastik im Freien, die nur bei Temperaturen unter minus 15°C ausfällt. Wer zur Gymnastik nicht herauskommt, muß auf Baden, Pakete und Besuch verzichten.

Die allabendliche Kontrolle (etwa zehn Minuten) findet um 21.30 Uhr gleichfalls im Freien statt.

Auf eine Person kommen in einer Sektion etwa zwei Quadratmeter, vier Personen teilen sich ein Nachttischchen, auf 80 Quadratmetern leben etwa 50 Menschen. Zum Wäschetrocknen gibt

es keinerlei Möglichkeit, und da im Freien gearbeitet wird, ist die Kleidung ständig feucht.

Für 80 Personen gibt es ein einziges Waschbecken; es gibt nur kaltes Wasser, und dies lediglich morgens; abends nur jeden dritten Tag. Steckdosen für Elektrorasierer sind nicht vorhanden. Das heiße Wasser, das aus der Kantine gebracht wird, ist nur zum Trinken bestimmt. In die Wäscherei darf man einmal pro Woche nur Bettwäsche geben, alles übrige kann man nirgendwo waschen. In der Badeanstalt Wäsche zu waschen ist verboten. Die Folge davon sind Läuse ringsum. Die Beleuchtung: zwei Glühbirnen auf 80 Personen.

Die Arbeit besteht im wesentlichen aus Bäumefällen, aber es fehlt jegliche Einweisung in die Sicherheitsvorkehrungen, und so ist die Unfallquote außerordentlich hoch. Wird die Norm nicht erfüllt, weil die technischen Geräte kaputt sind, gilt dennoch die ganze Brigade für schuldig, und es werden auswahlweise zwei bis drei Personen dafür bestraft. Zur Strafe wird man z. B. gezwun-

gen, draußen in dem sog. „otstojnik“ – einem Eisenkäfig – bis sieben Uhr morgens zu stehen; danach muß man wieder zur Arbeit. Kommt man zur Strafe in den SCHISO (Strafisolator), so muß man wissen, daß die Zellen dort nicht geheizt werden, und wenn es im Winter draußen minus 50°C ist, so herrscht die gleiche Temperatur auch in der Zelle des SCHISO.

Die Fleischration beträgt pro Tag 60 Gramm, allerdings ist sie in der Praxis gleich Null; – man kann in der „balanda“ (Wassersuppe) ein Stückchen von der Größe eines Fingernagels erwischen, und selbst das nicht jeden Tag.

Ein Arzt aus einer solchen Zone erklärte: „Ich befreie einen Sek (Häftling) nur dann von der Arbeit, wenn er zu mir getragen wird.“

*Aus dem Russischen von
Helene Tarassowa-Redlich*

Ernst Orłowski, geb. 1928 in Leningrad. Mathematiker, spezialisiert in Patentrecht. Seit 1957 als Bürgerrechtler immer wieder Verhören und Verwarnungen seitens der Behörden ausgesetzt, gehörte u. a. der 1973 (inoffiziell) gegründeten sowjetischen

Sektion von Amnesty International an. Ist Verfasser zahlreicher im Samisdat zirkulierender Arbeiten. Sein hier veröffentlichter Brief an den Generalsekretär der Vereinten Nationen erscheint unwesentlich gekürzt.

ERNST ORŁOWSKIJ

Offener Brief an den Generalsekretär der Vereinten Nationen J. Perez de Cuelhar

Sehr geehrter Herr Generalsekretär!

Ich bin Patentingenieur (Berater für Fragen gewerblichen Eigentums) in einer wissenschaftlichen Institution in Leningrad, UdSSR. Ich glaube, daß der periodische Einblick in die Veröffentlichungen der UNO erstens zu einer Steigerung der Effektivität meiner beruflichen Tätigkeit beiträgt und zweitens zu einem besseren Verständnis der derzeitigen internationalen Lage, der völkerrechtlichen Situation sowie der Position einzelner Länder zu den einen oder anderen Fragen, insbesondere hinsichtlich der Abrüstung und der Menschenrechte. Die Einsichtnahme in die Veröffentlichungen der UNO stößt jedoch auf Hindernisse. Die Informationen hinsichtlich der Möglichkeiten, Veröffentlichungen und Unterlagen der Vereinten Nationen zu erwerben bzw. einzusehen, sind äußerst wider-

sprüchlich und lösen eine Reihe befremdlicher Fragen aus. Viele UNO-Publikationen, die auf dem Markt angeboten werden, tragen eine Aufschrift in sechs Sprachen, inclusive der russischen, die folgendermaßen lautet: „Veröffentlichungen der UNO sind in Buchhandlungen und Vertriebsstellen *aller Regionen der Erde erhältlich* (Hervorhebung von mir – E. O.). Wenn in einer Buchhandlung eine Ausgabe nicht vorhanden ist, empfiehlt es sich, an die Abteilung ‚Verkauf von Publikationen‘ in der Organisation der Vereinten Nationen in New York oder Genf zu schreiben.“

Diese Information entspricht aber nicht der Wahrheit.

Die Veröffentlichungen der UNO werden *nicht in allen* Regionen der Erde verkauft. Insbesondere auf dem Territorium der UdSSR (einschließlich der ukrainischen und der belarussischen Unionsrepublik) sind die UNO-

Publikationen in keiner Buchhandlung oder Vertriebsstelle erhältlich, auch kann man sie nicht kaufen, wenn man von der UdSSR aus nach New York oder Genf schreibt. Im übrigen sieht die entsprechende Aufschrift auf dem Katalog der UNO-Publikationen, die auf der 4. Internationalen Buchmesse in Moskau ausgestellt wurden (UNO-Publikation 40 963 August 1985), anders aus, und zwar: „Die für Sie notwendige Literatur kann über die entsprechenden Bibliotheken in der UdSSR bestellt werden.“ Der Sinn dieser Aufschrift ist völlig unklar: Welche Bibliotheken sind die „entsprechenden“? Kann über die Bibliothek Literatur zur individuellen Nutzung bestellt werden oder nur zum Lesen im Lesesaal? Was bedeutet „notwendige“ Literatur, d. h., bin ich verpflichtet, der Bibliothek amtlich nachzuweisen, daß die eine oder andere Publikation für mich notwendig ist? Selbst wenn ich

dies nachweisen kann, ist die Bibliothek dann verpflichtet, das von mir benötigte Buch zu bestellen, und sei es auch nur zum Gebrauch im Lesesaal? Oder wird diese Angelegenheit dem Gutdünken der Bibliotheksleitung anheimgestellt, die nicht nur ihre finanziellen Möglichkeiten berücksichtigt, sondern auch ihre eigenen (sowie die diverser staatlicher Organisationen) Überlegungen hinsichtlich der Nützlichkeit der einen oder anderen Publikation anstellt? Offensichtlich ist letzteres zutreffend. Aber was bleibt dann von der Behauptung „Sie können bestellen...“? Das bedeutet, daß entgegen den Behauptungen auf den Umschlagblättern der UNO-Publikationen die Bürger der UdSSR die UNO-Ausgaben überhaupt nicht bestellen können.

Auch ist es nicht leicht, die UNO-Ausgaben in sowjetischen Bibliotheken einzusehen. Ich wohne in Leningrad und bin Leser der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften der UdSSR (im übrigen kann nicht jeder Bürger diese Bibliothek in Anspruch nehmen, sondern nur Mitarbeiter wissenschaftlicher Institutionen). Die Bibliothek erhält eine Reihe von UNO-Ausgaben, darunter auch den *United Nations Chronicle* und das *United Nations Yearbook*. De facto kann aber nur etwa die Hälfte dieser Ausgaben eingesehen werden, für den Rest ist eine Sondergenehmigung erforderlich, deren Beschaffung nicht einfach ist.

Der oben erwähnte Katalog ist noch mit einem weiteren Vermerk versehen, und zwar: „Auskunft über Publikationen der UNO erhalten Sie im Informationszentrum der UNO, Anschrift: Moskau, 121 002, ul. Lunatscharskogo, d. 4/16.“ Ich habe mich an diese Adresse gewandt und war tief enttäuscht über den Empfang, der mir dort bereitet wurde. In der Tat konnte man so manche Ausgaben – vorzugsweise Ausgaben des *UN Public Information Department* – ohne jegliche Schwierigkeiten bekom-

men, da sie frei verteilt wurden. Diesmal wählte ich – ebenso wie bei meinen letzten Besuchen des Informationszentrums – etliche für mich interessante Informationsausgaben. Dafür bin ich den Mitarbeitern des Informationszentrums dankbar. Bemerkenswert ist jedoch, daß man weder eine einzige Resolution noch ein Dokument der Vollversammlung oder des Sicherheitsrats bekommen konnte, obwohl – soweit ich weiß – die UN-Informationszentren in anderen Ländern den Besuchern in zahlreichen Fällen diese Möglichkeit bieten.

Die größten Unannehmlichkeiten aber hatte ich, als ich versuchte, im Lesesaal der Bibliothek des Informationszentrums ein paar Ausgaben der UNO einzusehen, die auf der letzten Buchmesse in Moskau präsentiert wurden und in oben genanntem Katalog angegeben sind. Vor allem wollte man von mir nicht nur meinen Namen, sondern auch meinen Arbeitsplatz wissen, wobei auf eine Anordnung der UNO verwiesen wurde. Ich gab Name und Arbeitsplatz an, obgleich ich nicht verschweigen möchte, daß mir diese Forderung überflüssig erschien. Danach bat man mich, noch einen Antrag vom Arbeitsplatz vorzulegen. Diesen Antrag hatte ich nicht, aber zunächst hieß es, beim ersten Besuch würde man mir auch ohne Antrag ein paar Bücher zeigen, aber bei nochmaligem Besuch sei der Antrag absolut notwendig. Man gab mir den Band *Resolutionen und Beschlüsse der UNO-Vollversammlung in der 39. Sitzungsperiode*, jedoch unter der Bedingung, daß ich dieses Buch nur in der Hand haltend lese und unter keinen Umständen auf den Tisch lege (unter dem Vorwand, in dem einen Raum herrsche Platzmangel und wenn ich es in den anderen Raum mitnähme, fehle die Garantie für den ordnungsgemäßen Zustand des Buches). So hatte man mir gänzlich die Möglichkeit genommen, irgendwelche Auszüge aus dem Buch zu machen.

Ich ging zum Direktor des Informationszentrums (Gelij Anatoljewitsch). Aber er bestätigte nicht nur, daß die Bibliothekarin weisungsgemäß gehandelt habe, sondern untersagte ihr sogar, mir auch beim ersten Besuch irgendwelche Ausgaben zu zeigen – ehe ich keinen offiziellen Antrag von meiner Arbeitsstelle vorlege. Ich bat, mir die im Katalog der Moskauer Buchmesse aufgeführten Ausgaben zu zeigen: 1. *Richtlinien zur Ausarbeitung internationaler Verträge für beratendes engineering* (R.83.11. E.3) und 2. *Menschenrechte. Sammelwerk internationaler Verträge* (R.83. XIV.1) oder entsprechende Ausgaben in englischer Sprache, aber zu meiner Verwunderung lehnte der Direktor es kategorisch ab, mir diese Ausgaben zu zeigen. Ich machte den Direktor des Informationszentrums darauf aufmerksam, daß im Messekatalog (Veröffentlichung 40 963) die Anschrift des Informationszentrums angegeben ist, und fragte ihn, was für Auskünfte bzw. Ausgaben man per Post vom Informationszentrum erhalten kann. Die Sache ist die, daß ich allenfalls einmal im Jahr in Moskau bin und deshalb natürlich Informationsmaterial, das mich interessiert, wie zum Beispiel die *Disarmament fact sheets*, auch im freien Verkauf nur sehr unvollständig bekomme.

Ich fragte, ob man mir diese Ausgaben nicht regelmäßig zuschicken (ich hätte Briefmarken für das Porto hinterlegen können) oder sie für mich zurücklegen kann (je 1 Exemplar). Der Direktor des Informationszentrums erklärte jedoch, dies sei absolut unmöglich – weder ein Versand von Informationsmaterial komme in Frage noch irgendwelche Auskünfte auf Anfragen sowjetischer Bürger ohne Antrag einer Organisation. Ich bat den Direktor des Informationsinstituts, mir mitzuteilen, ob es in Leningrad eine Archivbibliothek der UNO gibt, und wenn dies jetzt nicht der Fall sei, welche früheren Jahrgänge archiviert

sind. Doch der Direktor erwiderte, daß es zur Zeit keine Archivbibliothek in Leningrad gäbe und daß die Frage nach dem Schicksal der früher archivierten Ausgaben „Forschungs(!)arbeit erfordert, die das Informationszentrum nicht durchführen kann“. Ich bin allerdings der Meinung, daß dies eine ganz normale Auskunft ist, die das Informationszentrum geben kann und muß. Nicht beantwortet hat der Direktor des Informationszentrums auch meine Frage nach der Benutzungsordnung für UNO-Ausgaben in den Lesesälen von Archivbibliotheken: Müssen diese Ausgaben jedem Bürger zum Lesen zur Verfügung gestellt werden oder nur bei Vorlage eines Antrags von der Arbeitsstelle? Zum Abschluß bat ich den Direktor des UNO-Informationszentrums, die Vorschriften bzw. Bestimmungen einsehen zu dürfen, in denen definiert ist, welche Art von Information das UNO-Informationszentrum wem und unter welchen Voraussetzungen gewährt. Der Direktor gab zur Antwort, alles vorher von ihm Gesagte sei die genaue Wieder-

gabe dieser Vorschriften und Bestimmungen, weigerte sich aber kategorisch, mich den Wortlaut dieser Dokumente einsehen zu lassen: „Ich bin nicht verpflichtet, vor jedem Bürger Rechenschaft abzulegen, ich lege Rechenschaft vor der UNO ab – da können Sie ganz sicher sein.“ Darauf erwiderte ich, daß ich ihn durch meine Bitte keinesfalls zur Rechenschaft ziehen wollte (obgleich auch ein Rechenschaftsbericht der UNO wohl kaum geheimzuhalten ist) und daß ich nicht daran zweifle, daß er vor der UNO Rechenschaft ablege, obwohl ich – seinem Verhalten nach zu urteilen – annehmen kann, daß er sich nicht nur vor der UNO rechtfertigt. Daraufhin war mein Gespräch mit dem Direktor des Informationszentrums der UNO in Moskau beendet. Dieses Gespräch hat mich, wie ich schon sagte, tief enttäuscht. Mir scheint, daß es solch eine Verhaltensweise bei einem Bediensteten einer internationalen Behörde, der sein Gehalt von der UNO bezieht, nicht geben darf. . . Ich würde es begrüßen, wenn

dieser Brief in jeder periodischen Druckschrift veröffentlicht würde und insbesondere in einer, die für sowjetische Bürger zugänglich ist.

Hochachtungsvoll,
E. Orlowskij
193036 Leningrad, UdSSR
ul. Wosstanija d. 13. kw. 33

Im März 1986

Aus dem Russischen von
Vera Huppfeld

„. . . In mancher Beziehung hat sich der Verkauf von Publikationen aus den sozialistischen Ländern gegenüber dem Stand vor 25 bis 30 Jahren verschlechtert. Es ist praktisch unmöglich, gesellschaftspolitische Literatur (sogar parteikommunistische) oder juristische (selbst von staatlichen Verlagen herausgegebene), nicht nur in Jugoslawien, sondern auch in Polen herausgegebene, zu kaufen. Bestellungen solcher Bücher werden nicht ausgeführt; dies betrifft zu einem beträchtlichen Teil auch die belletristische Literatur dieser Länder und sogar viele in der DDR und Bulgarien herausgegebene Bücher. Dies betrifft auch Literatur zur Geschichte, die in den sozialistischen Ländern herausgegeben wird. Was die in den nichtsozialistischen herausgegebene gesellschaftspolitische, historische, juristische oder philosophische Literatur angeht, so gelangt sie faktisch überhaupt nicht in den Verkauf. . . .“

Ernst Orlowskij: Informationsfreiheit – unabdingbare Voraussetzung eines dauerhaften internationalen Vertrauens und einer langfristigen Entspannung (Leningrad 1986)

Für die Herrschaft des Rechts

An das Parlament der SFRJ* und die jugoslawische Öffentlichkeit

Bereits seit zwei Jahren tritt und verteidigt der Ausschuß für die Verteidigung der Meinungs- und Äußerungsfreiheit öffentlich die Überzeugung, daß die Freiheit ein Grundrecht des Menschen, Grundlage und Ausdruck der Integrität und Identität der Person und elementare Voraussetzung für das gesellschaftliche und kulturelle Leben sowie das wissenschaftliche und künstlerische Schaffen ist. In dieser Überzeugung hat der Ausschuß – innerhalb der Grenzen seiner Möglichkeiten – einzelnen Bürgern, die wegen der Äußerung ihrer Meinung Verfolgungen ausgesetzt waren, wiederholt Unterstützung erwiesen. Der Ausschuß tat dies in der Hoffnung, sich dadurch auch dem Kampf für andere Menschen- und Bürgerrechte anzuschließen. Denn die Meinungsfreiheit, als ein menschliches Grundrecht, stellt eine der wesentlichen Vorbedingungen für alle anderen Freiheiten und Rechte dar, ebenso wie einen Ausdruck der Würde des Menschen, die sich – unter anderem – in der Übereinstimmung von Gedanken und öffentlich geäußertem Wort wie von öffentlich geäußertem Wort und menschlichem Tun zeigt. Indessen ist der Augenblick gekommen, da man nicht nur diese oder jene Einzelfälle von Einschränkung und Unterdrückung der Meinungs- und Äußerungsfreiheit erörtern, sondern auch die allgemeineren Umstände und Bedingungen untersuchen sollte, die zu solcher Unterdrückung führen. All dies läßt sich – vereinfacht auf das *Nichtvorhanden-*

sein von Rechtsstaatlichkeit in diesem Land reduzieren. Das ist vor allem eine Folge der mangelnden Bereitschaft der herrschenden Kreise, die öffentliche Macht, über die sie verfügen, zu konstitutionalisieren und zu begrenzen und sie der stetigen und wirksamen demokratischen Kontrolle derer zu unterstellen, in deren Namen sie regieren, sowie der der freien Öffentlichkeit. Die Rede ist vom sogenannten revolutionären Voluntarismus, der sich von dem Grundsatz leiten läßt, den seinerzeit Joseph Fouché verkündet hatte: „Demjenigen ist alles erlaubt, der im Geiste der Revolution arbeitet.“ Dazu hat auch das herrschende ideologische Projekt des Sozialismus beigetragen, das bedeutender zivilisatorischer Errungenschaften des modernen Zeitalters beraubt wurde, wozu auch die unzulässige Ablehnung der Idee der Rechtsstaatlichkeit zählt. Unter einer Herrschaft des Rechts verstehen wir nicht nur das *gesetzliche* Recht bzw. das Recht, das in den sogenannten positiven Rechtsvorschriften normiert ist; denn auch „die Barbarei“ – wie Svetozar Marković vor langer Zeit bemerkt hatte – läßt sich in eine Robe des Gesetzes kleiden. Rechtsstaatlichkeit im eigentlichen Sinn bedeutet die rechtliche Einschränkung der *Willkür* der Macht, bzw. daß verhindert wird, daß rechtliche Normen sich in bloße technische, jeglichen moralischen Inhalts und moralischer Rücksicht beraubte Normen verwandeln. Eine Herrschaft des Rechts bedeutet Achtung vor der *Würde*

der menschlichen Person und dem Recht des Bürgers, sich an öffentlichen Angelegenheiten aktiv zu beteiligen. Rechtsstaatlichkeit bedeutet Verhinderung der Entstehung jeglicher Formen einer *despotischen* Herrschaft. Damit Rechtsstaatlichkeit gewährleistet werde oder damit sich ein *Rechtsstaat* im Sozialismus konstituieren kann, wenden wir uns an das Parlament der SFRJ und an die jugoslawische Öffentlichkeit mit einem Vorschlag zur Änderung des politischen und rechtlichen Systems, die zur Errichtung einer Herrschaft des Rechts führen würde.

Nach unserem Urteil sind folgende Änderungen am dringlichsten:

1. *Abschaffung des Machtmonopols einer politischen Partei oder welcher exklusiver Gruppe auch immer sowie jeder Form eines Parteistaats, und zwar durch freie und direkte Wahlen.*

Niemand kann ständig und auf unabsehbare Zeit über öffentliche Macht verfügen, indem er sich auf seinen einstigen Sieg und auf frühere Verdienste, auf seine historische Mission und seine Rolle als Avantgarde beruft.

2. *Herstellung konsequenter rechtlicher und politischer Gleichheit der Bürger.*

Zu diesem Zweck sollte man die bisherige nicht verfassungsgemäße Praxis aufgeben, derzufolge die staatlichen und öffentlichen

* Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien

Ämter, Führungspositionen in der Wirtschaft und in den gesellschaftlichen Diensten, Redakteursposten bei Presse, Rundfunk und Fernsehen und andere herausragende Stellungen in der Gesellschaft vor allem Parteimitgliedern zugänglich sind. In einer Gesellschaft mit wahrer rechtlicher und politischer Gleichheit kann die Parteizugehörigkeit kein Grund für eine wie immer geartete Bevorzugung oder Diskriminierung von Bürgern sein.

3. Einführung einer wirksamen demokratischen Kontrolle der Macht und ihrer Träger durch eine freie Öffentlichkeit.

Dies setzt eine wirkliche Freiheit der Presse und der Medien voraus, das heißt die Möglichkeit, öffentliche Informationsmittel zu gründen und herauszugeben, sowie das Fehlen jeder Zensur. Es darf keinerlei Einschränkungen der Kritik an der Arbeit sämtlicher Träger staatlicher und öffentlicher Aufgaben geben.

4. Einführung wirklicher Unabhängigkeit des regulären Gerichtswesens gegenüber der Exekutive und des Verfassungsgerichtswesens von Exekutive und Legislative.

Bei der Ausübung ihrer Funktionen dürfen die Richter keinerlei Weisungen von der Partei oder seitens irgendeiner politischen Organisation oder staatlichen Stelle entgegennehmen.

5. Abschaffung des Diskretionsrechts der Verwaltungsorgane, über einzelne Freiheiten und Rechte der Bürger zu entscheiden, ohne Berufungsmöglichkeit bei Gericht und entsprechenden gerichtlichen Schutz.

Rechtsstaatlichkeit bedeutet, daß der endgültige Schutz der individuellen Freiheiten und Rechte einem aufgeklärten, unabhängigen und mutigen Gerichtswesen anvertraut wird, das – bei entsprechenden Verfahrensgarantien – auf schnelle und wirksame Weise das Recht vollzieht.

6. Entfernung jener Formulierungen aus den Verfassungsbestimmungen über die Freiheiten, Rechte und Pflichten des Menschen und des Bürgers, durch die diese Freiheiten und Rechte zwar garantiert, gleichzeitig aber eingeschränkt und auch entzogen werden.

Dies bezieht sich in erster Linie auf die hinweisenden Normen, nach denen dieses oder jenes verfassungsmäßige Recht oder Freiheit nur „unter durch ein Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen“ genutzt werden (Artikel 167, Ziffer 3 der Verfassung der SFRJ) oder nicht „zu politischen Zwecken“ mißbraucht werden dürfe (Artikel 174, Ziffer 4). Besonders umstritten sind die Formulierungen in Artikel 203 der Verfassung, durch den diese verfassungsmäßigen Freiheiten und Rechte generell eingeschränkt werden. So reduziert sich das verfassungsmäßige Verbot der Nutzung der Freiheiten und Rechte „zum Zwecke der Zerstörung der Grundlagen der selbstverwalteten sozialistischen demokratischen Ordnung“ in der Praxis der strafrechtlichen Verfolgung der letzten Zeit auf das Verbot einer „böswilligen Darstellung der gesellschaftlich-politischen Verhältnisse im Lande“.

7. Abschaffung der Möglichkeit einer präventiven Verhaftung und Konfinierung ohne zeitliche Begrenzung.

Alle Gesetze über die inneren Angelegenheiten der Republiken und Provinzen ermöglichen die präventive Einschränkung oder Entziehung der Freiheit solcher Personen, bei denen „ein begründeter Verdacht besteht, daß ihre Tätigkeit auf Untergrabung und Zerstörung der verfassungsmäßigen Ordnung gerichtet sein könnte, und deren Verbringung an einen Zwangsaufenthaltsort. Gegen derartige Entscheidungen gibt es keine Berufung beim Gericht (*habeas corpus*), wodurch der gerichtliche Schutz der persönlichen Freiheit, Freizügigkeit und der freien Wahl des

Wohnorts entzogen wird. Das Recht auf die Wahl des Wohnorts muß unantastbar sein; niemand kann aus seinem Wohnort vertrieben, deportiert oder verbannt werden, es sei denn aufgrund einer rechtskräftigen gerichtlichen Entscheidung, die auf einer restriktiven Deutung der gesetzlichen Normen beruht.

8. Abschaffung des sogenannten Meinungsdelikts.

Dies bezieht sich besonders auf den strafbaren Tatbestand der feindlichen Propaganda und auf die Tatbestände der Verbreitung falscher Nachrichten und der Schädigung des Ansehens der höchsten Machtorgane des Bundes, der Republiken und Provinzen und ihrer Repräsentanten. Eine derartige Abrechnung der Behörden mit Andersdenkenden ist unzulässig.

9. Abschaffung der Möglichkeit, das Recht auf die Privatsphäre zu verletzen, bzw. die Unantastbarkeit des Privatlebens, des Briefgeheimnisses und des anderer Kommunikationsmittel.

Durch das Bundesgesetz über den Staatssicherheitsdienst sowie die Republik- und Provinzgesetze über die inneren Angelegenheiten sind leitende Angestellte dieser Organe befugt, Entscheidungen zu treffen, durch die „in bezug auf einzelne Personen bestimmte Maßnahmen ergriffen werden, mit denen von den Grundsätzen der Unverletzbarkeit des Briefgeheimnisses und des anderer Kommunikationsmittel abgewichen wird“. Gegen diese Entscheidung gibt es keine Berufung bei Gericht und keinen gerichtlichen Schutz, denn der Geschädigte weiß überhaupt nicht und wird niemals verlässlich erfahren, daß seine Post geöffnet und gelesen wird, seine Telefongespräche abgehört und Gespräche in der Wohnung und an anderen Orten aufgezeichnet und notiert werden. Das Privatleben muß indes unantastbar, das Briefgeheimnis garantiert sein.

10. *Einführung des gleichen Rechts auf friedliche öffentliche Versammlung und Vereinsbildung.*

Dieses Recht ist eine elementare Voraussetzung jeder demokratischen Ordnung, und keine Gruppe von Bürgern kann hinsichtlich der Nutzung dieses Rechts privilegiert werden.

11. *Verfassungs- und gesetzmäßige Regelung des Streikrechts.*

Alle Beschäftigten müssen das verfassungsmäßige Recht haben, unter gesetzlich bestimmten Voraussetzungen und bei vorheriger Ankündigung, zum Zweck der Wahrung ihrer Rechte und Interessen in den Streik zu treten.

Belgrad, den 4. Oktober 1986

Der Ausschuß zur Verteidigung der Gedanken- und Äußerungsfreiheit:

Matija Bećković, Mitglied der Akademie*
 Dobrica Ćosić, MdA
 Dr. Ivan Janković
 Prof. Dr. Mihailo Marković, MdA
 Prof. Dr. Nikola Milošević, MdA
 Prof. Dr. Predrag Palavestra, MdA
 Prof. Dr. Radovan Samardžić, MdA
 Prof. Dr. Dragoslav Srejšević, MdA
 Prof. Dr. Ljubomir Tadić, MdA
 Dr. Kosta Čavoški

Prof. Dr. Andrija Gams
 Prof. Dr. Neca Jovanov
 Dragoslav Mihailović, MdA
 Borislav Mihajlović-Mihiz
 Tanasije Mladenović
 Mića Popović, MdA
 Dr. Gojko Nikoliš, MdA
 Mladen Srbinović, MdA
 Im Namen des Ausschusses:
 gez. Mića Popović

* Weiter MdA abgekürzt

Aus dem Serbokroatischen
 von Branko Pejaković

Wolfgang Kasack zum 60. Geburtstag

Man sieht ihm sein Alter nicht an. Krieg und russische Gefangenschaft, schwere persönliche Schicksalsschläge und ständige aufreibende Arbeit – das alles scheint spurlos an ihm vorübergegangen zu sein. Daß er auch mal Urlaub macht, ist schwer vorstellbar, soviel unbändige Energie, berufliches und menschliches Engagement und lebendiges Interesse für seine Umwelt stecken in ihm. Schon ein flüchtiger Überblick über seine wissenschaftlichen Arbeiten und seinen Aufgabenkreis ist beeindruckend. Er ist Inhaber des Lehrstuhls für Slavistik an der Kölner Universität, Herausgeber der inzwischen auf 38 Bände angewachsenen Schriftenreihe *Arbeiten und Texte zur Slavistik*, publiziert laufend literaturwissenschaftliche Arbeiten in der deutschen Fachpresse, organisiert zahlreiche Treffen und Seminare zu Problemen der russi-

schen Literatur. Er war Dolmetscher an der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in der UdSSR, leitete den Austausch von Wissenschaftlern und Studenten zwischen beiden Ländern und war Vorsitzender des deutschen Verbandes der Hochschullehrer für Slavistik. Zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten zählen eine Dissertation über Gogol und die Habilitation über Pustowskij, die ersten im Westen erschienenen russischen Ausgaben von Wwedenskij sowie etwa 350 fachwissenschaftliche Publikationen, darunter ein *Lexikon der russischen Literatur ab 1917*, eine Enzyklopädie der russischen Literatur von 1917–1986, die 706 Beiträge von 619 Autoren enthält, und eine Monographie über die russische Literatur von 1945–1982.

Als Sohn des bekannten deutschen Schriftstellers Hermann Kasack wurde Wolfgang Kasack

früh mit der Welt der Literatur vertraut, und die dramatischen Umstände seiner Begegnung mit Rußland während des Zweiten Weltkrieges bestimmten seinen Weg in der Slavistik, der er sich mit seiner ganzen Person verschrieb.

Die russische Literatur wurde zum Hauptthema seines Lebens, sein Interesse für sie ist unerschöpflich. In meinem Bekanntenkreis gibt es niemanden, der sich in der heutigen offiziellen russischen Literatur und auch in der Literatur des Samisdat besser auskennt. So beschämend es ist, selbst ich muß zugeben, daß mir die Namen und Fakten bisweilen nicht geläufig sind, die ich in Gesprächen bzw. im Schriftwechsel mit ihm erfahre, obwohl ich doch als Redakteur einer russischen Zeitschrift im Ausland die Wege der Literatur in meiner Heimat besonders aufmerksam verfolgen muß.

Natürlich neigt er, wie alle von ihrer Sache Besessenen, dazu, gewöhnliche und vorübergehende Erscheinungen gelegentlich überzubewerten – und dann gehen unsere Meinungen des öfteren auseinander, aber das hindert ihn nicht, eher schärft es seinen Forscherinstinkt für das Wesentliche und hilft ihm, das zu sehen, zu erahnen und im Voraus zu bestimmen, was anderen meistens verschlossen bleibt.

Jeder neue Name in der russischen Literatur weckt seinen Enthusiasmus, läßt ihn auf neue Offenbarungen hoffen, und selbst wenn ihn die Hoffnung trügt, bleibt sein Interesse für den Debütanten wach und kommt in seiner Forschungsarbeit und in seinen Publikationen immer wieder zum Ausdruck.

Solche großen Vertreter der russischen Literatur wie Michail Bulgakow, Andrej Platonow und Nikolaj Erdman sind letzten Endes ohne sein Zutun in Deutschland bekannt geworden. Ihm gebührt lediglich die Ehre, sie als erster in russischer Sprache in der Bundesrepublik herausgebracht zu haben. Ob aber ohne seine Hilfe ein Sascha Sokolow und eine Reihe anderer russischer Autoren seine Landsleute erreicht hätten, wage ich zu bezweifeln.

Die Begegnungen und Seminare, die der Wissenschaftler in seinem Institut organisiert, sind m. E. von gesamteuropäischem Rang.

Kaum ein namhafter Vertreter der russischen Literatur der Gegenwart auf beiden Seiten des sogenannten „Eisernen Vorhangs“, der nicht von dieser Tribüne gesprochen hätte: Wladimir Solouchin und Georgij Wladimow, Robert Roshdestwenskij und Naum Korschawin, Viktor Astafjew und Waldimir Woinowitsch, Wassilij Popow und Sergej Jurenin, Oleg Michajlow und Michail Heller und viele andere, die hier nicht aufgezählt werden können. Wiederholt gab es von sowjetischer Seite Versuche, die von Wolfgang Kasack organisierten Begegnungen mit emigrierten russischen Schriftstellern zu verhindern. Man drohte ihm, die Kontakte sowjetischer Schriftsteller mit seinem Institut zu unterbinden, und verweigerte ihm das Einreisevisum (in die UdSSR). Doch er blieb fest und war zu keinerlei Konzessionen, mochten sie auch noch so harmlos scheinen, bereit. Und vielleicht gerade deshalb setzte er sich schließlich immer durch. Nicht umsonst war er durch die Schule der Arbeitslager in diesem Land gegangen: Macht respektiert nur eine gleichwertige Macht.

Kürzlich erst reiste der Wissenschaftler wieder nach Rußland – und kehrte voller Hoffnungen und freudiger Eindrücke zurück: „Keine Frage, da tut sich was“, berichtete er mir bei unserer letzten Begegnung in Köln, „schwer

zu sagen, wie lange es dauern wird, aber geben Sie zu, es wäre dumm, solche Möglichkeiten nicht zu nutzen. Ich bin dort den verschiedensten Menschen begegnet, darunter solchen, die Ihnen gut bekannt sind, und auch solchen, die in der Literatur noch ganz neu sind, und alle waren derselben Meinung: Man muß sich an den Leser wenden, darf den günstigen Zeitpunkt nicht versäumen, es kann lange dauern, bis sich wieder einer einstellt. Und schließlich, wer weiß, könnte dieses zeitweilige Tauwetter unerwartet von Dauer und Bestand sein. Plötzlich wird man die Geister, die man aus pragmatischen Überlegungen rief, nicht mehr los. Wenn wir die Hoffnung aufgaben, was wären wir dann für Christen?“

Er kennt meinen sprichwörtlichen Skeptizismus in bezug auf all das, was in der Sowjetunion gegenwärtig vor sich geht, genau, doch es fällt ihm schwer einzusehen, daß ich seine Hoffnungen nicht teilen kann. Hoffnungen eines Verehrers und Sachwalters der russischen Literatur, eines Christen und Menschen. Er glaubt, er glaubt immer. Und darin ist er – ganz Wolfgang Kasack.

Wladimir Maximow

*Aus dem Russischen von
Peter Birken*

KONTINENT gedenkt in Dankbarkeit seiner seit der Gründung der Zeitschrift verstorbenen Mitglieder des redaktionellen Beirates:

RAYMOND ARON, PIERRE EMMANUEL, ALEXANDER GALITSCH, PJOTR GRIGORENKO, ARTHUR KOESTLER, ALEXANDER SCHMEMAN, IGNAZIO SILONE, ALEXANDRA TOLSTOJ.

Besprochene Bücher

Heute lebt Lew Druskin in Tübingen. Und dort sagt er: „Der Neckar fließt nach Leningrad.“ Er sagt es vom Strom seiner Erinnerungen, die zurück in seine Heimatstadt fließen, wo er (als St. Petersburg zeitweilig Petrograd hieß) 1921 geboren wurde und von wo er 1980 emigrieren mußte. Eigentlich lautet der Titel „Das gerettete Buch“, denn um es zu beschlagnahmen, war das KGB 1980 in seine Wohnung eingedrungen, aber da war der Text schon in den Westen gerettet. Der Verrat seines Schützlings, eines jungen Mannes, den er, der Kinderlose, wie einen Sohn liebte, hatte den Stein ins Rollen gebracht. Heute lebt Lew Druskin in Tübingen.

Ein solches Schicksal eines russischen Schriftstellers ist gegenwärtig keine Ausnahme. Auch im deutschen Sprachraum leben etliche. Es ist auch keine Ausnahme, daß er sein Leben aufschrieb – wie Amalrik, Bukowski, Kopelew, Lindenberg, Pljuschtsch und viele andere. Es scheint auch nichts Besonderes zu sein, daß wir bei einem Schriftsteller lesen: „Meine Welt, das ist das Zimmer. In welchem Reich befindet es sich? Im Reich des Geistes.“ Aber bei Druskin spielt dieser Satz auf seine Lähmung an; er ist seit der Kindheit an Bett und Rollstuhl gebunden. Das wirklich Eigene aber ist der gute Geist, der dieses Buch bestimmt und aus dem heraus wir Zeugen des Lebens in der Sowjetunion von 1930 bis 1980 werden.

Der Erlebnisbereich eines Menschen, den das Schicksal an sein Zimmer gefesselt hat, ist eingeschränkt. Das meiste wird ihm berichtet, wird nicht unmittelbar erfahren. Aber er gelangt zu einem sicheren Urteil über Menschen. Wenn er sich dann noch

Lew Druskin. Der Neckar fließt nach Leningrad. Erinnerungen. Aus dem Russischen übersetzt von Kay Borowsky. Gunter-Narr-Verlag, Tübingen 1986, 362 S., DM 38, –

selbst so zurücknehmen kann wie Lew Druskin und so knapp und treffend schreibt – dann entsteht ein Buch, das gelesen zu werden lohnt.

In diesem „geretteten Buch“ stehen viele selbständige Geschichten, die es uns Menschen im Westen ermöglichen, den Menschen im Ostblock näherzukommen, zum Beispiel:

„Ein Vorfall, einer antiken Tragödie würdig:

Sie kamen, den Schriftsteller Achill Lewinton zu verhaften. Seine Frau eilte mit ihrem Säugling im Arm durch das Zimmer, um Sachen für ihn zusammenzusuchen.

Er beugte sich zu ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Der Offizier des KGB, der die Haussuchung leitete brüllte:

„Was haben Sie gesagt?“

Achill hob den Kopf und antwortete einfach und verlegen:

„Ich habe ihr gesagt, daß ich sie liebe.““

Oder:

„Ein Anruf einer Freundin aus Moskau:

„Wie geht's?“

„Man hat mich ausgeschlossen.“

„Was soll's“, sagt sie, „das ist der Weg vieler anständiger Menschen.““

Diese konkreten Vorfälle, nachvollziehbar, nach-erspürbar, machen den Wert des Buches aus. Druskin warnt: „Das menschliche Gedächtnis ist prinzipienlos und kurz. Es bewahrt Berge von Müll und vergißt mitunter die

scharfen Linien, die eine Epoche bestimmen.“ Aus den Punkten, die Druskin setzt, entstehen solche scharfen Linien.

Gelegentlich vermittelt er sein Denken aus markanten Phasen der sowjetischen Geschichte. „Ich glaube, aus einem unbewußten Gefühl heraus befragten wir einander über Verhaftungen nicht. Ich wußte nicht, wußte wirklich nicht, daß der Vater von Ljoschka Butenko verhaftet war.“ Das Gespenstische der Phase des Massenterrors schwingt in dieser Schülerperspektive mit.

Ähnlich wichtig für den Leser heute ist sein Blick auf die sowjetische Besetzung der Tschechoslowakei 1968: „Ich erinnere mich gut an diese Tage, an den eisigen Wind der Verzweiflung und der Scham. Über uns und über die Tschechoslowaken. Verzeih mir, Tschechoslowakei, auch über die Tschechoslowaken.“ Selbst ein Widerstand von ein, zwei Tagen hätte der Welt bewiesen, „daß es eine Okkupation war“ – wie heute die Jahre des Widerstands des afghanischen Volkes.

Zu diesen Mosaiksteinen des Geschehens und Denkens, die Druskin in zarter, unerbittlicher Wahrheitsliebe aufbaut, gehören viele Schriftstellerporträts: am ausführlichsten über Samuil Marschak, den er als Lehrer und Helfer (ihm verdankte er seine monatliche Rente) verehrt, auch über Anna Achmatowa oder Viktor Schklowski. Immer sind diese Porträts konkret, auch die kritischen über S. Michalkow und V. Katajew, „das Chamäleon“.

Von sich selbst erzählt er einige Phasen der Kindheit, als er als zwölfjähriges „Wunderkind“ mit anderen auf Reisen vorgezeigt wurde, erzählt die entsetzliche

Fahrt in die Evakuierung im Kriege, als ein junger Funktionär ihn und seine Mutter aus dem Zug werfen ließ, was die Mutter das Leben kostete, erzählt von Haussuchung, KGB-Verhören und der unvorstellbaren Situation am Flughafen, als niemand vom Personal am Rollstuhl des Geächteten helfend anpackte. Rache am Wehrlosen. Druskin ist sehr sparsam mit solchen Lebenserfahrungen – liebenswert sparsam.

Eigentlich ist er Lyriker. „Mein Garten ist zerstört“ und „Am Abend ging ich fort“ sind die Titel von zwei ins Deutsche übersetzten Bänden, ein großer russischer Band kam – ebenfalls zum 65. Geburtstag – in den USA heraus. Druskin hat die Freunde an der Newa verlassen, hat aber am Neckar neue gefunden. Zu ihnen gehört sein aktiver, guter Übersetzer: Kay Borowsky. Die Ehrlichkeit zwingt Druskin dazu, sich nicht als Christ auszu-

geben. Aber der Satz „Mein Unglaube ist mein Kummer“ zeigt mehr als ein Suchen. Das Buch mit den ausgewählten Erfahrungen veranschaulicht, wie er das Walten des Schicksals spürt, an „Zufall“ zweifelt und – nicht zuletzt in der Verbindung mit seiner Frau – Fügungen der göttlichen Weisheit dankbar erkennt.

Wolfgang Kasack

Neue ukrainische Zeitschrift für Kultur, Politik und Gesellschaftsfragen (*Vidnova* 1–4, München 1984–86)

Die von einigen Osteuropahistorikern (Jaroslaw Pelenky, Jaroslaw Bilinsky – USA, Petro Potichny – Kanada, Bohdan Osadtschuk – Westberlin) ins Leben gerufene Zeitschrift *Vidnova* (Erneuerung) hat sich als unabhängiges Organ die Aufgabe gestellt, ukrainisches gesellschaftspolitisches Gedankengut sowie unschematische Konzeptionen zu akuten Problemen des ukrainischen Lebens darzustellen.

Bekanntlich hat sich in der Sowjetunion im Verhältnis zur Ukraine eine zentralistische Linie durchgesetzt, der die letzten autonomistischen Rechte dieser föderativen Sowjetrepublik zum Opfer fielen. Infolge einer Repressionswelle großen Ausmaßes im Jahre 1972 verloren führende ukrainische Vertreter aus Wissenschaft, Literatur, Kultur ihre Freiheit, unzählige nationalgezielte Intellektuelle wurden arbeitslos. Mit der Zerschlagung der Bürgerrechtsbewegung – die in den Dokumenten der ukrainischen Helsinki-Gruppe eine freie Entfaltung der ukrainischen nationalen Kultur und eine Abkehr vom radikalen Russifizierungskurs der Regierung verlangt hatte – ist in der Sowjetukraine fast jegliche Oppositionsstimme erstickt worden.

Im Westen ist andererseits das gesellschaftspolitische Leben der ukrainischen Diaspora in den Ländern, wo sich nach dem Zweiten Weltkrieg die meisten Ukrainer niederließen (vor allem in den USA und in Kanada), zu einem Minimum zusammengeschrumpft.

Nach Meinung der Herausgeber ist aufgrund des entstandenen Vakuums die Notwendigkeit erwachsen, ein Organ zu schaffen, das die Ansichten der verschiedensten gesellschaftspolitischen Strömungen sowie die Idee einer ukrainischen Unabhängigkeit im Rahmen einer politischen und sozialen Demokratie zum Ausdruck bringen sollte.

Vidnova erscheint halbjährlich und umfaßt jeweils 300 Seiten. Jeder Band ist einem bestimmten Thema gewidmet. Die erste Nummer nimmt das 100jährige Jubiläum der Gründung der ukrainischen Frauenbewegung zum Anlaß, um sich mit dieser Frage sowie mit prominenten Gestalten aus ihren Reihen zu befassen. Marta Bohachewska-Chomjak, die darüber eine umfangreiche wissenschaftliche Arbeit verfaßt hat, gibt einen analytischen Überblick dieser gesellschaftspolitischen Bewegung, die insbesondere die westukrainischen Gebiete umfaßt hatte. Es

wird auch historisches Material, vor allem die ersten Manifeste, nachgedruckt.

Die zweite Nummer beschäftigt sich mit dem sich anbahnenden ukrainisch-russischen Dialog. Bereits 1977 hatten sich einige bekannte Russen und Ukrainer zu einer gemeinsamen Erklärung durchgerungen, die u. a. Wladimir Bukowski, Natalja Gorbanevskaja, Wladimir Maximow sowie Vertreter der Ukrainischen Demokratischen Bewegung (UDR) und führende Wissenschaftler, die an amerikanischen und kanadischen Universitäten lehren, unterzeichnet hatten. Im Oktober 1981 fand an der amerikanischen Mac Master Universität eine erste Konferenz statt, die dem ukrainisch-russischen Fragenkomplex gewidmet war: „Die Ukraine und Rußland in ihrer historischen Begegnung“. An ihr nahmen 33 russische und ukrainische sowie andere Wissenschaftler teil, zudem weitere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Die Beziehungen beider Völker zueinander im Verlauf der Geschichte wurden erörtert. Ein großer Teil dieser Materialien ist in die zweite Nummer der Zeitschrift aufgenommen worden. Wir finden hier auch eine Untersuchung von Jaroslaw Bilinsky, die sich mit dem politi-

schen Kurs des heutigen Generalsekretärs der KP der Ukrainischen SSR befaßt: „Schtscherbizkyj zwischen Kiew und Moskau.“

Die Einleitung einer bedeutenden Dokumentation aus Polen von Kazimierz Podlaski zum Problem der nachbarlichen Beziehungen zwischen Polen, Ukrainern und Litauern kündigt bereits den Schwerpunkt des dritten Bandes an. Diese Dokumentation: „Litauer, Weißrussen, Ukrainer – unsere Feinde oder Brüder?“ erschien als Sonderdruck in ukrainischer Sprache (Vidnova 1986). In einer Einleitung zur dritten Nummer hat Bohdan Osadtschuk die verschiedenen Aspekte der ukrainisch-polnischen Beziehungen zwischen den Kriegen und nach dem

Zweiten Weltkrieg dargelegt. Bedeutende polnische Persönlichkeiten haben auf einen Fragebogen der Redaktion Vidnova zu diesem Komplex Stellung genommen, darunter Józef Lipski, Richard Lužny u. a.

Die Nummer vier ist gleichfalls den ukrainisch-polnischen Beziehungen gewidmet, sie trägt den Titel „Die Ukraine und die polnische Opposition“. Jaroslaw Pelensky hat vor allem die Rolle der Ukraine in der oppositionellen Publizistik untersucht. Es folgt eine Reihe von Artikeln polnischer Autoren, wobei so interessante Themen wie das Verhältnis Rußlands zu Polen, die Herausbildung gegenseitiger Feindbilder und Stereotypen (Janusz Radzejowski), die Ukraine und die ukrainischen Gebiete in

der polnischen historischen Forschung (W. Serczyk) untersucht werden.

Alle vier Bände enthalten neben einer Vielzahl von Artikeln und Beiträgen zu zeitgenössischen Fragen der osteuropäischen Geschichte reichlich Rezensionen und Hinweise auf entsprechende Literatur.

Falls es den Herausgebern weiterhin gelingt, so zahlreich auch nichtukrainische Autoren zu gewinnen, die sich mit der osteuropäischen Problematik befassen und dabei die Ukraine berühren, wird die Zeitschrift für Osteuropa-Historiker wie für einen weiten interessierten Kreis beträchtliche Bedeutung gewinnen.

Anna-Halja Horbatsch

Der Redaktion eingesandte Bücher und Schriften

Astrid von Borcke: *KGB – Die Macht im Untergrund*. Reihe: Tagesfragen, Bd. 33; Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart 1987, 208 S., DM 19,80

Gerhard Wettig: *Sicherheit über alles! Krieg und Frieden in sowjetischer Sicht*. Markus-Verlag, Köln 1986, 240 S., DM 19,80

Hermann Weber: *Geschichte der DDR*. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1985, DM 19,80

Ismet Chérif Vanly: *Kurdistan und die Kurden*. Türkei und Irak – Forts., Bd. 2; pogrom Taschenbücher Nr. 1014, Reihe bedrohte Völker; Gesellschaft für bedrohte Völker, Göttingen – Wien 1986, 280 S., DM 19,80

Enzo Rossi: *Malta on the Brink: From Western Democracy to Libyan Satellite*. Institute for European Defence & Strategic Studies, London 1986, 40 S., £ 4,50

Michael Rühle: *Preserving the Deterrent*. A Missile Defence for Europe. Hrsg. v. Alliance Publishers Ltd. für das Institute for European Defence & Strategic Studies, London 1986, 60 S., £ 4,50

Z. Golubović/S. Stojanović: *Systemkrise in Jugoslawien*. Forschungsprojekt „Krisen in den Systemen sowjetischen Typs“, Studie Nr. 14. Verlag Index, Köln 1986, 72 S., ohne Preisangabe

Ulrich Schacht (Hrsg.): *Letzte Tage in Mecklenburg*. Erinnerungen an eine Heimat. Albert Langen-Georg Müller Verlag, München-Wien 1986, 284 S., DM 38,–

Josef Müller: *Warum Anna Achmatowa ihre Heimat nicht verließ* oder: eine Biographie in Versen. *Eine russische Dichterin im Schwarzwald* – Marina Cvetaeva zum Gedächtnis. Verlag H. M. Hauschild, Bremen 1987, 44 S., Bezug durch Autor (Karlsruhe), ohne Preisangabe

Redaktionsschluß: 11. Februar 1987

Die POLITIK, WIRTSCHAFT, KULTUR IN LATEINAMERIKA **Americas**

ZEITSCHRIFT für Politik, Wirtschaft, Kultur in Lateinamerika

Lateinamerika steht im Blickpunkt von Ost und West. Der Westen setzt hohe Erwartungen in die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in den Ländern Lateinamerikas. Der Osten versucht über seine Brückenköpfe Kuba und Nicaragua, die „Revolution“ in die Staaten Lateinamerikas zu tragen.

„DIE AMERICAS“ ist die Informationsquelle über die rasanten und brisanten Entwicklungen in Lateinamerika.

„DIE AMERICAS“ bietet viermal im Jahr auf 112 Seiten Politik, Wirtschaft, Kultur über Lateinamerika in einer vielseitigen, farbigen Mischung, von Journalisten, Publizisten, Wissenschaftlern gekonnt präsentiert. Bitte bestellen Sie Ihr Jahresabonnement mit der untenstehenden Bestellkarte.

Hiermit bestelle ich

- Jahresabonnement „**DIE AMERICAS**“ zum Vorzugspreis von DM 51,20 (4 Ausgaben) zuzügl. DM 4,- Versandkostenanteil (Einzelheft DM 15,-)
- Jahresabonnement „**kontinent**“ zum Vorzugspreis von DM 40,- (4 Nummern) incl. Versandkostenanteil und Mehrwertsteuer (Einzelheft DM 12,-)

Vor- und Zuname

Beruf

Straße

PLZ, Wohnort

Der Rechnungsbetrag soll von meinem Konto abgebucht werden.

Konto-Nr.

Bankleitzahl (siehe Scheck)

Name der Bank

Datum, Unterschrift

- Außerdem möchte ich die 8 Ausgaben von „**kontinent**“ der Jahrgänge 1981 und 1982 zum Sonderpreis von DM 40,- zuzüglich Versandkosten bestellen.
- Bitte liefern Sie mir „**kontinent**“ rückwirkend im Abo seit 1983 zum Vorzugspreis.

Versandkosten außerhalb der Bundesrepublik Deutschland werden gesondert in Rechnung gestellt.

kontinent

OST-WEST-FORUM



Die Zeitschrift widmet sich mit Konsequenz den „weißen Flecken“ in der offiziellen Literatur und der Geschichtsschreibung der Sowjetunion und der anderen Länder Osteuropas. Sie ist ein Forum für alle Autoren Osteuropas, die in ihren Heimatländern nicht publizieren können. Das gilt gleichermaßen für die unterdrückten Schriftsteller im Lande wie in der Emigration, für verbotene wie für vergessene Autoren.

Peter Dittmar in „Die Welt“

... Man möchte die Lektüre all jenen empfehlen, die im gesteigerten Trommelfeuer der östlichen und linken Propaganda zusehends die Orientierung in einem unüberschaubaren Nebelmeer verlieren.

Neue Zürcher Zeitung

ZUM VORZUGSPREIS

Sie möchten „kontinent“ regelmäßig lesen?

Bestellen Sie zum ermäßigten Abonnementspreis. Sie zahlen dann nur DM 40,- (inklusive Versandkosten) statt DM 48,- für die vier Nummern des Jahrgangs.

EIN BESONDERES ANGEBOT FÜR NEUE ABONNENTEN

Sie können jetzt die 8 Taschenbuch-Ausgaben der Jahrgänge 1981 und 1982 zum einmaligen Sonderpreis von DM 40,- (zuzügl. Versandkosten) bestellen.

BITTE FÜLLEN SIE DIE UNTENSTEHENDE BESTELLKARTE DEUTLICH AUS. Kreuzen Sie Ihre entsprechenden Bestellungen an.

Absender:

Antwort

60 Pfennig
falls Marke
zur Hand

BURG VERLAG
Abo-Service
Untere Au 41

7123 Sachsenheim-Hohenhaslach

Für Sie ausgewählt
von der Versandbuchhandlung BURG VERLAG

Brisante Themen – Aktuelle Informationen

Alexander Solschenizyn: **November sechzehn**
Aus d. Russ. von Heddy Pross-Weerth
1200 Seiten, Leinen, DM 78,-

NEU

Hans Noll: **Rußland, Sommer, Loreley**
Ein Deutscher in der Sowjetunion
320 Seiten, Geb., DM 36,-

Ulrich Schacht: **Scherbenspur**
Gedichte
92 Seiten, Broschur, DM 22,-

Ulrich Schacht: **Hohenecker Protokolle**
Aussagen zur Geschichte der politischen
Verfolgung von Frauen in der DDR
304 Seiten, Broschur, DM 28,-

Lothar Späth: **Wende in die Zukunft**
Die Bundesrepublik auf dem Weg in
die Informationsgesellschaft
290 Seiten, Geb., DM 28,-

Kurt H. Biedenkopf: **Die neue Sicht der Dinge**
Plädoyer für eine freiheitliche
Wirtschafts- und Sozialordnung
462 Seiten, Geb., DM 44,-

Jerzy Popieluszko: **An das Volk**
Predigten und Überlegungen 1982–1984
128 Seiten, Kt., DM 19,80

Jerzy Holzer: **Solidarität**
Die Geschichte einer freien Gewerkschaft
in Polen. Hrsg. von Hans H. Hahn
441 Seiten, Kt., DM 39,80

Karl Carstens: **Der Christ in der Politik**
Über die politische Verantwortung der Christen
40 Seiten, Broschur, DM 6,80

NEU

Klaus Hornung: **Freiheit in unserer Zeit**
Geschichte, Politik und Erziehung
160 Seiten, Broschur, DM 19,80

Wolfgang Höpker: **Metropolen der Welt**
Wirkliche und heimliche Hauptstädte
in Ost und West
200 Seiten, 32 Bildseiten, Kt., DM 30,-

A. Ignatow: **Psychologie des Kommunismus**
Studien zur Mentalität der herrschenden
Schicht im komm. Machtbereich
181 Seiten, Geb., DM 33,-

NEU

Helga Klinke-Mibert: **Deutschsein Heute**
Auf der Suche nach Identität
112 Seiten, Broschur, DM 19,80

Jan Richard: **Und immer muß es Kaviar sein**
Das süße Leben der Funktionäre im Ostblock
256 Seiten, Geb., DM 29,80



BESTELLCOUPON

Bitte einsenden an: BURG VERLAG-Versandbuchhandlung
Untere Au 41, 7123 Sachsenheim 3
Tel. (071 47) 60 91

Hiermit bestelle ich

Ex. Solschenizyn: November 16
DM 78,-
 Ex. Noll: Rußland ...
DM 36,-
 Ex. Schacht: Scherbenspur
DM 22,-
 Ex. Schacht: Hohenecker ...
DM 28,-
 Ex. Späth: Wende ...
DM 28,-

Ex. Biedenkopf: Die neue Sicht ...
DM 44,-
 Ex. Popieluszko: An das Volk
DM 19,80
 Ex. Holzer: Solidarität ...
DM 39,80
 Ex. Carstens: Der Christ ...
DM 6,80
 Ex. Hornung: Freiheit ...
DM 19,80

Ex. Höpker: Metropolen ...
DM 30,-
 Ex. Ignatow: Psychologie ...
DM 33,-
 Ex. Klinke-Mibert: Deutschsein ...
DM 19,80
 Ex. Richard: ... Kaviar sein
DM 29,80

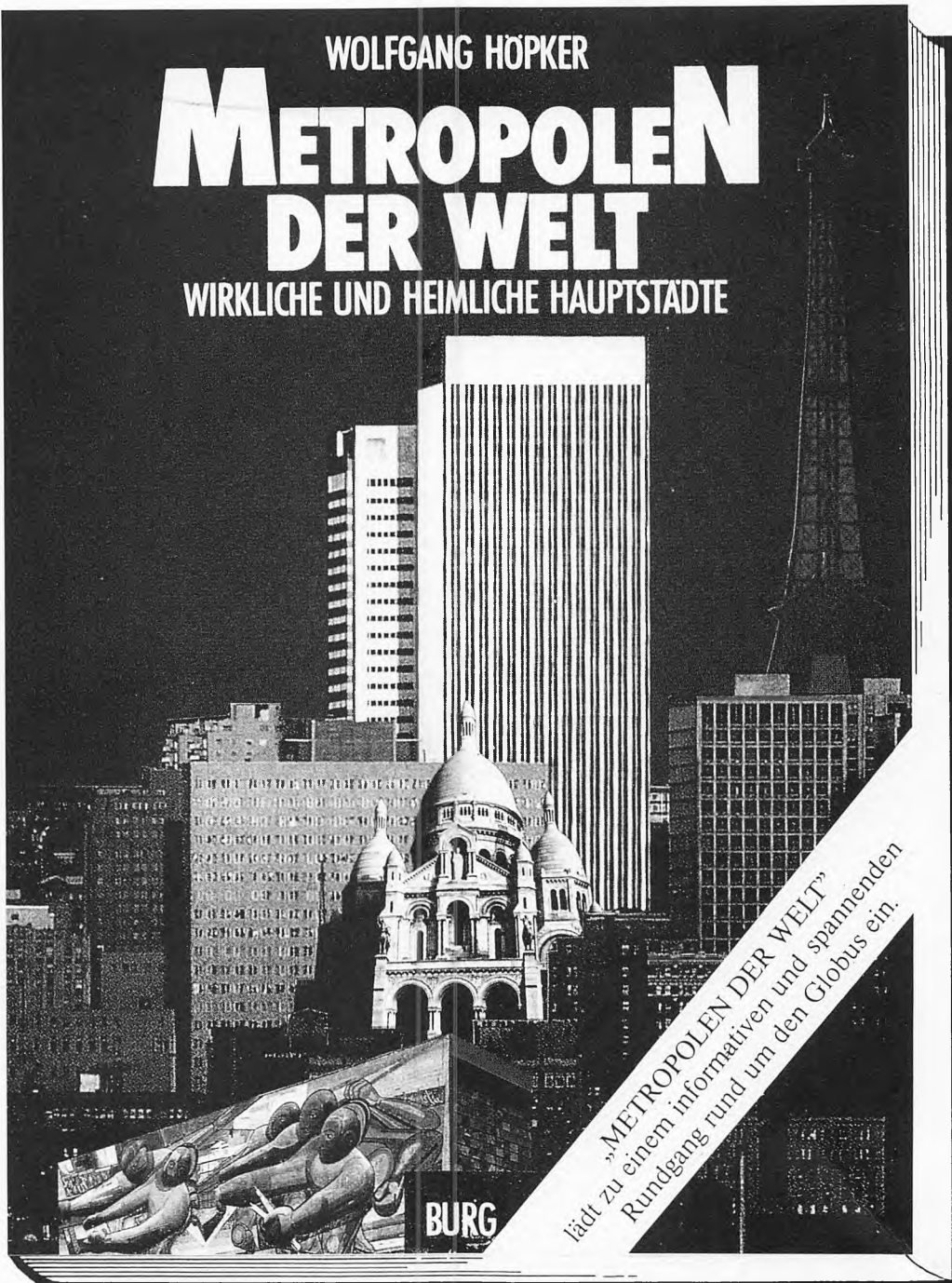
Meine Anschrift: _____

Datum, Unterschrift

BURG VERLAG-VERSANDBUCHHANDLUNG
UNTERE AU 41 · 7123 SACHSENHEIM 3 · TEL. (071 47) 60 91

Kapitale, Metropole, Weltstadt: Hauptstädte können Schaufenster eines Landes sein, sein Schicksal prägen – oder ein Scheindasein fristen. Manches Überraschende und Widersprüchliche fördert der weitgereiste Publizist und Korrespondent des „Rheinischen Merkur/Christ und Welt“ Wolfgang Höpker zutage, der auf zahlreichen Informationsreisen in alle Welt und in 160 Hauptstädte aus eigenem Erleben berichtet.

WOLFGANG HÖPKER
**METROPOLEN
DER WELT**
WIRKLICHE UND HEIMLICHE HAUPTSTÄDTE



Wolfgang Höpker: „METROPOLEN DER WELT –
WIRKLICHE UND HEIMLICHE HAUPTSTÄDTE“,
200 Seiten und 32 Bildseiten, DM 30,-

BURG VERLAG · STUTTGART · BONN

UNTERE AU 41 · 7123 SACHSENHEIM 3